

## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.**

# Zwölf Schicksalswege.

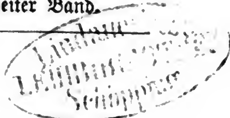
## Bunte Blätter aus alter und neuer Zeit

von

Theodor Griesinger.

In drei Bänden.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag von Vogler und Beinhauer.
1870.



# Inhalt des zweiten Bandes.




# I.

# Italia liberata.

Eine Episode aus dem Leben Louis Napoleons.

Nach einer englischen Quelle.

## 1. Kapitel.

## Das Begegniß auf dem Splügen.

Links vom Rheine, wie er aus dem Bodensee herauskömmt, auf ziemlicher Höhe, liegt ein Schloß, von dem aus man einer prächtigen Fernsicht über einen großen Theil des Kantons Thurgau, zu welchem dasselbe gehört, sowie über das Bodensee- und Rheinthal mit seinen herrlichen Umgebungen und Gebirgen genießt. Noch herrlicher aber fast, als diese Fernsicht, nehmen sich die Garten- und Parkanlagen aus, welche an die Gebäulichkeiten anstoßen, und es gibt in ihnen der Laubgänge, sowie der Grotten und Hütten eine Menge, welche an die Reize des Paradieses erinnern. Diese prächtige Besitzung nun heißt Arenenberg und kam vor jetzt etwa fünfzig Jahren in den Besitz der früheren Königin von Holland, Hortensie Eugenie, einer geborenen Beauharnais, deren Mutter den mächtigen Kaiser Napoleon von Frankreich ihren zweiten Gatten nannte. Dort wohnte die Exkönigin viele, viele Jahre lang, nachdem das napoleonische Regiment gestürzt war, nur allein damit beschäftigt, ihren dritten Sohn, Louis Napoleon Charles (der erstgeborne Napo-

leon Louis Charles starb schon anno 1807, und der zweitgeborne Charles Louis Napoleon lebte bei seinem Vater, dem Exkönige Ludwig Bonaparte von Holland, von der Mutter getrennt in Florenz), den jetzigen Kaiser Napoleon III. von Frankreich, zu erziehen, und wenn sie je das Schloß auf kürzere oder längere Zeit verließ, so geschah es sicherlich nur im Interesse dieses ihres Sohnes, auf den sie große Hoffnungen baute.

Auch im Spätherbst des Jahres 1830 befand sich die königliche Frau mit diesem ihrem Sohne Louis, damals einem Jünglinge von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, auf Arenenberg, und wir bitten nun den Leser, uns ebenfalls dahin zu folgen. Wir begeben uns aber nicht in's Schloß selbst, sondern in den anstoßenden Park, und zwar in eine der verborgensten Lauben desselben, welche so mit Weinreben überwachsen war, daß man von außen gar nicht sehen konnte, was darinnen vorging. In der Laube stand ein großer runder Tisch, den Bücher und Landkarten aller Art bedeckten, und vor diesen Karten und Büchern, gar emsig in denselben studirend, saß ein einzelner Mann, dessen Gesichtszüge man kaum zu erkennen vermochte, da er sich fast gar nie Zeit nahm, auch nur einen Augenblick lang aufzusehen. Doch konnte es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß der eifrige Forscher und Gelehrte trotz seiner bleichen Gesichtsfarbe und seiner mageren eingefallenen Wangen noch sehr jung sein müsse, und insbesondere fiel die fast außerordentliche Intelligenz auf, welche auf seiner nachdenklichen Stirne thronte. Kein Laut kam über seine Lippen, obgleich sich dieselben oft wie convulsivisch bewegten, um so mehr aber hatten seine Hände zu thun, denn er machte sich eine Menge von Notizen und unterstrich bald da, bald dort eine Stelle in einem der Bücher, oder markirte einen Namen auf einer der Landkarten.

Auf diese Art mochte der junge Mann schon mehrere Stunden lang beschäftigt gewesen sein, ohne daß er durch irgend Jemanden oder auch nur durch ein Geräusch unterbrochen worden wäre; da

raschelte es plötzlich im Gebüsche und wie aus der Erde emporgewachsen stand mit Einem Male ein Fremdling vor ihm, der ihn unverwandten Blickes anstarrte. Der Eingedrungene trug das Kleid eines Bettelmönchs — am Leibe eine lange braune Kutte, die durch einen Strick zusammengehalten wurde, auf dem Kopfe eine Kapuze statt eines Hutes, an den Füßen Sandalen statt Strümpfen und Schuhen, in der Hand einen schweren, mit Eisen beschlagenen Stock — und war augenscheinlich ein schon älterer, obwohl immer noch äußerst kräftig aussehender Mann, der sich durch einen langen grauen Bart und merkwürdig kluge Augen auszeichnete. Den Priester konnte man unmöglich in ihm verkennen und seine Erscheinung hatte also an und für sich durchaus nichts Schreckhaftes, allein überraschen mußte jedenfalls sein plötzliches Auftreten, und mancher sonst ganz herzhafte Mann würde sicherlich darob stark zusammengefahren sein. Nicht so der Jüngling an dem runden Tische, denn keine Muskel seines Gesichtes zuckte und seine Wangen blieben so marmorkalt, wie wenn sie gar nicht fähig wären, je von Blut übergossen zu werden.

„Was wünschen Sie?“ fragte er äußerst ruhig in französischer Sprache, als der Andere fortfuhr, ihn stillschweigend anzustarren. „Was wünschen Sie,“ wiederholte er darauf etwas lebhafter und mit stärkerer Betonung, „und vor Allem wie kommen Sie hier herein, da ich doch Befehl gegeben habe, keinen Menschen zu mir zu lassen?“

„Ich komme,“ erwiederte der Mönch nach einer Pause in italienischer Sprache mit leiser, obwohl voller und klarer Stimme; „ich komme aus einem Walde, in welchem viele Wölfe hausen; das unterdrückte Lamm aber schreit nach einem Jäger, der es schütze und vertheidige.“

„Ha!“ rief der junge Mann, wie elektrisirt aufspringend, indem zugleich seine Augen Blitze schossen. Doch plötzlich bezwang er sich gewaltsam, und den nächsten Augenblick saß er wieder so ruhig,

marmorkalt da, wie zuvor. „Sie sprechen eine Sprache, mein Pater,“ murmelte er, jetzt sich ebenfalls des italienischen Idioms bedienend, „welche für gewöhnliche Sterbliche ein Räthsel ist. Also nochmals, was wollen Sie, und vor Allem, wer sind Sie und woher kommen Sie?“

„Rom ist die Mutter der Nationen und Italien ist mein Vaterland,“ entgegnete der Andere, dem Jünglinge einen festen Blick zuwerfend.

„Beim Himmel,“ murmelte nun der Letztere, „es ist Einer der Eingeweihten, und ich habe Unrecht, ihm noch länger mit Mißtrauen zu begegnen.“

Mit diesen Worten stand er abermals auf und näherte sich dem Mönche, indem er ihm zugleich die Hand entgegenstreckte. Doch dieser wich einen Schritt zurück und holte aus einer verborgenen Tasche seiner Kutte ein sorgfältig zusammengeschnürtes Paketchen hervor, das er sofort dem Anderen überreichte. „Lesen Sie, mein Prinz,“ sagte er sich ehrfurchtsvollst verbeugend; „dann werden Sie ersehen, wer ich bin und was man von Ihnen will.“

Der junge Mann, in welchem der Leser längst den Sohn Hortenses, den jungen Louis Napoleon Bonaparte erkannt haben wird, nahm das Paket und war im Begriffe, die Schnur desselben zu lösen, als abermals ein mißtrauischer Gedanke in ihm aufstieg. „Hat Sie Jemand gesehen,“ fragte er, „als Sie den Park betraten?“

„Niemand,“ erwiederte der Mönch; „Marchese Pepoli vertraute mir den Schlüssel zu der kleinen Pforte, und durch diese bin ich bis hierher gekommen, ohne daß eine Seele meiner gewahr worden wäre. Allein selbst wenn mich Jemand beobachtet hätte, so könnte es nichts auf sich haben, da ein armer Mönch doch sicherlich keinen Verdacht erregen wird.“

Nunmehr fragte Louis Napoleon nicht weiter, sondern betrat den dunkeln Alleengang, welcher zu der Laube führte, und war bald in das Studium der ihm übergebenen Briefe versunken. Der In-

halt derselben mußte ihn übrigens nicht wenig afficiren, denn das eine Mal blieb er inmitten des Lesens wie angewurzelt stehen, das andere Mal ging er wieder schnell vorwärts, um sofort wieder in einen ganz langsamen Gang zu verfallen. Während dessen aber verließ der Mönch nicht einen Augenblick lang seinen Posten am Eingang der Laube, sondern beobachtete den Prinzen vielmehr mit unausgesetzter Aufmerksamkeit. Endlich schien Louis Napoleon über Alles in's Klare gekommen zu sein, denn er kehrte sofort um und stellte sich dicht vor den Pater hin.

„Sie kennen den Inhalt dieser Briefe, Pater Isidor?" fragte er.

„Ich kenne ihn," erwiederte dieser.

„Und Sie glauben mit den übrigen Brüdern" fuhr der Prinz fort, „daß die Zeit zum Handeln gekommen ist?"

„Ich glaube es," versetzte Pater Isidor mit strengem Ernste.

„Gut," erklärte nun Louis Napoleon, „so soll man mich nicht umsonst aufgefordert haben, meinen Posten einzunehmen. Ich kenne meine Pflicht und werde ihr nachzukommen wissen."

„Wann wird Eure kaiserliche Hoheit die Reise nach Italien antreten?" fragte sofort der Mönch. „Die Brüder verlangen eine genaue Antwort."

„Sobald ich mit meiner Mutter gesprochen habe," erwiederte der Prinz nachdenklich. „Kommen Sie mit mir auf's Schloß, mein Pater," fuhr er nach einer Pause fort, „damit ich Sie der Königin, meiner Mutter, vorstelle."

Sie wandten sich beide dem Schlosse zu; allein kaum hatten sie einige wenige Schritte zurückgelegt, so kam ihnen in einer der breiten Alleen eine Dame entgegen, welche ihnen den weiteren Weg ersparte. Die Dame mochte achtundvierzig bis fünfzig Jahre zählen und hatte gewiß, den sorgenvollen Zügen nach, des Grames schon ungewöhnlich viel erlebt; deßwegen war sie aber doch immer noch schön zu nennen und zugleich sprach sich in Gang und Manieren eine Würde aus, die unwillkürlich mit Ehrfurcht erfüllte.

„Meine Mutter," sagte Prinz Napoleon, als sie der Dame nahe genug gekommen waren; „Du siehst in diesem frommen Mönch hier den Pater Isidor aus Rom, der eine Botschaft von Italien an mich gebracht hat."

So sprechend gab er ihr den Arm und führte sie die Allee weiter zurück, um ihr die nöthigen Mittheilungen zu machen. Die Unterredung dauerte lange und schien der Dame viel Kummer zu bereiten. Ja man sah Thränen in ihren Augen und oftmals war ihre leis herübertönende Stimme wie vom Schluchzen erstickt. Doch der Sohn drang immer von Neuem in sie und wußte es auch in der That am Ende so weit zu bringen, daß sie in seine Abreise willigte, jedoch nur unter Einer Bedingung, nämlich der, ihn begleiten zu dürfen.

„Hochwürdiger Herr," rief sie dem Pater Isidor zu, der in einiger Entfernung des Ausgangs der Unterredung harrte, „kommen Sie und entscheiden Sie zwischen mir und meinem Sohne. Er will mich fern halten, während er sich für Freiheit und Vaterland in den Kampf stürzt; ich aber will mit ihm nach Rom, um die Gefahren mit ihm zu theilen oder ihn wenigstens in Noth und Unglück zu trösten; wahrhaftig ich würde sterben, wenn ich hier in der Ungewißheit des Ausgangs der Dinge harren müßte."

„Aber du vergißt, Mutter," warf der Sohn ein, „wie schwer es uns fallen dürfte, zusammen den Kirchenstaat zu erreichen; mir allein wird es in irgend einer Verkleidung wohl gelingen, doch mit einer Dame . . . . ."

„Erlauben Sie, mein Prinz," unterbrach ihn Pater Isidor ehrerbietig. „Wir haben gar wohl vorausgesehen, daß die Königin, Ihre Mutter, sich schwer entschließen könnte, Sie allein reisen zu lassen, und deßwegen ist hier durch einen Paß für die Sicherheit Ihrer beiderseitigen Personen gesorgt."

Mit diesen Worten langte er abermals in eine geheime Tasche seiner Kutte und zog daraus ein mit schweren Siegeln versehenes

Pergament-Papier hervor; dieses Papier aber war nichts Anderes, als ein regelmäßig ausgestellter sardinischer Paß auf die Frau Gräfin von Sousa aus Piemont, welcher vom sardinischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten die Erlaubniß ertheilt wurde, mit ihrem Sohne, dem Marchese von Sousa, über Mailand nach Rom zu reisen. Damit sah Louis Napoleon alle seine ferneren Einwände beseitigt, und er gab sofort nicht nur seine Einwilligung, die Reise in Begleitung seiner Mutter anzutreten, sondern setzte dieselbe auch sogleich auf den dritten Tag von der gehabten Unterredung an fest. Gleich darauf verabschiedete sich der Pater Isidor, um auf dieselbe geheimnißvolle Weise wieder nach dem Orte zurückzureisen, von dem er hergekommen war, oder vielmehr um ganz offen und ungenirt die italienische Grenze zu passiren, da man in dem Träger einer Kutte nie und nimmer einen Anhänger der verrufenen Partei gesucht hätte, welche von den Regierungen Italiens wie auch insbesondere vom Pabste als die infernalischste aller infernalischen Umsturzparteien bezeichnet wurde.

* * *

Drei Tage später begegnen wir auf dem Wege, welcher von dem berühmten Badeorte Ragatz nach Chur und dem Splügen zu führt, einem Reisewagen, welcher von vier Extrapostpferden gezogen wird und dessen Bestimmung nur Italien sein kann. Daß dieser Wagen übrigens nicht „die Gräfin von Sousa" nebst ihrem Sohne, dem Marchese, beherbergt, erkennen wir auf den ersten Blick, denn derselbe ist offenbar englischen Ursprungs, und auch die drei den Kutscher- und Bedientensitz einnehmenden Diener, worunter besonders eine wettergebräunte, matrosenartig aussehende Gestalt auffällt, gehören sicherlich nicht dem Continente an. Dessenungeachtet müssen wir uns mit dem besagten Wagen oder vielmehr mit den beiden jungen Männern, welche im Fond innen sitzen, etwas eingehender beschäftigen, denn diese Beiden greifen nicht nur selbstthätig in unsere Geschichte ein, sondern der Eine von ihnen dürfte sogar als eine

Hauptperson derselben anzusehen sein. Betrachten wir also zuerst ihre äußere Erscheinung und belauschen wir dann das vertraute Gespräch, welches sie mit einander führen!

An Jahren mochte Keiner von ihnen mehr zählen, denn vier-, höchstens fünfundzwanzig, und Jeder durfte darauf Anspruch machen, ein stattlicher, gut aussehender junger Herr genannt zu werden; allein deßwegen bestand doch ein großer Unterschied zwischen ihnen. Der Eine nämlich, der Kleinere, hatte eine mehr gedrungene, als hohe Gestalt und gehörte, wie sein schwarzes Haar, seine brünette Gesichtsfarbe und sein dunkel glühendes Auge bewies, keineswegs der angloſächſiſchen, sondern vielmehr der romanischen Raçe an; der Andere aber, der Größere, den ein feiner, schlanker und dennoch kräftiger Wuchs, eine offene, klare, intelligente Stirn und ein ebenso feuriges als entschlossenes blaues Auge auszeichnete, konnte den Engländer nicht verläugnen. Beide übrigens mußten, wie man auf den ersten Blick erkannte, zur höheren Klasse der Gesellschaft gerechnet werden, und waren wohl von Jugend auf gewohnt, sich nur in gewählteren Kreisen zu bewegen; doch sah man es dem Kleineren an, daß das Leben schon bedeutendere Ansprüche an ihn gemacht hatte, als an seinen weit fröhlicher dreinschauenden Genossen.

Eben hatte der Wagen eine Stelle erreicht, von wo aus eine größere Steigung begann, da machte der Blonde dem Brünetten den Vorschlag, die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen, und befahl sofort, als der Andere einwilligte, dem Postillon, einen Augenblick anzuhalten, um dann langsam nachzufahren. Mit leichten Schritten eilten sie nun empor und machten nicht eher Halt, als bis sie die höchste Spitze erreicht hatten.

„Ach wie wunderherrlich ist es doch zwischen diesen Bergen," rief jetzt der Blonde, seinen Blick nach allen Seiten hin streifen lassend. „Ich glaube, ich könnte Jahre hier leben und würde doch jeden Tag neue Schönheiten entdecken."

„Ja," entgegnete der Andere nicht ohne Bitterkeit, „mit dem

Gefühle der Freiheit in der Brust mag man dieses Urtheil fällen, allein wenn der Aufenthalt ein gezwungener ist, dann ..... Doch," unterbrach er sich selbst, indem er sich gewaltsam in eine andere Stimmung zu bringen suchte, „ich will Sie mit meiner düsteren Verbannten-Melancholie nicht anstecken und erkläre mich also vollkommen mit Ihnen einverstanden. Wenn Sie übrigens schon von dieser Gegend so entzückt sind, wie wird es Ihnen erst ergehen, wenn Sie in meine Heimath hinabsehen? O Italia, wie wunderschön bist du, aber wie häßlich behandelst du deine treuesten Söhne!"

„Fort mit diesen Gedanken, Graf," erwiederte der Blonde in hellem, muthigem Tone. „Die Sonne bleibt nicht immer hinter den Wolken verborgen, und der Tag der Erlösung wird auch für Ihr Vaterland anbrechen. Vor der Hand dürfen Sie darauf zählen, daß Ihre Frau Mutter Ihren Brief ganz sicher erhält, trotz aller Sbirren, Gendarmen und östreichischen Spione, und wenn sie dann Ihnen das Wort, nicht ohne ihre Erlaubniß die Grenze Italiens zu überschreiten, zurückgibt, so ist wenigstens Ein Hinderniß zur Heimkehr beseitigt. Das zweite Hinderniß aber — nun freilich dessen Beseitigung hängt allein davon ab, ob das italienische Volk Muth und Kraft genug hat, seine Fesseln zu brechen."

„Es war vielleicht nicht recht von mir," nahm jetzt nach einer kleinen Pause wieder der Brünette das Wort, „Sie mit einem so gefährlichen Auftrage in Anspruch zu nehmen, denn wenn man den Brief bei Ihnen entdeckt, so behandelt man Sie zweifelsohne als den Verbündeten eines Hochverräthers; allein wenn Sie wüßten, welche Sehnsucht nach der Heimath, nach Freunden und Verwandten, nach Mutter und Schwester mich verzehrt ...."

„Pah," unterbrach ihn der Blonde, „machen Sie sich keine solch' thörichte Selbstvorwürfe. Den Brief habe ich eigenhändig in den Brustlatz meines Rockes eingenäht, und ich will den sehen, der ihn mir da ohne meine Bewilligung herausholt. Ueberdies," setzte

er mit stolzem Selbstbewußtsein hinzu, „haben Sie vergessen, Graf, daß ich Engländer bin?"

„Ich habe es nicht vergessen," erwiederte der Brünette, „und deßwegen wagte ich es auch, mich Ihnen anzuvertrauen. Aber trotzdem ist es möglich, daß ich Sie durch meinen Auftrag in große Gefahr stürze, und deßhalb erlauben Sie mir, zu meiner eigenen Rechtfertigung Ihnen die Gründe meiner Handlungsweise, so weit ich sie sagen darf, aus einander zu legen. Ich hatte einen Bruder. Er war nur ein Jahr älter, als ich, und also vor sechs Jahren nicht viel mehr als ein Knabe. Deßwegen haben sie ihn aber dennoch im Jahre 1824 in Verona als Hochverräther erschossen, und auch mir würde dasselbe Schicksal zu Theil geworden sein, wenn mich meine Mutter nicht noch zur rechten Zeit über die Grenze geschafft hätte. Damals mußte ich ihr schwören, nie nach Italien zurückzukehren, ohne daß sie mir die Erlaubniß dazu ertheilt habe, denn sie wollte wenigstens mich am Leben erhalten. Ich leistete den Schwur und habe ihn seither gehalten. Ja ich that noch mehr und blieb diese langen sechs Jahre über fast ohne alle Verbindung mit den Meinigen, weil ich wohl wußte, daß eine einzige aufgefangene Correspondenz, selbst die unschuldigste, Mutter und Schwester in's Gefängniß führen und ihr Vermögen der Confiscation preisgeben würde; aber jetzt — jetzt ist Hoffnung vorhanden, daß eine Aenderung eintreten dürfte in dem traurigen Loos meines Vaterlandes, und um zu dieser Aenderung das Meinige beizutragen, muß ich die verbotene Grenze überschreiten. Ich sage: ich muß, und weiß deßhalb gewiß, daß auch meine Mutter einstimmen wird, wenn sie meinen Brief gelesen hat. Doch mehr darf ich Ihnen nicht sagen, und schon das, was ich andeutete, hätte ich verschweigen sollen, allein mein Herz drängte mich und ein Freund, wie Sie, vergräbt das, was er vermuthet, in seinem Busen."

**Ein Händedruck des Blonden war die einzige Antwort, welche dieser gab, und sie schritten nun eine Zeit lang schweigend neben einander her.**

„Ich bin unendlich begierig, Ihre Mutter kennen zu lernen," bemerkte darauf der Engländer, „denn nach Allem, was Sie mir von ihr erzählten, muß es eine eben so vortreffliche als hochherzige Dame sein. Sie zeigten mir einmal ihr Porträt, Graf; bitte, lassen Sie mich es doch noch einmal betrachten, wenn Sie es noch immer bei sich tragen."

„Ich trenne mich nie von ihm," entgegnete dieser mit melancholischem Lächeln, „und ich darf wohl sagen, daß es während dieser ganzen Zeit meiner Flüchtlingschaft mein einziger Trost war."

Mit diesen Worten griff er in seine Brust und zog dort ein kleines Medaillon hervor, das er, nachdem er es geküßt, seinem Begleiter überreichte.

„Wahrhaftig ein eben so schöner als ausdrucksvoller Kopf," sagte dieser, das Bild lange und aufmerksam betrachtend. „Ich bin fest überzeugt, daß ich sie sogleich erkennen werde, so bald ich sie nur von Ferne sehe. Wie schade, daß Sie nicht auch ein Bild von Ihrer Schwester besitzen! Oder — sieht sie vielleicht Ihrer Mutter ähnlich?"

„Sie war noch ein Kind," erwiederte der Andere, „als ich vor sechs Jahren aus meinem Vaterlande flüchtig wurde, und ich kann mir daher keine richtige Vorstellung von ihr machen. Ja es ist leicht möglich oder vielmehr so viel als gewiß, daß ich an ihr, wenn ich ihr heute begegnete, wie an einer Fremden vorübergehen würde, denn," fügte er mit unendlicher Bitterkeit hinzu, „was braucht auch ein Verbannter seine Schwester zu kennen?"

Während dieses Zwiegesprächs, das in italienischer Sprache geführt wurde, waren sie nur langsam vorwärts gegangen, und der Wagen hatte daher Zeit gefunden, sie einzuholen. Als jedoch nun der Blonde seinen Freund bat, wieder einzusteigen, um die Reise gemeinschaftlich fortzusetzen, schüttelte dieser traurig mit dem Kopf und meinte, es werde das Beste sein, wenn sie sich jetzt trennen würden.

„Weiter als bis Chur," sagte er, „könnte ich Sie doch nicht begleiten, denn von dort an bis auf den Splügen hinauf sind überall verkleidete Spione aufgestellt, um über verdächtige Personen, die über diesen Paß nach Italien eindringen könnten, Bericht zu erstatten. Ja wer weiß, ob es nicht deren in Chur selbst eine Menge gibt, und wenn Sie dann mit mir zusammen gesehen würden, so könnte dies nur Veranlassung geben, Sie um so genauer nach Ihrem Eintritt auf mailändisches Gebiet zu beobachten. Gestatten Sie mir also, Sie jetzt schon zu verlassen und meinen Weg nach Ragatz zu Fuß zurückzufinden. Was wir uns zu sagen hatten, haben wir uns gesagt und — geschieden muß ja doch einmal werden."

Dabei blieb er, und da der Andere sah, daß es seinen Freund wirklich Ueberwindung kosten würde, der verbotenen Grenze Italiens noch näher zu kommen, wollte er nicht weiter in ihn dringen.

„Es sei so," sagte er mit bewegter Stimme; „aber frisch auf, mein Freund, und werfen Sie die Traurigkeit über Bord! In wenigen Monden oder vielleicht Wochen sehen wir uns hoffentlich unter anderen Auspicien wieder."

„Grüßen Sie Mutter und Schwester," entgegnete der Verbannte leise und reichte dem Engländer seine beiden Hände.

Eine Minute darauf rollte der Wagen mit seinem nun einzigen Insassen gegen Chur zu weiter; der Verbannte aber richtete seine Schritte den Berg abwärts, und bald waren Beide einander aus den Augen entschwunden.

Benützen wir diese Zeit, um den Leser mit den Persönlichkeiten der zwei jungen Männer, deren Zwiegespräch wir belauscht, noch näher bekannt zu machen. Es wird dies übrigens bei dem Einen wenigstens, bei dem Brünetten, mit wenigen Worten geschehen sein, da wir ja den größten Theil seiner Geheimnisse bereits kennen. Er war von Geburt ein Mailänder, und seine Mutter, die Gräfin Belgiojoso, eine geborene Fürstin Doria, gehörte unter die reichsten und vornehmsten Damen Italiens. Den Vater hatte ihm der Tod

schon vor verschiedenen Jahren geraubt und wie er seinen einzigen Bruder verloren, haben wir aus der Unterhaltung von vorhin ersehen. So blieb ihm außer der Mutter nur noch eine Schwester, die etwa sechs Jahre weniger, als er, zählen mochte; allein auch diese seine beiden einzigen Verwandten waren fast so gut als todt für ihn, da er als Flüchtling mit ihnen nicht verkehren und noch weniger sie besuchen durfte. Unter solchen Umständen also wird man es nur natürlich finden, daß sein ganzes Streben dahin ging, eine andere Ordnung der Dinge in Italien eingeführt zu sehen, und ebenso von selbst versteht es sich, daß er nicht Wenige fand, die hierin mit ihm übereinstimmten. Die Zwingherrschaft einestheils der kleinen Potentaten in Mittelitalien und anderntheils die Regierung der eine fremde Sprache redenden Beherrscher von Mailand und Venedig lag ja längst wie ein drückender Alp auf seinen Standesgenossen, die sich hiedurch fast durchaus in ihrer früheren Machtstellung beeinträchtigt sahen, und wenn auch das eigentliche Volk, sowie insbesondere die Bauernschaft auf dem Lande sich gegen eine revolutionäre Schilderhebung gänzlich gleichgiltig erwies, oder derselben gar abhold war, so hielten es dagegen die Bürger in den Städten mit ihnen. Dazu kam dann noch der geistige Umschwung, den die Welt seit der Julirevolution in Frankreich erfahren hatte, sowie die Thronbesteigung Louis Philipps, des Bürgerkönigs, welcher doch unmöglich zugeben konnte, daß die Italiener, wenn es ihnen gelang, sich ihrer Tyrannen zu entledigen, wieder durch östreichische Waffen zur Raison gebracht würden. Kurz der verbannte Graf Belgiojoso glaubte mit vielen Andern, jetzt sei der rechte Zeitpunkt für die Befreiung seines Vaterlandes gekommen, und der Leser wird also nunmehr die Anspielungen, die sich derselbe in der so eben belauschten Unterredung mit seinem Freunde erlaubte, zur Genüge verstehen können.

Was nun übrigens diesen Letzteren, den Freund nämlich, betrifft, so führte er einen keineswegs so stolz klingenden Namen, als der Italiener, sondern hieß einfach Arthur Stanton, aber deßwegen

floß doch nicht minder hochadeliges Blut in seinen Adern, und an Reichthum übertraf er den Andern jedenfalls um ein Bedeutendes. War doch sein Großvater ein Pair von England, dessen einzigen Erben er sich nennen durfte, und gehörte doch seine Mutter einem Geschlechte an, das sich sogar einer nicht allzu entfernten Verwandtschaft mit dem englischen Königshause rühmte! Dessen ungeachtet wußte der junge Arthur doch nichts von Stolz oder gar Hochmuth und Alle, die ihn näher kannten, priesen ihn wegen seiner ungemeinen Liebenswürdigkeit, sowie überhaupt wegen seines ganzen Seins und Wesens. Ja Einzelne, besonders aus dem Kreise der Damenwelt, begeisterten sich förmlich für ihn und suchten sein Herz im Sturm zu erobern, während Andere es umgekehrt an Intriguen nicht fehlen ließen, um den jungen Erben an sich zu ketten! Eben deßwegen hatten seine Eltern, sowie sein Großvater, gar nichts dawider, als er ihnen die Bitte an's Herz legte, auf einige Jahre den Continent bereisen zu dürfen, und Letzterer versah ihn so ausreichend mit Mitteln, daß er, wenn er anders gewollt, sich mit fürstlichem Glanze hätte umgeben können. Einer solchen Uebertreibung blieb er übrigens fern, und wenn er auch gewöhnlich seinem Stande gemäß auftrat, so streifte er doch auch oft, wenn es ihm irgendwo besonders gut gefiel, ganz allein oder nur von einem einzigen seiner Diener (seinem Milchbruder Duffy nämlich, einem eben so klugen als lustigen Burschen, der einige Jahre lang als Matrose zur See gedient hatte und mehrere Sprachen verstand) begleitet umher, um auf diese Weise Land und Leute besser kennen zu lernen. Auf einem dieser Streifzüge nun lernte er den jungen Grafen Belgiojoso kennen und beide gewannen einander bald so lieb, daß sie sich viele Tage und Wochen lang nicht mehr trennten. Endlich aber mußte sich Arthur doch entschließen, die Schweiz zu verlassen, um auch Italien zu besuchen, und wie nun sein Freund diese Reise dazu benützte, um seinen nächsten Anverwandten sichere Nachricht über sich zukommen zu lassen, haben wir im Obigen bereits gesehen. Kehren wir also

jetzt nach dieser kurzen Erklärung zu unserer Erzählung zurück oder vielmehr begleiten wir den jungen Arthur auf seiner Fahrt in das Land der Herrlichkeit, in das vielgepriesene schöne Italien!

Es war ein wunderschöner Herbstmorgen, als er in seinem wohlbespannten Wagen die oft ziemlich steile Straße auf den Splügen hinauffuhr. Chur, wo er übernachtet, hatte er schon vor Sonnenaufgang verlassen, um die erste italienische Station wo möglich noch bei Tageszeit zu erreichen und dennoch so viel Zeit zu erübrigen, daß er sich gehörig auf der Spitze des Berges umschauen könne, denn wie hätte er es sich versagen mögen, von diesem Alpenpaß aus einen Umblick zu gewinnen über das Land, welches mit Recht die Wiege der abendländischen Kunst und Wissenschaft genannt wird? Da wollte er träumen von Mailand und Florenz, von Rom und Neapel, sowie von den vielen anderen großen Städten, an deren jeder ein Stück Weltgeschichte hängt! Da wollte er sich ein Bild machen von den schönen Frauen, die nirgends in der Welt jene Vollkommenheit erreichen, wie im Lande Italia, und da wollte er sie im Geiste vorüberziehen lassen, die Hunderte von Malern, Bildhauern und Dichtern, von denen der Geringste schon sich einen Meister nennen darf! Da wollte er auch ihrer gedenken, welche dereinst gewaltige Wolken verbreiteten über die ganze Welt oder auch mit Blitzen dreinschlugen, die Millionen in Todesschrecken versetzten, — ihrer, der mächtigen Kirchenfürsten, die mit Sceptern und Kronen umgingen, als wären es Spielzeuge in ihren Händen, und vor denen Kaiser wie Könige sich beugen mußten! All' diese Scenen und Bilder wollte er aufrollen vor seiner Seele, gerade wie der Zeichner die Umrisse eines großen Gemäldes aufrollt; aber unwillkürlich erfaßten ihn ganz andere Gedanken und sein Geist verlor sich in's Nachsinnen darüber, wie es denn möglich geworden, daß ein Volk, mit einer so großartigen Vergangenheit, wie das italienische, ein Volk mit so wunderbar herrlichen Naturanlagen und mit einem heimathlichen Boden, der an Fruchtbarkeit von keinem in der Welt übertroffen

wird, — daß ein Volk dieser Art so tief in die Nacht der Unwissenheit und in die Ketten der Sklaverei versinken konnte, als es in der That versunken war! Und je mehr er darüber nachdachte, um so auffälliger erschien ihm der Gegensatz gegen das Land, das er eben im Begriff war zu verlassen, — ein Land, dem die Natur fast nichts gegeben, als hohe Gebirge und tiefe Thäler, ein Land, in welchem die meisten Bewohner förmlich ringen mußten um ihre Existenz, in welchem sie ihren Verstand anstrengen und die Kraft ihrer Arme in Bewegung setzen mußten, um das nothdürftig zu erwerben, was über den Alpen drüben den Menschen so zu sagen in den Schooß geschüttet wurde! „Welches Land," so fragte er sich nun, „ist glücklicher, das, dessen fast außerordentliche Fruchtbarkeit seine Bewohner in Trägheit versumpfen läßt, oder das, dessen Rauheit die Menschen zwingt, alle ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten auf die höchste Stufe der Ausbildung zu bringen? Ueberdies," so monologisirte er weiter, „war nicht die Schönheit und Fruchtbarkeit Italiens auch in anderer Beziehung sein Fluch? Lockten diese seine Vorzüge nicht schon vor Jahrhunderten den fremden Eroberer herbei und sind sie nicht noch heute die Ursache, daß Ausländer dem Eingeborenen den Fuß auf den Nacken setzen?"

Während er nun so träumte und darüber das Umschauen in seine nächste Umgebung ganz vergaß, wurde er plötzlich durch einen schrillen Hilferuf, der unmittelbar vor ihm erschallte, in die lebende Wirklichkeit zurückversetzt, und wie er sofort seine Augen nach der angegebenen Richtung hinwandte, sah er einen großen Reisewagen, welcher hart am Bergabhang der Straße halb umgestürzt lag, während die an denselben gespannten Rosse sich mächtig aufbäumten und von den Postillonen nur noch mit Mühe gezügelt wurden. Offenbar war hier große Gefahr vorhanden, daß der Wagen in die Tiefe hinabstürzen werde, und wenn dies geschah, so mußten seine Insassen nothwendig verlorene Leute sein! Wie ein Blitz schoß dieser Gedanke durch den Kopf Arthur Stantons, und den Moment darauf

sprang er auch schon, ohne den Schlag zu öffnen, aus seinem Wagen, während er zugleich seinem Kutscher Halt zurief und seinen Bedienten befahl, ihm schleunigst zu folgen. Im Nu hatte er den gefährdeten Wagen erreicht und unmittelbar hinter ihm drein rannte sein Leibdiener Duffy, während die Uebrigen ebenfalls ihr Möglichstes thaten. Es war aber auch in der That die höchste Zeit, daß Hilfe kam, denn die sich bäumenden Rosse wurden durch die gellenden Hilferufe einer Kammerzofe, die vornen auf dem Bocke saß, sowie durch die wilden Flüche der Postillone nur noch wüthender gemacht und schlugen so furchtbar aus, daß sie kaum mehr zu bändigen schienen. Mit einem einzigen Ruck jedoch riß der kraftvolle Arthur eines der Thiere nieder und ganz dasselbe gelang im nächsten Augenblicke seinem Diener Duffy mit dem andern. So kam der Wagen zum Stehen und nun konnte Arthur den Schlag öffnen, um die innen befindlichen Reisenden zu retten. Deren waren es übrigens nur zwei, eine schon ältere Dame und ein junger Herr, welcher der Sohn der ersteren zu sein schien, denn er rief mit lauter Stimme, man solle auf ihn keine Rücksicht nehmen, sondern nur allein daran denken, seine Mutter der Gefahr zu entreißen. Mit kräftigem Arm umfaßte also Arthur die Dame und trug sie auf die andere Seite des Weges; ihr Sohn aber arbeitete sich wirklich durch seine eigene Kraft heraus, während einer der Diener Arthurs die schreiende Kammerzofe vom Bocke herabhob. So kam gar Niemand zu Schaden und nur der halb umgestürzte Wagen hatte nothgelitten, sowie auch das Riemenwerk der Pferde zum großen Theil zerrissen war; allein was lag hieran, da ja das Leben der Reisenden auf dem Spiel gestanden hatte?

Nunmehr als Alles vorüber — der Auftritt dauerte übrigens natürlich viel kürzer, als wir gebraucht haben, ihn zu schildern — betrachtete sich Arthur die von ihm Geretteten etwas näher, aber sie waren ihm völlig fremd, Mutter wie Sohn, und aus ihrer Physiognomie konnte er nur so viel schließen, daß er entweder Franzosen

oder Italiener vor sich habe. Auffallen mußte ihm jedoch die unendliche Ruhe und Kälte, welche in dem Gesichte des jungen Herrn lag, denn während sich derselbe noch vor einem Augenblicke so außerordentlich besorgt um seine Mutter gezeigt hatte, betrachtete er nunmehr die ganze Scenerie so gelassen, als ob er eigentlich ein förmlich gleichgiltiger Zuschauer wäre.

„Louis, Louis," rief jetzt die Dame auf französisch, indem sie sich ängstlich nach ihrem Sohne umschaute, „Du bist doch hoffentlich unverletzt?"

„Vollkommen, meine Mutter," erwiederte der Sohn in einem Tone, dem man auch nicht die mindeste Erregung anmerkte; „vollkommen; allein ich wollte lieber, ich hätte ein Glied gebrochen und der Wagen nebst dem Geschirr wäre dafür ganz geblieben, denn wir können nun unmöglich weiter reisen."

„Der Schaden wird reparirt werden, Louis," entgegnete die Dame eifrig, „und der Verzug bringt uns hoffentlich keinen Nachtheil. Aber komm, laß uns dem Herrn hier unsern Dank für seinen außerordentlichen Beistand sagen, da wir ja ohne ihn nur zu gewiß gänzlich verloren gewesen sein würden."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," wandte sich nun der junge Mann gegen Arthur Stanton um; „ich war so unhöflich, Sie noch nicht einmal mit denen, welche Ihnen ihre Rettung vom Sturze in die Tiefe verdanken, bekannt zu machen, allein ich will den Fehler repariren und stelle Ihnen hiemit meine Mutter, die Gräfin von Sousa vor. Im Uebrigen sind wir gewöhnliche Reisende, die im Sinne hatten, Mailand zu besuchen, um dann nach ihrem Vaterlande Piemont zurückzukehren, ein Plan, der nunmehr wohl wird aufgegeben werden müssen."

„Das soll er nicht," rief Arthur Stanton mit freundlichem Entgegenkommen, „wenigstens soweit ich dazu beitragen kann. Mein Wagen hat für Sie und Ihre Frau Mutter bequem Platz, und Ihre Dienerschaft mag dann in dem Ihrigen, den man in wenigen

Stunden wenigstens nothdürftig herstellen kann, langsam nachfahren."

Die Frau Gräfin von Sousa warf ihrem Sohne einen eigenthümlichen Blick zu, wie um dessen Einwilligung zu dem Vorschlag zu erbitten; allein dieser blieb kalt und gemessen wie zuvor.

„Sie sind ein Engländer, mein Herr," sagte er in einem Tone, der nichts anderes besagte, als „ich fahre mit keinem Engländer zusammen".

„Ich nenne mich Arthur Stanton," erwiederte dieser sich stolz aufrichtend, „und England ist mein Vaterland; aber," setzte er dann freundlich lächelnd hinzu, „da England und Piemont in keinem Kriege mit einander begriffen sind, so denke ich wohl, daß Sie meinen Vorschlag unbeschadet Ihrer Nationalität annehmen könnten."

Abermals warf die Gräfin von Sousa ihrem Sohne einen bittenden Blick zu, und dieser schien sich nun plötzlich eines Besseren zu besinnen.

„Wir sind allerdings sehr eilig," meinte er, „und wenn es Sie nicht allzu sehr incommodirt, so möchten wir wohl von Ihrer Güte Gebrauch machen. Nur kommt noch dabei der leidige Umstand in Betracht, daß meine Mutter ihrer Kammerfrau nicht wohl wird entbehren können."

„Auch dazu soll Rath geschafft werden," erwiederte Arthur Stanton abermals lächelnd, zugleich aber seinen Leuten die nöthigen Befehle ertheilend. Ohne Zweifel lächelte er, weil es ihm denn doch etwas komisch vorkommen mußte, daß der junge Herr Marchese von Sousa sich gerade so benahm, wie wenn er eine Gefälligkeit *erweise*, nicht aber, wie wenn ihm eine *erwiesen würde*.

Ein Theil der Koffer, welche der Frau Gräfin von Sousa gehörten, wurde nun schnell auf den Wagen Arthur Stantons gepackt, und auch die Kammerfrau derselben erhielt einen Platz auf dem vorderen Bocke. Dann ging's hurtig voran, um wo möglich die verlorene Zeit wieder einzubringen, und bald kam man an die

höchste Stelle des Berges, von wo aus man Chiavenna, die erste italienische Station, tief unter sich erblicken kann. Der Anblick war prachtvoll, denn Chiavenna scheint zwischen Weinberge und Olivenhaine förmlich eingekettet zu sein, und Arthur hätte daher gerne den Postillonen befohlen, von jetzt an gemächlicher zu fahren; allein der junge Herr von Sousa hatte offenbar für die Schönheiten der Gegend keinen Sinn und meinte trocken, sie hätten keine Zeit zu verlieren, wenn sie heute noch den Comer-See erreichen wollten. Gleich darauf kam man an den Grenzpfahl, an welchem das mailändische Gebiet beginnt, und nun erfolgte ein äußerst genaues und scrupulöses Visitiren der Koffer, wie der Pässe, so daß abermals eine beträchtliche Zeit verstrich. Endlich jedoch ging auch dieser Kelch der Trübsal vorüber, und nun rollte das Gefährt in ununterbrochener Eile die Bergstraße hinab, nach Chiavenna hinein, das man mit Einbruch der Dunkelheit erreichte. Hier hatte Arthur Stanton im Sinne zu übernachten, denn die Station, die er zurückgelegt, war eine sehr lange gewesen und überdies fühlte er sich von den Anstrengungen des Tages nicht wenig angegriffen; allein zu seinem großen Erstaunen bat ihn die Frau Gräfin von Sousa, seiner Güte die Krone aufzusetzen, und die Reise noch in der Nacht bis nach Riva, einem vier Stunden weiter südlich hart am Comer-See gelegenen Städtchen fortzusetzen.

„Wir haben,“ sagte sie nicht ohne einige Verlegenheit, während ihr Sohn so kalt und gemessen drein schaute, wie immer; „wir haben in der That große Eile und überdies ist das Nachtquartier in Riva ein viel besseres.“

Arthur Stanton verbeugte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, und ließ sofort neue Postpferde bestellen. Zwar allerdings war es ihm klar genug, daß der Grund des besseren Nachtquartiers nur ein Vorwand sei; allein die Gräfin hatte etwas in ihrem Benehmen, dem er unmöglich Widerspruch entgegensetzen konnte, und somit fügte er sich ihrem Willen, wie wenn dies sich von selbst so

verstanden hätte. Doch nahm er sich vor, sie morgenden Tages, wenn sie die Reise nach Mailand weiter mit einander fortsetzen würden, etwas aufmerksamer zu beobachten und namentlich auch den schweigsamen Sohn zum Sprechen zu bringen.

Bei dunkler Nacht erreichte man Riva und Arthur Stanton lud nun seine Reisegesellschaft ein, gemeinschaftlich mit ihm die Abendmahlzeit — die zugleich auch als Mittagsmahl gelten mußte, da man unterwegs sich mit kalter Küche hatte begnügen müssen — einzunehmen. Jedoch sowohl die Gräfin als ihr Sohn schlugen das Anerbieten aus und Beide zogen sich sogleich in die ihnen bestimmten Gemächer zurück.

„Wir sind Ihnen gewiß unendlich verpflichtet," entschuldigte sich die Gräfin, indem zugleich ein tiefer Seufzer ihre Brust erleichterte; „mehr sogar als Sie nur vermuthen; allein unsere heutigen Strapazen zwingen uns zu einem sofortigen Rückzuge."

„Auf Wiedersehen morgen früh," setzte der Sohn in kaltem Tone hinzu, indem er dem Wirthe befahl, mit den Kerzen voranzuleuchten.

„Ein paar sonderbare Menschen," dachte Arthur Stanton in seinem Innern; „absonderlich der Sohn, welchem das Gefühl der Dankbarkeit ein ganz unbekanntes zu sein scheint."

Doch — was gingen ihn die Leute an? Er schlug sich also die Sache aus dem Sinn, und suchte nach eingenommener Mahlzeit ebenfalls bald sein Nachtlager auf, denn er hatte ja morgen wieder eine anstrengende Reisetour vor sich. Auch verfiel er sogleich in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als man ihn befohlener Maßen kurz nach Sonnenaufgang weckte. Wie erstaunte er nun aber, als er sich schnell erhebend vom Wirthe, den er sofort beim Frühstücke fragte, ob seine Reisegefährten bereits munter und bereit seien, die Tour fortzusetzen, erfuhr, daß diese schon seit mehr als drei Stunden das Haus verlassen hätten!

„Das Haus verlassen?" rief er, über eine solche Unhöflichkeit auf's höchste indignirt. „Und wohin denn?"

„Weiß nicht," meinte der Wirth mit dem einfältigsten Gesicht von der Welt. „Sie ließen schon lange vor Tagesanbruch einen Schiffer kommen, der die schnellsegelndste Barke des ganzen See's hat, und befahlen mir dann, nachdem sie ihre Zeche bezahlt, ihre Koffer auf das Boot schaffen zu lassen."

„Und an mich hinterließen sie nichts?" fragte Arthur weiter. „Weder einen Brief, noch einen mündlichen Auftrag?"

„Nichts, soviel mir bekannt," entgegnete der Gastgeber achselzuckend.

In diesem Augenblicke jedoch trat Duffy, der vertraute Diener Arthurs, in's Zimmer, und überreichte diesem einen kleinen, zierlich gefalteten Zettel.

„Von wem?" fragte Arthur.

„Ein Knabe, der auf mich im Stalle lauerte, übergab mir ihn," war die Antwort.

Neugierig öffnete Stanton den Brief und fand folgende Worte darin verzeichnet: „Meine Mutter sagte Ihnen gestern, daß wir Ihnen mehr verpflichtet seien, als Sie nur vermuthen, und ich wiederhole diese Worte aus dankerfülltem Herzen. Der Weiterreise mit Ihnen zu Lande zogen wir übrigens die Alleinreise zu Wasser vor, und zwar schon deßwegen, um Ihnen die Unannehmlichkeiten, welche leicht daraus für Sie entspringen könnten, zu ersparen. Eine nähere Aufklärung brauche ich einem Manne, der so genau mit den Verhältnissen Italiens bekannt ist, nicht zu geben. L. N."

„L. N.?" murmelte Arthur Stanton vor sich hin, ohne sich im Augenblicke die Bedeutung dieser Anfangsbuchstaben enträthseln zu können. Doch plötzlich fiel es wie Schuppen vor seinen Augen, als er das ganze Benehmen des angeblichen Marchese von Sousa noch einmal überdachte. „Louis Napoleon ist's," flüsterte er halblaut. „Er und seine Mutter, die Ex-Königin Hortensia oder die Gräfin von St. Leu, wie man sie gewöhnlich nennt. Nun wahrhaftig wird mir Alles klar, und es wäre eine Thorheit, ihm seine unceremoniöse

Abreise übel nehmen zu wollen. Muß er sich doch, so lange er sich auf mailändischem Gebiet befindet, gerade so fühlen, als hätte er brennende Kohlen unter den Füßen!"

Noch hatte er diesen seinen Gedankengang nicht vollendet, so sprengten gleichsam zur Bestätigung desselben ein halb Dutzend berittener Gensdarmen vor's Hotel und den Moment darauf stand ihr Anführer im Zimmer.

„Wo ist der Herr und die Dame," rief dieser barsch, „die gestern unter dem Titel eines Grafen und einer Gräfin von Sousa hier abgestiegen sind?"

„Ich weiß nicht, von wem der Herr Offizier spricht," erwiederte der Wirth tief demüthigst und mit einer Miene, welche man sich nicht unschuldiger denken konnte, „allein der Herr und die Dame, welche gestern Nacht hier ankamen, sind schon vor mehr als vier Stunden über den Comer-See hinübergefahren."

„Höll' und Teufel," schrie der Brigadier, „und warum hast Du sie nicht festgehalten?"

„Ich? Festhalten?" entgegnete der Wirth, den Mund erstaunt aufreißend. „Das wäre mir wohl übel bekommen, da die Grenzposten ihnen kein Hinderniß in den Weg legten."

„Aber Sie, mein Herr," wandte sich nun der Kommandant der Gensdarmen an Arthur Stanton, „Sie wußten doch wohl, daß Sie zwei Menschen Platz in Ihrem Wagen gaben, denen der Eintritt in die italienischen Staaten strengstens verboten ist?"

„Ich habe nicht die Ehre, zur Polizei Ihres Herrn, des östreichischen Kaisers, zu gehören," erwiederte der Engländer stolz, „und wenn Sie etwa wissen wollen, wer ich bin, so steht Ihnen hier mein Paß zu Diensten."

Abermals stieß nun der Brigadier einen wilden Fluch aus und stürmte dann die Treppe hinab, um mit seinen Untergebenen die Verfolgung weiter fortzusetzen, aber er war offenbar von seinen Spionen zu spät davon unterrichtet worden, wer die Personen seien,

die unter dem falschen Passe eines Grafen und einer Gräfin von Sousa die mailändische Grenze überschritten hatten, und sein Nachsetzen blieb also völlig erfolglos. Damals, im Jahr 1830, gab es ja noch keinen elektrischen Telegraphen, und der Vorsprung, den Louis Napoleon mit seiner Mutter gewonnen, ließ sich demnach so leicht nicht wieder einholen! Gelang es aber den beiden Exilirten, noch bevor man sie faßte, den Kirchenstaat zu erreichen, so konnte man ihnen nichts mehr anhaben, denn in Rom lebte zu jener Zeit noch der Cardinal Fesch, die rechte Hand des Pabstes, sowie seine Schwester, Madame Lätitia, die hochbetagte Mutter des Kaisers Napoleon, d. i. die Großmutter Louis Napoleons, des jetzigen Regenten von Frankreich.

So endete das Begegniß auf dem Splügen, durch welches Arthur Stanton in verschiedene weitere Abenteuer verwickelt werden sollte, deren Verlauf die Fortsetzung dieser Geschichte dem Leser enthüllen wird.

## Zweites Kapitel.

### Das Fest des Herzogs von Roalta.

Seit vierzehn Tagen weilte der junge Arthur Stanton in Mailand, und noch immer trug er den Brief seines Freundes, des Grafen Belgiojoso, auf seiner Brust verborgen, ohne denselben an die Adresse abgegeben zu haben. Aber es war nicht Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit, oder gar Gleichgültigkeit und Trägheit, was ihn zu dieser Handlungsweise bewog, sondern vielmehr Vorsicht und Klugheit.

Schon gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft, als er den ersten Ausflug zur Besichtigung der berühmten Stadt machte, glaubte er in dem Cicerone oder Fremdenführer, den er gemiethet hatte, einen Spion erkennen zu müssen, denn der Mensch trieb die demüthige Zudringlichkeit gar zu weit, als daß man darin nur die gewöhn-

liche Bedientennatur hätte finden können. Ueberdies suchte sich derselbe alsobald in das Zutrauen der Dienerschaft Arthurs einzuschleichen, ohne Zweifel um recht viel über den fremden, vornehmen Herrn zu erfahren, und so sah sich denn der Letztere veranlaßt, den Burschen schon nach vierundzwanzig Stunden wieder zu entlassen. Nun wurde ein Zweiter gemiethet, denn ohne Führer kommt man einmal in den Städten Italiens nicht zurecht; allein dieser war wo möglich noch neugieriger und unverschämter, als der erstere, und somit warf ihn Duffy, welchen er auf die gemeinste Weise auszufragen versuchte, ohne weiteres die Treppe hinab. In einem Dritten schien ein besserer Geist zu wohnen, indem derselbe wenigstens keine Fragen stellte, sondern nur das beantwortete, was man von ihm wissen wollte; doch leider erweckte auch er schon nach kurzer Zeit den Verdacht, unter die Zuträger der Polizei zu gehören. Derselbe erlaubte sich nämlich hie und da kurze Worte und Bemerkungen, welche darauf schließen ließen, daß er zu den „Unzufriedenen" gehöre, d. h. zu denen, welche gerne die bestehende Ordnung umgeändert und namentlich dem östreichischen Regimente ein Ende gemacht hätten; dagegen aber überraschte ihn Duffy eines Abends in Gesellschaft oder vielmehr in heimlicher Unterhaltung mit einem fein aussehenden Herrn, vor welchem sich sonst jeder Italiener in Mailand unendlich in Acht zu nehmen pflegte, da derselbe als einer der Oberleiter des weitverzweigten geheimen Beaufsichtigungspersonals galt, und — was ließ sich hieraus Anderes schließen, als daß der so überaus grundehrlich thuende Cicerone diese seine Ehrlichthuerei nur als Maske brauche, um desto mehr Zutrauen zu erwecken? Arthur Stanton ging deßhalb, als ihm Duffy diesen Umstand berichtete, mit sich zu Rathe, ob er nicht den Verdächtigen ebenfalls sogleich entlassen solle, wie dessen beide Vorgänger; allein bei näherer Ueberlegung beschloß er, dies nicht zu thun. Hätte es ja doch offenbar auffallen müssen, wenn er alle andere Tage mit seinem Cicerone gewechselt haben würde, und überdies, was konnte es ihm helfen? Ein Vierter oder Fünfter

wäre sicherlich um kein Haar besser gewesen, und da man ihm einmal die Ehre anthat, ihn beaufsichtigen zu lassen, so mußte er entweder das Feld räumen oder aber sich in das Unvermeidliche fügen.

Das übrigens sah er sogleich ein, daß er nicht der Einzige sei, der von Spionen beobachtet werde, sondern daß sich diese Maßregel mehr oder weniger auf alle Fremde, sowie auch auf alle hervorragendere Einheimische in ganz gleicher Weise erstrecke, und wenn er genau nachdachte, so konnte er dies der bestehenden Regierung nicht einmal übel nehmen. Gährte es doch damals im ganzen Lande und mußten also die Oestreicher für ihre eigene Existenz besorgt sein! Ueberdies — was seinen eigenen speciellen Fall betraf, mußte er nicht doppelt verdächtig erscheinen, da sein Begegniß mit dem Prinzen Napoleon ohne Zweifel auf eine für ihn äußerst ungünstige Weise nach Mailand berichtet worden war? Ja durfte er nicht mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, daß auch sein freundschaftliches Verhältniß zu dem verbannten Flüchtling Belgiojoso genau genug bekannt sei, und daß man also in ihm, zum mindesten gesagt, einen Freund der revolutionären Partei wittere? Um so mehr beschloß er sich in Acht zu nehmen und namentlich Alles zu vermeiden, was die Familie seines Freundes hätte compromittiren können, denn selbst Frauen, wenn sie überwiesen wurden, mit flüchtigen Hochverräthern in brieflicher Verbindung zu stehen, durften sicher sein, dem Gefängniß nicht zu entgehen und zugleich ihre sämmtliche Habe zu verlieren.

Nunmehr weiß der Leser, warum unser Held den ihm anvertrauten Brief der Gräfin Belgiojoso trotz seines bereits vierzehntägigen Aufenthalts in Mailand noch nicht überreicht hatte; ja warum er es sogar vermied, nach dieser Dame und ihrer Familie auch nur zu fragen. Er wollte die ihn beobachtenden geheimen Agenten glauben machen, daß ihn die Gräfin lediglich nichts kümmere und daß ihm der Name Belgiojoso so gleichgiltig sei, als nur Einer in der Welt; allein — wie himmelweit entfernt war er von einer

solchen Gleichgiltigkeit! Im Gegentheil, wie träumte er Tag und Nacht nur von diesem Namen, und wie gab es keinen, selbst nicht in seinem Vaterlande England, der ihm theurer gewesen wäre!

Dies hatte aber seinen ganz natürlichen Grund und man hätte es sogar ein Wunder nennen müssen, wenn es anders gekommen wäre. Wenn nämlich Arthur sich den ganzen Tag mit Besichtigung der verschiedenen Kirchen, Paläste, Spitäler und sonstigen öffentlichen Gebäude, deren es bekanntlich in Mailand eine Masse gibt, müde gegangen hatte, pflegte er am Abend das berühmte Theater La Scala zu besuchen, um sich dort zu zerstreuen, und hier nun war es, wo er zum ersten Male eine junge Dame sah, die bald sein ganzes Herz erfüllte. Sie befand sich in einer gegenüber liegenden Loge, in Gesellschaft eines Herrn und einer Dame, die offenbar den höchsten Ständen angehörten und die er geneigt war, ihres Alters wegen für ihr Elternpaar anzusehen. Er sah übrigens nur wenig auf dieses ältere Paar, denn gleich von Anfang an machte dessen junge Begleiterin sowohl durch die Schönheit ihres Gesichtes, als auch durch ihre Manieren, sowie durch die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung überhaupt einen solchen Eindruck auf ihn, daß er schon am ersten Abend die Augen nicht mehr von ihr abwenden konnte. Ja die ganze Nacht durch schwebte sie ihm in seinen Träumen vor, und als er des Morgens aufstand, machte er sich die größten Vorwürfe, daß er sich gestern vor lauter Entzücken nicht einmal nach ihrem und ihrer Begleiter Namen erkundigt hatte. Waren es doch möglicherweise Fremde, die sich nur vorübergehend in Mailand aufhielten! Allein — welch' ein Glück — als er Abends die Scala wieder besuchte, da erschien auch der alte Herr mit seiner Dame und dem jungen Fräulein wieder in seiner Loge, und das Hinüberschauen konnte also abermals beginnen. Und merkwürdig — seine Augen mußten Magnete sein, denn auch die junge Schönheit konnte sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit wenn auch verstohlen zu ihm herüberzublicken, und wenn sich dann ihre beiderseitigen Augen be-

gegneten, so erröthete sowohl er als sie bis an die Stirne hinauf. Noch eigenthümlicher, als dies Alles, war aber das, daß sein bewundertes Vis-à-vis ihm gar nicht fremd, sondern vielmehr wie eine alte vielliebe Bekanntschaft vorkam, obgleich er sich um keinen Preis erinnern konnte, wo er sie etwa schon gesehen habe. Doch bald sollte sich ihm dieses Wunder erklären. Als er nämlich seinen Cicerone, der vor der Loge außen seiner Befehle harrte, nach dem Namen der ihm Gegenübersitzenden fragte, erklärte ihm dieser, daß es der Herzog und die Herzogin von Roalta mit ihrer Nichte seien, und wie er sofort den Namen der Nichte wissen wollte, erfuhr er, daß sie Felicitas Belgiojoso heiße und eine Tochter der Gräfin gleichen Namens sei. Unwillkürlich brach er in einen Ausruf des freudigsten Erstaunens aus, als er dies hörte, denn er wußte nun, daß der Gegenstand seiner Bewunderung Niemand anders, als die Schwester seines Freundes sei, aber wie er dann den neugierig lauernden Blick des Cicerone bemerkte, nahm er sich gewaltsam zusammen und stellte von nun an keine weitere Frage mehr.

Seit diesem Abend fehlte Arthur bei keiner Vorstellung im La Scala-Theatergebäude, und zu seinem unendlichen Entzücken blieb auch die schöne Felicitas nie aus. Doch wie keine Rose ohne Dornen ist, so gibt es auch kein Glück, das nicht hie und da durch einen bösen Schatten getrübt würde, und dieser Schatten war in unserem besonderen Falle ein junger Herr, der sich fast allabendlich in der Loge des Herzogs von Roalta einstellte. Natürlich nämlich konnte sich Arthur wohl denken, daß der Besuch des besagten Herrn nicht sowohl dem Herzoge und seiner betagten Gattin, als vielmehr der jungen Felicitas gelte, und in der That widmete ihr der junge Herr eine solche Aufmerksamkeit, daß dies Jedermann, nicht blos dem eifersüchtigen Auge eines Verliebten auffallen mußte. Ein Stich ging unserem Helden durch's Herz, als er solches sah, und unwillkürlich trieb es ihn, mit dem Nebenbuhler ein ernstes Wort zu reden. Bei kühlerem Nachdenken aber sah er das Lächerliche eines

solchen Schrittes ein, und somit begnügte er sich, ob es ihn gleich hart genug ankam, mit einer genauen Beobachtung alles dessen, was in der Loge gegenüber vorging. Welcher Trost nun übrigens für ihn, als er zu bemerken glaubte, daß die schöne Felicitas gegen die Galanterien des jungen Herrn ziemlich gleichgiltig zu bleiben schien, und welche noch größere Augenweide, wie er sich überzeugte, daß der junge Mann diese Gleichgiltigkeit selbst bemerkte und in offenkundigen Zorn darüber ausbrach! Jetzt erst konnte es Arthur über sich gewinnen, ganz kaltblütig nach dem Namen des Verhaßten zu fragen und mit dieser Frage sogar noch die weitere zu verbinden, ob er etwa hier ein Brautpaar vor sich habe „Glaub's nicht recht, Excellenza," erwiederte der Cicerone lächelnd, „obwohl man viel in der Stadt davon spricht. Zwar allerdings der Herr Marchese Cialdini — dies ist der Name des jungen Herrn — scheint große Begierde nach der Hand des jungen gnädigen Fräuleins zu haben, und da er einer sehr vornehmen und reichen Familie angehört, so dürfte vielleicht die Mutter des Fräuleins nichts dagegen haben. Allein ob dieses selbst je einwilligen wird, möchte doch wieder eine andere Frage sein, und überdies," setzte er mit einem schlauen Blicke hinzu, „hat der Bruder des Fräuleins, als der Aelteste der Familie, auch ein Wort drein zu reden." Arthur erwiederte nichts, aber daß keines der Worte, die er so eben gehört, für ihn verloren ging, kann man sich wohl denken.

Auf diese Art schwanden vierzehn Tage hin, wie wenn sie eben so viel Stunden gewesen wären, und noch immer trug Arthur, wie schon gesagt, den Brief seines Freundes bei sich, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, ihn abzuliefern. Da eines Morgens in der dritten Woche schlug ihm seine Cicerone vor, für heute den Palazzo Belgiojoso zu besuchen, der jedenfalls eben so viel, wenn nicht mehr Kunstschätze entfalte, als die Paläste Litta, Pozzi und Russa, welche sie bereits gesehen hatten. „Endlich," dachte unser Held, der schon lange darauf gewartet hatte, daß ihm dieser Vorschlag gemacht werden würde, „endlich werde ich doch mein Ziel erreichen" Man

muß nämlich wissen, daß in Mailand wie überhaupt in den größeren Städten Italiens die ersten Stockwerke der Paläste der Großen ganz allein zu Gemäldegallerien und Antikenkabinetten bestimmt sind, zu welchen Fremde, natürlich gegen ein Trinkgeld an den Portier des Hauses, ohne Anstand Zutritt haben. Ja nicht selten macht sich der Besitzer des Palazzo ein Vergnügen daraus, vornehme Besucher selbst in den Zimmern herumzuführen, um ihnen seine Sammlungen zu zeigen, und Arthur Stanton durfte somit hoffen, nunmehr auf ganz unauffällige Weise die Bekanntschaft der Gräfin Belgiojoso zu machen. „Endlich!“ wiederholte er also voll Freude in seinem Innern, als ihm sein Cicerone den bewußten Vorschlag machte; äußerlich aber ließ er von dieser seiner Gemüthsstimmung auch nicht das geringste merken, sondern blieb kalt und gemessen wie immer.

Der Palazzo Belgiojoso bot in der That viel Merkwürdiges, namentlich auch ein schönes Gemälde des Tyroler Knoller, so wie die Originalskizze der Madonna von Foligno von Raphael, und Arthur versäumte es nicht, Alles ganz genau zu besichtigen. Ja er verweilte bei manchem Bilde viel länger, als er in einem andern Palaste gethan haben würde, offenbar nur, um recht lange hier bleiben zu können. Allein seine Hoffnung, daß die Dame des Hauses schließlich doch noch in Person erscheinen werde, um ihm ihre Kunstschätze zu weisen, schlug gänzlich fehl.

„Der Palast,“ sagte er endlich, als er im letzten Salon angekommen war, ohne ein Mitglied der Familie gesehen zu haben, „der Palast scheint gänzlich unbewohnt zu sein?“

„Entschuldigen, Excellenza,“ erwiederte der Haushofmeister, der ihn bis jetzt herumgeführt hatte; „die Herrin des Palazzo, die Frau Gräfin Belgiojoso, bewohnt mit dem gnädigen Fräulein, ihrer Tochter, die oberen Gemächer; allein es geht allerdings etwas still bei uns zu, seit — seit kein männliches Mitglied der Familie mehr hier weilt, denn seither gibt die Frau Gräfin keine Gesellschaft, und empfängt nur ihre nächsten Verwandten.“

„Mit Excellenza,“ fiel hier der Cicerone mit listigem Seitenblicke ein, „mit Excellenza sollte übrigens die Frau Gräfin eine Ausnahme machen, denn Seine Lordschaft kennt den jungen Grafen, der im Auslande weilt, und die Frau Gräfin würde also sicherlich viel Neues . . .“

„Wer sagte Ihnen, daß ich den jungen Grafen Belgiojoso kenne?“ unterbrach ihn Arthur heftig, indem er ihm einen flammenden Blick zuwarf.

„Ich, ich,“ erwiederte der Cicerone stotternd, „ich glaubte dies aus dem Munde der Excellenza selbst gehört zu haben.“

Es war eine offenbare Lüge, aber Arthur Stanton gewann es doch über sich, gar nichts zu erwiedern und den Palast, nachdem er sein Trinkgeld gegeben, stillschweigend zu verlassen; in seinem Hotel angekommen jedoch verabschiedete er alsbald den Cicerone, da er nun gewiß wußte, daß derselbe ein Spion sei. Auch nahm er keinen neuen Führer mehr an, in der festen Ueberzeugung, daß alle diese Bursche von der Polizei gekauft seien, sondern beschloß vielmehr, von nun an seinen Weg allein zu gehen, selbst auf die Gefahr hin, hie und da in Verlegenheit zu kommen.

Um diese Zeit sprach man in ganz Mailand von nichts als von einem Feste, welches der Herzog von Roalta auf seiner Villa bei dem Flecken Lainato, eine kleine Stunde von der Stadt entfernt, zu geben beabsichtige, und wenn es sich so verhielt, wie es das Gerücht wollte, so mußte in der That etwas Großartiges zu Stande kommen. Sollten doch nur allein zur Decorirung des Gartens über hundert Künstler verwendet worden sein, während zum Concerte die ersten Musiker des Scalatheaters so wie die Matadore der Oper engagirt waren. Es wurden daher von allen Seiten die größten Anstrengungen gemacht, um eine Einladungskarte zu dem Feste zu erhalten, allein außer denen, die mit der herzoglichen Familie verwandt oder doch näher bekannt und liirt waren, gelang dies nur wenigen vom Glück besonders Begünstigten. Die vor-

nehmeren Italiener sind nämlich fast noch exclusiver, als selbst die Engländer, und lassen Niemanden in ihre engeren Kreise zu, den sie nicht durchaus für würdig dazu erachten. Somit kann man sich wohl denken, daß Fremde, selbst wenn ihr Ruf makellos und ihr Rang über allen Zweifel erhaben ist, in derlei Gesellschaften gar keine Aufnahme finden, sie müßten denn unter dem hohen Adel Italiens selbst einen Freund und Gönner besitzen, der für sie in jeglicher Beziehung gut spricht, absonderlich auch in Beziehung auf die politische Gesinnung.

Alles dies sagte sich Arthur Stanton und erfuhr es noch zum Ueberfluß von andern Fremden, die auch in seinem Hotel wohnten; allein deßwegen wollte er doch wenigstens einen Versuch machen, ob es ihm nicht gelinge, eine Karte zu erhalten. Um das Fest selbst zwar war es ihm nicht viel zu thun, oder wenigstens hätte er sich aus „diesem“ Grunde nicht allzu viele Mühe gegeben; dagegen aber wußte er ja, daß die Herzogin von Roalta eine Tante der von ihm so heiß geliebten Felicitas — die Mutter der letzteren und die Herzogin waren Schwestern und gehörten der hochangesehenen Familie Doria an — sei, und somit durfte er voraussetzen, daß die Nichte auf dem Feste ebenfalls nicht fehlen werde. Demgemäß erreichte er ein gedoppeltes Ziel, wenn er von der Familie Roalta eingeladen wurde, einmal die Möglichkeit, seinen Brief zu überreichen, und dann die Hoffnung, die persönliche Bekanntschaft mit Felicitas einzuleiten. Was war also natürlicher, als daß er in's Haus des britischen Generalconsuls, an den er ohnehin accreditirt war, eilte, und diesen, einen Mann von großem Ansehen in Mailand, dringend bat, seinen ganzen Einfluß zu dem bewußten Zwecke geltend zu machen? Der Consul lächelte über den Eifer seines jungen Landsmanns und erklärte, recht gerne thun zu wollen, was er könne, allein einen Erfolg versprach er ihm durchaus nicht, sondern im Gegentheil eine höfliche abschlägliche Antwort. „Es würde mir leichter sein, mein lieber Stanton,“ meinte der alte erfahrene Mann,

„Ihnen die Würde eines Hausprälaten Seiner Heiligkeit des Pabstes zu verschaffen, als die bewußte Einlaßkarte in die Casa Roalta, deren Thore selbst dem Vicekönige der Lombardei verschlossen sind; allein Ihnen zu Gefallen will ich selbst das Unmögliche versuchen." Der Versuch schlug übrigens gänzlich fehl, wie der Consul vorausgesehen hatte, und Arthur verließ das Haus desselben, vollständig aller Hoffnung beraubt, je irgend einmal sein Ziel erreichen zu können, wenn ihm nicht etwa ein besonders glücklicher Zufall zu Hilfe komme. Doch wie erstaunte er nun nicht, als er in sein Hotel zurückgekehrt ein inzwischen eingegangenes verschlossenes Packetchen vorfand, in welchem eine vom Herzog und der Herzogin von Roalta unterschriebene Einladungskarte auf das den andern Tag stattfindende Fest lag! „Der Herzog hat sich also schließlich," jubelte er, „doch noch eines Besseren besonnen, und ich werde endlich Felicitas von Person zu Person kennen lernen."

Den Tag darauf kleidete sich Arthur Stanton so sorgfältig als möglich an, und fuhr sodann, als es Abend wurde, in das Dorf Lainate, neben welchem sich die Villa und der Park des Herzogs befand, hinaus Er wählte die spätere Abendstunde absichtlich, um nicht als Zudringling angesehen zu werden, und zudem begann ja das eigentliche Fest, das Concert nämlich nebst darauffolgendem Ball, erst nach vollkommenem Eintritt der Dunkelheit. So kam es denn, daß die meisten Gäste sich bereits vor ihm eingefunden hatten, und wie er nun den wunderbar glänzenden Park betrat, sah er sich sogleich inmitten verschiedener Gruppen von Herren und Damen, welche sich da in fröhlichster Ungebundenheit herumtrieben. Die Einen hüpften und sprangen in den Irrgängen, als wären sie noch Kinder, während Andere stillestanden, um die Springbrunnen und Wasserfälle zu bewundern, oder auch um mit einander zu scherzen und zu lachen. Dazwischen hinein sah man wieder einzelne Paare, welche leise flüsternd zwischen den todten Statuen hin- und herpromenirten, sowie auch verschiedene kleinere Gesellschaften von älteren

Personen, die sich auf weichen Kanapés zu ernsteren Gesprächen gesammelt hatten, und mitten durch sie Alle hindurch schlüpften zahlreiche Diener in reichster Livrée, welche nach rechts und links Erfrischungen darboten. Arthur Stanton fühlte sich etwas verlassen unter dieser glänzenden Menge, deren Bestandtheile ihm gänzlich unbekannt waren, und bereits hatte er im Sinne, einen der Diener zu befragen, auf welchem Punkte des Parks sich der Herzog von Roalta befinde, um sich demselben vorzustellen und ihm für seine unerwartete Güte zu danken, als er sich plötzlich, während er in einem dunkeln Laubgang dahinschritt, sanft an der Seite angestoßen fühlte.

„Folgen Sie mir, mein Herr," flüsterte es nun neben ihm, „Sie werden erwartet."

Wer der Sprecher war, konnte er in der Dunkelheit nicht mehr sehen, allein er folgte ohne weiteres, und gar sonderbare Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, welches Abenteuer ihn wohl erwarte. Der Weg führte in eine jener kühlen, mit Götterbildern aller Art ausgeschmückten Grotten, wegen welcher die Parks in Italien so berühmt sind, und gerade diejenige, in welche er geleitet wurde, war eine der kühlsten und zugleich einsamsten des ganzen Gartens. Wie er jedoch den Ort betrat, verschwand sein Führer und er sah sich nun alsbald gänzlich allein, während der Lärm des Festes gleichsam in der Ferne erstarb. Verwundert schaute er sich um, denn obwohl hier keine Fackeln brannten, so gestattete ihm doch das hell hereinbrechende Sternenlicht eine ziemliche Uebersicht; allein so sehr er auch seine Augen anstrengte – außer ihm selbst befand sich allem Anschein nach keine Seele in der Grotte. „Sollte man mich absichtlich irre geführt haben?" dachte er bei sich selbst und war eben im Begriffe, den Platz wieder zu verlassen, als er dicht hinter sich einen schweren Seufzer hörte. Der Seufzer kam aus einem Gebüsche, welches eine Rasenbank verdeckte, und wie er nun einen Schritt näher trat, stand er vor einer Dame, die sich daselbst in nachlässiger Stellung nieder-

gelassen hatte. Es war eine Italienerin von großer starker Figur, in deren schwarzen Haaren Brillanten und Edelsteine blitzten, und obwohl sie vielleicht nicht mehr als jugendlich schön gelten konnte, so glänzten doch ihre großen Augen in einem eigenthümlich herausfordernden Feuer, und das prunkvolle Gewand, so wie das schwere Goldgeschmeide um Hals und Arme suchte die vorhandenen Reize nur noch mehr zu heben.

„Gnädigste Frau," sagte Arthur Stanton, von der unerwarteten Erscheinung etwas verblüfft, „ich bin untröstlich, Ihre Einsamkeit gestört zu haben."

Ein abermaliger schwerer Seufzer hob die Brust der Unbekannten, aber Antwort gab sie ihm keine.

„Madame," ergriff nun Arthur abermals das Wort, indem er sich zugleich ehrerbietigst verbeugte, „Madame, ich bitte nochmals um Entschuldigung; allein ich werde mich sogleich entfernen."

In der That trat er auch einen Schritt zurück, um seinen Entschluß in Ausführung zu bringen, allein die Unbekannte warf ihm einen so vorwurfsvollen Blick zu, daß er unwillkürlich wieder stehen blieb.

„Bleiben Sie," hauchte sie jetzt; „bleiben Sie und verlassen Sie mich nicht. Ach, wenn Sie wüßten, wie unendlich ich mich nach dem Augenblick sehnte, wo ich endlich einmal eine Minute mit Ihnen allein sein könnte."

„Sie kennen mich, gnädige Frau?" frug Arthur dagegen, dem das sonderbare Benehmen der Dame nach und nach die volle Besinnung wieder gab.

„Sagt Ihnen Ihr Herz nicht, wer ich bin?" entgegnete die Unbekannte, statt der Antwort eine Gegenfrage stellend. „Sehen Sie nicht, wie meine Pulse fliegen in der Erwartung, endlich einmal von meinem theuren, theuren Sohne Nachricht zu erhalten, dessen Freund Sie in seinem Exile waren?"

Sie streckte die Hand nach ihm aus, wie um ihn neben sich

auf die Bank zu ziehen, allein statt dessen trat er auf die Seite, um sie besser im Lichte betrachten zu können, und wie ein Blitz durchzuckte es ihn nun, daß man ihn hier in einer Schlinge fangen wolle. Die Dame war nämlich zwar äußerst reich und sogar auffallend, aber durchaus nicht in dem Geschmacke gekleidet, welcher die wirklich gebildete Aristokratie auszeichnet, und überdem benahm sie sich keineswegs in der zarten Weise einer bekümmerten Mutter, die Nachricht von ihrem exilirten Sohne erwartet.

„Madame, Sie sind . . .“ fragte er jetzt in einem Tone, der eine bestimmte Antwort verlangte.

„Gräfin Belgiojoso,“ erwiederte die Dame mit einem abermaligen schweren Seufzer, „die Mutter Ihres jungen Freundes Alfred, den Sie in der Schweiz kennen lernten, und mit dem Sie noch ganz kurz vor Ihrer Hierherreise zusammengewesen sind. Oh, mein Theurer, halten Sie mich nicht länger hin mit den Nachrichten und Briefen, die ich von Ihnen empfangen soll, denn Sie sehen ja, daß ich fast vor Ungeduld vergehe.“

Abermals streckte sie die Hand nach ihm aus und — eigenthümlich, jetzt ließ er sich erfassen und setzte sich neben sie. Er wußte nämlich nunmehr mit Bestimmtheit, daß er eine Betrügerin vor sich habe, da er ja das Porträt der Gräfin oft genug bei ihrem Sohne gesehen und diese Person hier mit jenem Bilde durchaus nichts gemein hatte, allein eben weil er dies wußte, wollte er sie in ihren eigenen Schlingen fangen und sie auf dem Glauben lassen, daß er sie nicht durchschaue.

„Sie sind die Mutter des jungen Grafen Belgiojoso, den ich zufällig in der Schweiz kennen lernte?“ rief er mit einem Blicke, der Zeugniß von seiner Bewunderung ihrer Schönheit geben sollte. „Warhaftig, man könnte Sie eher für seine Schwester halten! Aber was meinen Sie mit den Briefen und Nachrichten, die ich für Sie besitzen soll? Ich habe den jungen Herrn Grafen, Ihren Sohn, allerdings ein paar Male gesprochen und sogar eine Gebirgsfahrt

mit ihm gemacht, aber er sagte mir nie etwas davon, daß er noch eine Mutter besitze und noch viel weniger vertraute er mir Briefe oder irgend etwas Anderes an"

„Aber doch von seinen Freunden in Mailand wird er mit Ihnen gesprochen haben?" meinte sie nun, indem sich ein Zug des Mißmuths in ihrem Gesichte lagerte. „An sie gab er Ihnen doch gewiß Aufträge mit, denn ich weiß es, er ist der Sache Italiens treu geblieben und sein Wahlspruch lautet noch immer Italia liberata!"

„Wahrhaftig, da kennen Sie ihn besser als ich," erwiederte Arthur lächelnd; „denn gegen mich ließ er auch nie ein Wort von Politik verlauten. Hiezu hatte er aber seine guten Gründe, da er mich in Zürich öfters in der Gesellschaft des Grafen von Königseck sah, und aus diesem meinem vertrauten Umgang mit einem östreichischen Offizier wohl schließen konnte, daß ich zu keinem Depeschenträger für das zu revolutionirende Italien passe."

„Diavolo," zischte jetzt die Dame zwischen ihren Zähnen heraus und erhob sich schnell von ihrem Sitze. Offenbar hatte sie die Absicht, die Unterredung abzubrechen oder gar sich ohne weiteres zu entfernen. Doch Arthur Stanton merkte dies augenblicklich und gedachte sie nicht so wohlfeilen Kaufs zu entlassen.

„Madame," sagte er ebenfalls aufstehend, sich voll anscheinender Ehrfurcht verbeugend; „Madame, gewiß verdanke ich Ihrer gütigen Fürsprache die Einladung zu dem heutigen Feste. Darum möchte ich Sie bitten, Ihrer Freundschaft die Krone aufzusetzen und mich dem Herrn Herzog von Roalta vorzustellen."

„Recht gerne," erwiederte sie nach kurzem Besinnen und bat ihn zugleich, ihr zu folgen.

Flüchtigen Schrittes verließ sie nun die Grotte und ebenso hastig eilte er ihr nach; allein kaum war sie eine Minute weit gegangen, so wandte sie sich urplötzlich einem Gebüsche am Wege zu, um im Momente hinter demselben zu verschwinden. Der junge Engländer durchbrach das Gebüsch natürlich ebenfalls, um sie wieder einzufangen;

doch so schnell auch seine Bewegungen waren, so blieb sie auf eine ihm fast unerklärliche Weise unsichtbar und auch nicht eine Spur mehr ließ sich von ihr auffinden. Er rannte wieder zurück zu der Grotte, ob sie sich vielleicht dahin geflüchtet habe; — sie war nicht da! Er schlug einen entgegengesetzten Weg ein; sie war abermals nicht da! Plötzlich jedoch glaubte er ihre Gestalt in einer Gruppe von Herren und Damen zu erkennen, welche auf einem wohl beleuchteten freien Platze in vertraulichem Gespräche auf- und niedergingen, und natürlich eilte er nun dieser Gruppe mit raschem Schritte zu. Seine Augen hatten ihn übrigens abermals getäuscht, denn die Gesuchte war auch hier nicht zu finden; dafür aber befand er sich mit einem Male dem Herzoge von Roalta gegenüber, der hier mit seiner Gemahlin und Nichte, so wie mit einigen intimeren Eingeladenen verweilte. Seine rasche Erscheinung erregte offenbar Aufsehen, und augenblicklich ging ihm der Herzog entgegen, ihn mit einem sonderbaren Blicke messend.

„Mein Herr," sprach der Herzog, kurz und kalt, fast verächtlich grüßend, „wen habe ich die Ehre hier vor mir zu sehen?"

„Mein Name ist Arthur Stanton," erwiederte der junge Mann, der sich durch diese Form der Ansprache nicht wenig verletzt fühlte, aber es doch über sich gewann, dem Herzoge in höflichster Weise seine Adreßkarte zu überreichen.

„Arthur Stanton," versetzte nun der Herzog, nachdem er die Karte gelesen hatte. „Gut, ich sehe, daß Sie ein junger Engländer von sehr guter Familie sind, aber dies berechtigt Sie noch keineswegs, sich in meinen Park zu einer Festlichkeit einzudrängen, zu welcher nur vertraute Freunde geladen worden sind."

„Mich einzudrängen?" rief Arthur Stanton, einen Schritt zurücktretend und bis über die Schläfe hinauf erröthend. „Herr Herzog, hier ist das Legitimationspapier, welches mich berechtigt, hier zu erscheinen; allein da ich Ihnen ein unwillkommener Gast bin, so erlauben Sie mir, daß ich mich sogleich entferne."

Mit diesen Worten zog er sein Portefeuille heraus und übergab dem Herzoge die Einladungskarte, die ihm Tags zuvor zugeschickt worden war; dann aber drehte er sich stolz auf dem Absatz um, um den Park stehenden Fußes zu verlassen. So weit kam es jedoch nicht, sondern im Gegentheil endete diese peinliche Scene viel angenehmer für unsern Helden, als sie begonnen hatte. Kaum nämlich hatte der Herzog einen Blick auf das Papier geworfen, so wurde er sehr ernst und bat den jungen Engländer, noch einen Augenblick zu verweilen, da hier offenbar ein Mißverständniß zu Grunde liegen müsse. Dann trat er einige Schritte zurück und flüsterte ein paar Worte mit seiner Gattin, so wie mit einem älteren, aber überaus stattlichen Herrn, der eine Hauptperson der hier versammelten Gesellschaft bildete. „Folgen Sie mir, wenn ich bitten darf,“ sagte er darauf in leisem, doch überaus höflichem Tone zu Arthur Stanton; „der offene Himmel, unter dem wir uns befinden, ist nicht ganz passend zu der Unterredung, die ich gerne mit Ihnen haben möchte, und wir wollen uns daher lieber in's Haus verfügen. Uebrigens wird uns, wenn Sie nichts dagegen haben, mein Freund, der Graf Pepoli begleiten.“ So sprechend ging er voran und der alte stattliche Herr nebst Arthur Stanton folgten ihm auf dem Fuße; kaum aber hatten sie den Platz verlassen, so schritt auch die Frau Herzogin mit ihrer Nichte am Arme dem Hause zu, und man konnte sehen, wie das Gesicht der Letzteren bald von glühender Röthe überzogen, bald wieder von einer tödtlichen Bläße entstellt wurde.

In wenigen Minuten waren die drei Herren zur Stelle und der Herzog schloß sein eigenes Geheimzimmer auf, um ja von keinem Unberufenen gestört zu werden. „Herr Arthur Stanton,“ wandte er sich sofort an diesen, ihm einen vollen Blick zuwerfend, „die Einladungskarte, mit der Sie sich Einlaß verschafft haben, ist gefälscht.“

„Gefälscht?“ rief Arthur, der sich vor Scham und Zorn kaum zu fassen wußte.

„Ja, gefälscht,“ fuhr der Herzog fort, „denn die Unterschrift

rührt weder von mir, noch von der Herzogin her. Von selbst versteht es sich übrigens, daß die Fälschung nicht von Ihnen begangen wurde, sondern von einem Dritten. Einmal wären Sie ja gar nicht im Stande, so geschickt unsere Schriftzüge nachzuahmen, da Sie dieselben gar nicht kennen, und zum Zweiten sehen Sie gar nicht so aus, als ob Sie sich mit Fälschungen abgeben würden. Sie sind also ohne Zweifel hinter's Licht geführt worden; allein eben so gewiß ist, daß derjenige, der diese Mystification einleitete, einen guten Grund dafür hatte. Verstehen Sie mich recht wohl: ich sage einen guten Grund und keinen Spaß. Man wollte etwas dadurch erreichen und zwar ganz sicherlich etwas für den Unternehmer sehr Wichtiges! Um nun eben diesen Unternehmer herausbringen zu können und überhaupt der Wahrheit auf die Spur zu kommen, möchten wir Sie bitten, uns alle Auskunft zu geben, die Sie nur irgend geben können."

„Ich bin recht gerne bereit," erwiederte Arthur Stanton, „alle Ihre Fragen zu beantworten. Doch glaube ich," setzte er nach einigem Besinnen hinzu, „daß Sie am schnellsten zum Ziele kommen würden, wenn Sie die Frau Gräfin von Belgiojoso herbeiriefen."

„Die Frau Gräfin von Belgiojoso," rief der Herzog von Roalta erstaunt, „die Schwester meiner Gattin? Diese befindet sich gar nicht auf dem Feste, sondern nur ihre Tochter."

„Aber es befindet sich eine Dame hier, welche sich für die Frau Gräfin ausgibt," entgegnete Arthur, „und eben diese Dame versicherte mich vor noch nicht einer halben Stunde, daß sie es gewesen sei, welche mir durch ihren Einfluß auf ihren Herrn Schwager die bewußte Einladungskarte verschafft habe."

„Und welchen Grund nannte sie für diese ihre Zuvorkommenheit?" frug der Herzog fast athemlos weiter. „Sie wird Ihnen doch gesagt haben, warum sie so überaus gefällig gegen Sie gewesen sei."

„O gewiß that sie das," erwiederte Arthur, der nun das ganze

Spiel klar durchsah. „Sie meinte, ich werde ihr Nachrichten und Briefe von ihrem Sohne in der Schweiz zu überbringen haben, da sie wußte oder doch zu wissen vorgab, daß ich dessen vertrauter Freund sei, und sie wählte diese Festnacht, um, ohne Aufsehen zu erregen, mit mir zusammenkommen zu können."

„Und Sie hatten solche Briefe und gaben sie an die Betrügerin ab?" rief der Herzog, auf den jungen Mann zustürzend und sich wie verzweiflungsvoll geberdend.

„Ich hatte solche," entgegnete dieser mit Nachdruck, „aber ich gab sie nicht ab, weil sie mir nicht wie eine Dame von Stande, sondern wie eine Polizeispionin vorkam. Deßwegen stellte ich mich, als ob ich mit dem jungen Grafen Belgiojoso, meinem Freunde, nur ganz oberflächlich bekannt sei, und sie wird nun ganz sicherlich höheren Orts in diesem Sinne rapportiren, da es mir augenscheinlich gelang, sie von meinen Angaben zu überzeugen."

Diese Worte brachten eine außerordentliche Veränderung auf dem Gesichte des Herzogs hervor, und wenn er soeben noch fast verzweiflungsvoll die Hände rang, so verklärten sich jetzt seine Züge förmlich. „Gerettet," rief er, „aus entsetzlicher Gefahr gerettet! Junger Herr," setzte er dann mit großer Rührung hinzu, indem er unserem Helden beide Hände entgegenstreckte, „ich bin Ihnen vorhin nicht so begegnet, wie ein geehrter Gast von mir erwarten konnte, wollen Sie mir dies zu gute halten?"

Jetzt trat auch der alte, stattliche Herr, der bisher keine Sylbe gesprochen hatte, hinzu und reichte dem jungen Engländer seine Rechte dar. „Sie sind ein Mann," sprach er, ihn wohlgefällig betrachtend. „Ja, ein Mann sind Sie, und wem Graf Pepoli das in's Gesicht sagt, der darf wohl einiges Gewicht darauf legen."

„Sie thun mir fast allzu viel Ehre an," entgegnete Arthur bescheiden; „aber nun lassen Sie mich Ihnen die Betrügerin beschreiben, damit Sie nach derselben fahnden und sie zur Strafe ziehen können."

„Das soll nicht geschehen," meinte dagegen Graf Pepoli mit großer Bestimmtheit. „Wir würden dadurch nur unnützes Aufsehen erregen und die Gäste in Allarm bringen. Laßt uns vielmehr jetzt zur Gesellschaft zurückkehren, von der wir sicherlich längst vermißt worden sind, und Sie, junger Freund, bleiben Sie in unserer Nähe, damit wir Sie mit den Unsrigen bekannt machen."

„Zuvor jedoch möchte ich mich des Briefs meines Freundes an seine Mutter entledigen," sagte jetzt Arthur Stanton. „Geben Sie mir eine Scheere, so will ich ihn bald aus meinem Rocke herausgetrennt haben."

„Halt, nein," rief der Herzog von Roalta, „den Brief müssen Sie meiner Schwägerin eigenhändig übergeben, denn wahrhaftig es wäre eine Sünde, Sie dieses Vergnügens zu berauben. Aber nicht im Palaste Belgiojoso soll's geschehen, sondern hier in diesem Landhause, wo ich morgen Mittag eine kleine gewählte Gesellschaft versammeln werde, lauter nahe Verwandte und Freunde, eine Art von Familienrath. Also vergessen Sie's nicht, morgen Mittag mit dem Schlag fünf Uhr, und nun kommen Sie, daß ich Sie meiner Frau und meiner Nichte vorstelle, welche unendlich begierig sein werden, den Freund meines Neffen kennen zu lernen. Nur müssen Sie mir die Hand darauf geben, wenn Sie von ihm erzählen, nicht zu laut zu sprechen, denn wir wissen ja nun, daß die Polizei ihre Agenten überall hat, selbst in unseren vertrautesten Kreisen."

Mit diesen Worten nahm er ihn unter dem Arm, gerade wie er bei einem Sohne gethan haben würde, und führte ihn den beiden Damen entgegen, welche in einem Nebengemache des Ausgangs der Unterredung mit großer Spannung entgegenharrten. Wenige Worte erklärten den ganzen Sachverhalt, und wie nun Arthur von der Herzogin und ihrer Nichte aufgenommen wurde, kann man sich denken. Insbesondere konnte die Letztere ihre tiefe Bewegung nicht bergen, als sie vernahm, daß sie einen Freund ihres Bruders vor sich habe, und während des ganzen Festes durfte er ihr nicht mehr

von der Seite. Ja sie verschmähte es sogar, unter dem Vorwande von Müdigkeit, an dem Balle Theil zu nehmen, nur um mit ihm über den Verbannten flüstern zu können, und man sah es an ihrem strahlenden Gesichte, wie unendlich glücklich sie sich fühlte, ihm zur Seite zu sitzen! Und Er, Arthur Stanton? Nun der Leser wird es längst errathen haben, wie ihm zu Muthe war, auch ohne daß wir nöthig hätten, des Näheren darauf einzugehen. Mit Einem Worte, zwei Liebende hatten sich gefunden, und wenn sie auch nicht von ihrer Liebe zu sprechen sich unterfingen, sondern nur von der Liebe zu einem Dritten, nämlich zu dem Bruder von Felicitas, so verstanden sie sich doch bald vollkommen. Aber nicht blos sie verstanden sich, sondern auch noch ein Anderer verstand sie, und dieser Andere war jener junge Cavalier, welchen Arthur früher so oft mit Mißbehagen in der Loge des Herzogs von Roalta bemerkt hatte. Die ganze Nacht verwandte derselbe kein Auge von ihnen, und hätten sie die unheimlichen Blitze gesehen, die er ihnen zuschleuderte, oder die stillen Flüche gehört, die er über sie murmelte, so würden sie ohne Zweifel nicht mit der Sorglosigkeit von Kindern weiter geplaudert haben.

## Drittes Kapitel

## Die Casa inglese.

Wochen vergingen und Arthur Stanton befand sich noch immer in Mailand. Die Merkwürdigkeiten der Stadt hatte er längst alle gesehen, und doch dachte er nicht im geringsten daran, dieselbe zu verlassen, um anderen Gegenden und anderen Städten, so wie es die Pflicht einem Reisenden vorschreibt, seine Aufmerksamkeit zu widmen. Warum aber dies so kam, -- ei nun, der Leser wird es gar wohl von selbst errathen.

Am Tage nach dem Feste auf der Villa des Herzogs von Roalta hatte die besprochene Familienzusammenkunft daselbst stattgefunden,

bei welcher Arthur der Gräfin Belgiojoso den Brief ihres Sohnes übergab und zugleich alle Auskunft ertheilte, die er nur irgend geben konnte. Die natürliche Folge hievon war, daß er von nun an als Freund der Familie galt, und wenn er es auch der vielen Spionenaugen wegen vermeiden mußte, im Palaste Belgiojoso selbst Besuche abzustatten, so stand ihm dagegen das Landhaus des Herzogs, wohin dieser oft seine Verwandten einlud, stets offen, und eben so häufig wurde er vom Grafen Pepoli, sowie von anderen vornehmen Familien Mailands zu kleinen Festlichkeiten oder Landpartien, an welchen die junge Gräfin Felicitas Belgiojoso ebenfalls regelmäßig theilnahm, eingeladen. So lebte er in träumerischer Seligkeit dahin, ohne sich weder um Zukunft noch Vergangenheit zu kümmern, und selbst von der Gegenwart hatte nur dasjenige wirkliches Interesse für ihn, was mit dem Gegenstande seiner Liebe in Verbindung stand. Alles Andere aber, insbesondere die politischen Ereignisse der damaligen Zeit ließen ihn vollkommen kalt, oder vielmehr er dachte gar nicht über sie nach und ließ sie als gänzlich gleichgiltige, ihn nicht berührende Dinge an sich vorübergehen.

Inzwischen stand aber das Rad der Zeit natürlich doch nicht still, sondern die Ereignisse drängten im Gegentheil ihrer Entscheidung mehr und mehr entgegen. In Mailand allerdings, sowie in der ganzen Lombardei war die Oberfläche der See, wenn wir dieses Bild gebrauchen dürfen, dem Anscheine nach vollkommen glatt, d. h. es zeigte sich äußerlich gar keine politische Aufregung und noch weniger ein Geist des Aufruhrs oder der Empörung. Ja ein weniger hell sehender Beobachter konnte sogar der Ansicht sein, daß auch die Bevölkerung des übrigen Italiens in vollkommener Zufriedenheit oder doch in ruhiger Ergebenheit dahinlebe, während die Regierungsbehörden selbst des Gehorsams und der Treue der Unterthanen durchaus sicher seien; allein wenn man den Schleier dieser glatten Oberfläche ein wenig lüftete, so zeigte sich bald ein ganz anderer Zustand der Dinge. In der Tiefe unten nämlich lagen die Wasser keineswegs glatt

und eben, sondern da bewegten sie sich so heftig, daß man den baldigen Sturm wohl voraussehen konnte; die Behörden aber, und zwar sowohl die zu Mailand und Venedig, als die zu Florenz, Modena, Parma, Rom und Neapel, — ei nun, diese wußten ganz genau, was „unter der Hand“ vorgehe, und trafen ebenso „unter der Hand“ ihre Gegenmaßregeln. Die Wiener Regierung hatte ihre Augen überall, und der wahre Grund, warum der junge Louis Napoleon die Grenzen Italiens überschritten, und nun schon seit mehreren Monaten seinen Aufenthalt in Rom genommen habe (angeblich war der Zweck dieser Reise kein anderer, als ein Besuch bei Madame Lätitia, der Großmutter, und bei Cardinal Fesch, dem Großonkel, sowie eine Zusammenkunft mit dem damals noch lebenden Vater und Bruder, die zu jener Zeit beide ebenfalls, statt in Florenz, in Rom verweilten), konnte ihr natürlich nicht verborgen bleiben. Ebenso eifrig überwachte sie die geheimen Gesellschaften, namentlich die der „Carbonari“ oder „Köhler“, wie sie sich nannten, und wenn sie vielleicht auch nicht im Stande war, in deren sämmtliche Pläne gleich von Anfang an eingeweiht zu werden, so erfuhr sie doch durch ihre gut bezahlten Spione wenigstens das Wichtigste. Kurz „in der Tiefe“ sah es ganz anders aus, als „auf der Oberfläche“; nur war das, was „in der Tiefe“ vorging, äußerst Wenigen bekannt, und namentlich gaben sich die obersten Behörden von Mailand die unendlichste Mühe, ihr besseres Wissen zu verbergen. Die Carbonari und sonstigen Verschworenen, mit Louis Napoleon an der Spitze, sollten gar nicht ahnen, daß man in Wien von allen ihren Machinationen unterrichtet sei, denn dadurch hoffte man sie so sicher zu machen, daß sie um so leichter in die Falle gingen! Freilich wenn es im Plan derselben gelegen gewesen wäre, auf östreichischem Gebiete loszuschlagen, d. h. das Mailändische und Venetianische zu revolutioniren, dann würde die Wiener Regierung wohl kurzen Prozeß gemacht und die kommende Empörung sofort durch Verhaftung der Rädelsführer schon im Keime unterdrückt haben;

allein die Leiter der revolutionären Partei hüteten sich für diesmal gar wohl vor einem solch' gewagten Unternehmen, und beschränkten ihre Operationsbasis auf die kleinen Mittelstaaten Italiens, sowie auf den Kirchenstaat, mit deren „Tyrannen" sie bald fertig zu werden hofften. Das war also fremdes Gebiet, auf welchem einzuschreiten Oestreich kein Recht hatte, so lange nicht irgend etwas geschah, was als genügender Grund hiefür angegeben werden konnte. Ja es war sogar zu befürchten, Frankreich, das durch seine achtzehnhundertdreißiger Revolution aus den Reihen der absoluten Staaten getreten war, würde einer jeden Intervention mit Gewalt entgegentreten, wenn nicht östreichischer Seits bewiesen werden könne, daß es „um seiner eigenen Sicherheit willen" habe interveniren müssen! Darum lag der Wiener Regierung unendlich viel daran, die Häupter der Verschwörung so „einzulullen", daß dieselben „keinen Gewaltstreich" begingen, und eben deßwegen stellte man sich, als ob man von Allem, was in den heimlichen Kreisen der Eingeweihten vor sich ging, auch nicht die geringste Kenntniß habe; zu gleicher Zeit aber unterhandelte man heimlich mit Louis Philipp in Paris, damit derselbe Oestreich gewähren lasse und — der Bürgerkönig war schlau genug, zu begreifen, welchen Nutzen es für seine Dynastie haben müsse, wenn die letzten Sprößlinge der Napoleoniden als überwiesene Aufrührer gefaßt und für immer „unschädlich" gemacht würden.

Solches war der Stand der Dinge in Oberitalien am Ende des Jahres 1830, und man kann sich daher wohl denken, daß die Geister der „besser Unterrichteten", sei's von dieser oder jener Partei, sich in keiner geringen Aufregung befanden, obwohl sie der Welt gegenüber stets dasselbe Gesicht zeigten. Auch in den Familien, mit welchen Arthur Stanton verkehrte, sah es keineswegs anders aus, und man gab sich sogar nicht einmal die Mühe, die wahren Gesinnungen vor ihm zu verbergen, da man seit jenem Festabende das vollkommenste Vertrauen in ihn setzte. Er selbst jedoch sah von

lem dem, was um ihn her vorging, nicht das geringste, und wenn
auch je etwas sehen mußte, so kümmerte es ihn wenigstens nicht.
a sollte er zu Anfang des Monats Dezember auf einmal aus
nem träumerischen Glücke aufgeschreckt werden. Felicitas Belgiojoso
ır nämlich gewohnt, fast jeden Morgen die Messe in dem großen
ome zu hören, und natürlich versäumte es Arthur nie, sie dort
treffen, um vor ihrem Austritt aus der Kirche einige Worte mit
zu wechseln. Der ungeheuere Tempel hatte ja der Säulen und
iler so viele und so mächtige, daß man in ihrem Schatten ver-
gen gleichsam von aller Welt abgeschlossen war, und viele Liebende
ılten jenes Stelldichein, wenn sie etwas ganz Heimliches zusammen-
tern wollten. Eines Morgens nun, als Arthur sich auf seinem
ohnten Plätzchen aufgestellt hatte, fand sich auch gleich darauf
citas ein; allein sie sah so aufgeregt aus, daß er im Augenblicke
ıte, es müsse etwas Außergewöhnliches vorgegangen sein, und in
That verhielt sich dies auch so.

„Meine Mutter hat Briefe vom Großoheim bekommen," flüsterte
ım zu, „und er hat richtig sowohl vom heiligen Vater, als von
östreichischen Behörden die Erlaubniß ausgewirkt, daß wir Rom
längere Zeit besuchen dürfen."

„Von Seiner Eminenz dem Cardinal Doria?" erwiederte Ar-
über den Eifer, in dem sie sprach, unwillkürlich lächelnd. „Ei
dies ließ sich ja gar nicht anders erwarten, da der Cardinal
treuer Anhänger der östreichischen Regierung bekannt ist und
abst ihm wohl einen Besuch seiner Nichte und Großnichte nicht
agen kann Aber, Theuerste, gewährt Dir denn ein Besuch in
ein so großes Vergnügen, daß Dein Herz deßhalb ganz in
ıhr kommt? Sind wir nicht hier so unendlich glücklich, daß
ıst daran verzweifeln muß, ob uns dort dieselbe Seligkeit
tet?"

„Aber, Arthur," meinte sie vorwurfsvoll, „hast Du denn
ı Bruder vergessen? Hierher darf er sich nicht wagen, ohne

sein Leben auf's Spiel zu setzen; in Rom dagegen ist er nicht so gefährdet, und überdies, Arthur," setzte sie mit wichtigen Blicken hinzu, „es gehen große Dinge vor, Dinge, die Alles mit einem Schlage verändern können."

„Hat Dein Bruder davon geschrieben?" fragte er nun, durch ihren Eifer selbst aufgeregt. „Sonderbar, daß er meiner dabei gar nicht gedachte!"

„Mein Bruder konnte nicht schreiben," erklärte sie. „Denn seine Briefe wären alle aufgefangen und erbrochen worden; wir haben die Nachrichten vielmehr von Graf Pepoli und von ihm wissen wir auch, daß noch mehrere Familien und Herren außer uns von hier nach Rom reisen werden, nämlich einmal Graf Pepoli selbst, dann die Pimolanos, die Segestas, die Cimitellis und der Marchese Cialdini."

„Cialdini?" rief Arthur, indem sein Gesicht von einer tiefen Röthe bedeckt wurde. „In des Marchese Cialdini's Gesellschaft soll die Reise vor sich gehen? O Felicitas . . ."

„Still, Arthur," unterbrach ihn die letztere schnell und lebhaft. „Nicht in seiner Gesellschaft reisen wir, nein um Alles in der Welt nicht. Er drang bei meiner Mutter darauf, und sie hätte gern eingewilligt, aber ich wußte sie umzustimmen; denn sieh', Arthur," setzte sie leidenschaftlich hinzu, „ich hasse ihn, den Marchese. Ja recht von Herzen hasse ich ihn; aber ich fürchte ihn auch, weil er rachgierig ist und heimtückisch und bösartig, und darum nahmen wir zu einer List unsere Zuflucht, um ihn von uns abzuschütteln. Ueberdies kam uns Graf Pepoli zu Hilfe, welcher meinte, es müßte der östreichischen Regierung auffallen, wenn wir Alle zusammen so zu sagen in corpore nach Rom zögen, und so wurde dann beschlossen, daß nicht blos jede Familie zu einer andern Zeit von hier abgehen, sondern auch, daß jede eine andere Reiseroute einschlagen sollte."

„Und darf ich wissen, welche Route meine theure Felicitas einschlagen, sowie, wann sie dieselbe antreten wird?" fragte jetzt Arthur

erzend. „Oder muß mir dies vielleicht ein Geheimniß bleiben, mit ich ja nicht in Versuchung komme, den nämlichen Weg zu ndeln?“

„Nein gewiß, für Dich ist's kein Geheimniß, obwohl sonst für dermann,“ erwiederte Felicitas im gleichen Tone. „Wir machen tlich einen großen Umweg über Rovigo, wo wir Verwandte zen, und von da geht's dann über den Po nach Ferrara und ogna, woselbst uns der Großoheim abholen läßt; in Rom aber den wir Sonnabend über acht Tage eintreffen, und daß mein und, der natürlich bis dahin längst in der Hauptstadt der Welt langt ist, nicht lange auf eine Einladung zum Großohm warten dafür wird Felicitas sorgen. Dort haben wir ja die mailändische zei nicht mehr zu fürchten, und wir dürfen offen vor aller Welt einander umgehen. Bist Du nun zufriedengestellt, Carino?“

Und er war zufriedengestellt und zwar um so mehr, als sie ihm eine weitere Zusammenkunft vor ihrer Abreise zugestand. Wie j nun aber endlich trennten und Jedes von ihnen, in der sichern zeugung, daß die leise geführte Unterredung von Niemanden cht worden sei, voll froher Hoffnungen den alten Dom ver- da tauchte neben der Säule, in deren Schatten Felicitas mit gestanden hatte, eine Gestalt auf, die durch ihr Aussehen ndig Furcht, wenn nicht gar Entsetzen einflößen mußte. Unter Aussehen verstehen wir aber nicht sowohl die Gestalt des s, die an sich nichts weniger als abschreckend war, als viel- ie Farbe des Gesichts, das grün vor Wuth und ganz ver- ein schaute, sowie den Ausdruck der Augen, die wie Basilisken- unkelten. Und wem gehörten nun diese Augen und dieses an? Niemand Anderem, als dem Marchese Cialdini, welcher ıbar hier versteckt hatte, um das Gespräch der beiden Lieben- belauschen.

lso Du hassest mich?“ lachte er dämonisch vor sich hin. it gründlich und von Herzen hassest Du mich? Ein äußerst

ehrliches und naives Geständniß, meine theure Felicitas! Aber bei der Hölle, es soll Dir bös zu stehen kommen, denn ich werde mich rächen, so wahr ich Cialdini heiße. Doch wie — wie? Ha," fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „ich glaube, ich hab's gefunden. Oder sagte sie nicht, daß sie über Rovigo und Ferrara reisen würden, und müssen sie da nicht bei Ponte di Lago Scuro über den Po setzen? Eine bessere Gelegenheit zu einem Ueberfall könnte es gar nicht geben, und ich will sie benützen, mag daraus entstehen, was da wolle. Sie soll mein sein, das theure Püppchen; mir soll sie gehören, mir, den sie so gründlich und von Herzen haßt! Aber halt, da fällt mir Etwas ein. Es ist doch zu viel Gefahr dabei, wenn ich's selbst thue, und im Falle des Mißglückens könnte es mir an den Kopf gehen. Wie aber, wenn ich jetzt gleich nach Bologna reiste und den Battista zu dem Stückchen dingen würde? Der Kerl hat immer eine kleine Bande um sich, und um ein paar hundert Scudi fängt er mir selbst einen Cardinal. So soll's gehen! Der Battista mit seinen Leuten überfällt die Frau Gräfin und Tochter, nebst den paar Bedienten, die ihre Escorte bilden, sowie sie bei Ponte di Lago Scuro auf päbstliches Gebiet übersetzen, und bringt die geliebte Felicitas in einen seiner entlegensten Schlupfwinkel; ich aber eile sofort nach Rom voraus und kann beweisen, daß ich während des Ueberfalls dort anwesend gewesen und folglich an demselben ganz unschuldig bin. Damit entkräfte ich jeden Verdacht, der etwa auf mich fallen sollte, und wenn hernach der erste Lärm vorüber, dann vorwärts zur Hochzeit! Hurrah," jubelte er laut auf, „jetzt bin ich auf der rechten Fährte und nun gute Nacht, meine süße Felicitas, bis auf Wiedersehen; von Deinem Signor Inglese aber kannst Du gleich jetzt auf immer und ewig Abschied nehmen."

Das war der Racheplan, den sich der Marchese Cialdini entwarf, und sowie er einmal damit in's Reine gekommen war, so zauderte er auch keinen Augenblick mehr, ihn in Ausführung zu bringen. Im Gegentheil, schon eine Stunde darauf befand er sich

uf dem Wege nach Bologna, um allda Rücksprache mit dem Banten Battista zu nehmen und dann nach Rom weiter zu eilen; allein sollte ihm doch nicht Alles und Jedes gerade so glücken, wie er sich vorgenommen hatte, obwohl die Fäden des Netzes, in welchen Felicitas zu fangen gedachte, außerordentlich fein gesponnen waren.

An demselben Tage nämlich, an dem die Frau Gräfin Beljoso mit ihrer Tochter von nur wenigen Domestiken begleitet die ise nach Rom antrat, verließ auch Arthur Stanton die Stadt ailand, in welcher er nun seit Monaten gelebt. Er schlug jedoch viel weitere Route über Mantua ein, um dieser berühmten Feng einen Besuch abzustatten, und hatte die Absicht, von da seinen gen mit einem Theil seiner Dienerschaft nach Modena vorausenden, während er selbst mit seinem vertrauten Diener Duffy Nebenwegen zu Pferde nachfolgen wollte. Gab es ja doch, wenn n einige Meilen über Mantua hinaus den Po bei Ostiglia auf er Fähre überschritten hatte, in der Richtung gegen den Apennin der romantischen Punkte, d. i. der alten Burgen und Schlösser, ie der befestigten Dörfer, Städtlein und Abteien so viele, daß ich wohl verlohnte, von der gebahnten Straße ein wenig abzuhen! In der That führte er nun auch diesen seinen Plan richtig , kaufte sich in Mantua ein paar treffliche Reitpferde und ieß, nachdem er den Po überschritten und das päbstliche Gebiet cht hatte, die gebahnte Straße, um zuerst Novi mit seinem diosen Schlosse zu besichtigen und dann weiter in die ersten läufer des Gebirges hineinzureiten. Natürlich kann es jedoch unsere Absicht sein, dem Leser eine Beschreibung dessen zu , was unser Held auf dieser seiner Tour Merkwürdiges zu bekam, oder gar statistische Notizen wiederzukäuen, welche in Reisehandbuche über Italien zu lesen sind, und somit über wir denn alle diese Details, uns nur allein an das haltend, unmittelbar zu unserer Geschichte gehört.

Es war also am Abend des dritten Tages, nachdem Arthur

Stanton Mantua verlassen, als er in Begleitung seines treuen Duffy einen ziemlich steilen Pfad hinanritt, der nach einem etwa zwei Stunden entfernten kleinen Badeorte dicht an der modenesischen Grenze führte. Auf der Station, auf welcher sie so eben Halt gemacht, hatte man sie gewarnt, für heute noch weiter zu reisen, indem ein Unwetter im Anzuge sei, das sie leicht unterwegs überraschen könne, und ein Unwetter in Italien ist etwas ganz Anderes, als in einem gemäßigteren Klima. Ueberdies hatte man ihnen weiter gesagt, es gebe auf der ganzen Strecke kein einziges schützendes Obdach, als ein Pächterhaus, ungefähr in der Mitte des Wegs, das aber nicht unmittelbar an der Straße, sondern vielmehr um ein Ziemliches abseits liege und nicht leicht aufgefunden werden könne. Allein sogar, wenn man es finde, sei es eine große Frage, ob man nur aufgenommen werde, denn der Pächter gelte in der ganzen Umgegend als ein überaus verschlossener und abstoßender Mann, der namentlich gegen Fremde einen immensen Haß hege und selbst geborenen Italienern, nur wenn er sie genau kenne, Zutritt in seinem Anwesen gestatte. Sie also, als Engländer, kämen in keinem Falle hinein, sondern müßten im Freien dem Sturme Trotz bieten und könnten nur zu leicht verunglücken. So sprach man auf der Station und that mit Einem Worte Alles, um unsern Helden von der Weiterreise für diesen Abend abzuhalten; aber gerade weil man ihm so außerordentlich dringend abredete, traute er nicht, sondern beschloß vielmehr, allen Warnungen zum Trotz seinem eigenen Kopfe zu folgen. Doch hatte er dies nur allzu bald zu bereuen; denn kaum hatte er die Station etwa eine Stunde weit hinter sich, so thürmten sich dicke, schwarze Wolken am Himmel auf, welche den Abend schnellstens in Nacht zu verwandeln drohten, und zugleich erhob sich ein so schneidender kalter Wind, daß Jeder, der sich im Freien befand, nur allzu gegründete Ursache hatte, sich nach einem warmen Herde zu sehnen.

„Am Ende meinten es die Leute doch ehrlicher, als ich es ihnen

zutraute," rief Arthur Stanton seinem Diener zu, als die ersten Tropfen zu fallen begannen; „also treibe Dein Pferd rascher an, Duffy, denn wenn es einmal hier zu Lande zu regnen anfängt, dann schüttet es gleich wie mit Eimern."

Sie ritten nun in der That so schnell, als es der ziemlich steile Weg nur irgend erlaubte; allein schon nach wenigen Minuten brach der Regensturm in einer Gewalt los, wie man es nicht leicht großartiger erleben konnte, und nun hatte es mit jeder schnellen Bewegung der Pferde ein Ende. Ja diese, durch die gräßlichen Windstöße erschreckt und durch die in Strömen dahinbrausenden Wasserrinnen gehemmt, verweigerten am Ende den Dienst gänzlich und die Reisenden mußten sich also entschließen, abzusitzen, um die Thiere am Zügel weiter zu führen!

„Ich sollte meinen," sagte Duffy, als sie sich eine Viertelstunde lang auf diese Weise abgequält hatten und vor Erschöpfung kaum mehr weiter konnten; „ich sollte meinen, nach der Beschreibung, die uns die Leute von der Maierei oder Pächterei gaben, müßte diese irgendwo in der Nähe herum liegen, und wenn daher mein gnädiger Herr die Güte haben wollte, mein Pferd ein paar Minuten lang neben dem seinigen zu halten, so würde ich diesen Baum da besteigen, um mich nach dem Hause umzusehen. Ich hoffe nämlich, daß die Leute so vernünftig sind, Licht zu haben, so daß es mir leicht sein wird, sie zu entdecken; haben wir aber einmal das Licht, dann haben wir auch die Richtung, und wenn wir erst so weit sind, soll uns kein Hinderniß abhalten, in die Maierei glücklich hineinkommen."

Ohne ein Wort zu erwiedern, griff Arthur nach dem Zügel von Duffy's Pferde, und der treue Diener begann nun sogleich, sich nach dem Baume hin durch den Schlamm durchzuarbeiten. Glücklich gelangte er dahin, aber wie er den Stamm erklettern wollte, stieß sein Fuß auf einen Gegenstand, der sich wie ein Mensch anfühlte, und in demselben Augenblicke hörte er auch ein lautes Stöhnen.

„Um Gottes willen,“ schrie er entsetzt, „hier liegt Einer, der wahrscheinlich dem Sturm erlegen ist; aber der Himmel sei gepriesen,“ setzte er gleich darauf in einem ganz anderen Tone hinzu, „hier unten, keine fünf Minuten von da, glänzt mir ein Licht entgegen, und dieses gehört ohne Zweifel der gesuchten Pächterei an.“

Arthur Stanton arbeitete sich nun ebenfalls zu dem Baume hin und fand es richtig so, wie ihm sein Diener zugerufen hatte. Da unten in ganz kurzer Entfernung sah man einen Lichtstrahl, der zu stabil blieb, als daß er nicht eine Wohnstätte bezeichnet hätte, und unmittelbar am Fuße des Baumstamms lag ein Mensch, der, wenn auch nicht ganz, doch wenigstens halbtodt sein mochte, denn er athmete zwar noch, gab aber auf alle Fragen keine Antwort.

„Ich denke,“ sagte nun Duffy, „wir schlagen uns zu der Maierei durch und machen so lange Lärm, bis man uns einläßt. Dann kann man den Verunglückten hier abholen.“

„Wir wollen lieber probiren,“ erwiederte Arthur, „ihn auf eines der Pferde zu laden und gleich mit uns zu nehmen. In diesem gräßlichen Wetter könnte ihm schon die nächste Viertelstunde den Tod bringen.“

Der Versuch wurde sogleich gemacht und gelang auch in der That, obwohl mit der unsäglichsten Mühe. Wem sie übrigens diesen Liebesdienst erwiesen, konnten sie nicht erkennen, da es allzu dunkel war, um irgend etwas genau zu unterscheiden; doch kam es ihnen beim Betasten so vor, als ob der arme Bursche eine zerrissene Livree trage und mehrere schwere Wunden davongetragen haben müsse, denn sowie man ihn an gewissen Theilen seines Körpers berührte, stöhnte er tief auf und krümmte sich wie ein Wurm zusammen. Behutsam schritten sie nun vorwärts, genau in der Richtung, welche das Licht ihnen angab, aber bei jedem Tritte versanken sie fast mit ihren Pferden und überdies schlug ihnen der furchtbare Sturmregen mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß sie kaum von der

Stelle kamen. Endlich jedoch glückte es ihnen, bis in die Nähe des
Hauses, das rings von einem festen Zaune umgeben schien, vorzu-
ringen, und schon glaubten sie sich geborgen, als sie plötzlich in
hrem Weiterschreiten durch ein halb Dutzend Hunde, die ihnen mit
rchtbarem Gebell entgegensprangen, aufgehalten wurden. Zu gleicher
Zeit verschwand das Licht im Hause und eine Minute darauf stand
n Mann vor ihnen, der in ein zottiges Ziegenfell gekleidet war
nd ihnen mit einer Laterne in's Gesicht leuchtete.

„Was wollt Ihr hier auf meinem Eigenthum?“ rief er mit
uher Stimme. „Der Weg in's nächste Dörfchen führt dort oben
n und hier unten habt Ihr nichts zu suchen, da ich keine Herberge
lte.“

„Aber Ihr werdet doch nicht so hartherzig sein,“ entgegnete
rthur Stanton, „uns in diesem furchtbaren Sturme die Thüre zu
eisen? Das wäre mehr als barbarisch, und überdies habt Ihr
gar nichts zu fürchten, denn Ihr seht, wir sind nur zu Zwei,
gesehen von dem Verunglückten hier, den Ihr geradezu mordet,
ls Ihr uns nicht aufnehmt.“

Doch der im Ziegenfelle ließ sich nicht bewegen „Zurück,“
rie er, „zurück auf der Stelle, oder ich hetze meine Hunde auf
ch.“

„Und ich schlage Dir Deinen querköpfigen Hirnschädel ein,
italienischer Lump Du!“ brüllte jetzt Duffy auf englisch; denn
der italienischen Sprache konnte er nicht so recht von Herzen
chen. „Glaubst Du denn, mein Herr und ich fürchten uns vor
em Ziegenbock, wie Du einer bist, und vor ein paar ausge-
ıgerten Schafhunden?“

Mit diesen Worten griff er nach den Pistolen in den Sattel-
ftern seines Rosses, um sie als Schlagwaffe zu gebrauchen, und
e Zweifel wäre es nun zu einem tüchtigen Kampfe gekommen,
n nicht eine weitere Person auf dem Platze erschienen wäre, die
wenigen Worten den Frieden herstellte. Diese Person hatte sich

durchaus in einen weiten Mantel eingehüllt, während ein breiter Calabreserhut ihr den Kopf so bedeckte, daß man die Gesichtszüge ebenso wenig zu erkennen vermochte, als die Körperform; allein eigenthümlicherweise glaubte Arthur Stanton doch einen ihm keineswegs ganz Unbekannten vor sich zu haben, und in diesem seinem Glauben wurde er noch bestärkt, als er denselben sprechen hörte.

„Ugolino," sagte der Unbekannte in jenem ruhigen, kalten und bestimmten Tone, welchen sich nur solche Menschen anzueignen wissen, die daran gewöhnt sind, daß man ihren Befehlen augenblicklichen und unbedingten Gehorsam leistet: „Ugolino, rufe Deine Hunde zurück und lasse den Herrn mit seinem Diener in Dein Gehöfte ein."

„Er ist ein Fremder und also ein Verräther," murmelte der Mann im Ziegenfelle; „aber ich gehorche Euch, Hoheit, obwohl nur auf Eure eigene Gefahr hin"

In der That lockte er alsbald seinen Hunden, öffnete sofort das Hofthor und geleitete Arthur Stanton nebst dessen Diener und den Pferden bis in den inneren Raum unter einen bedeckten Schuppen, wo die Thiere wenigstens vor dem Regen geschützt waren.

„Nun helft uns den armen verunglückten Menschen hier in's Haus hineintragen," bat Arthur Stanton, „damit wir demselben dort Hilfe angedeihen lassen; aber faßt ihn nicht rauh an, denn er scheint verwundet zu sein und große Schmerzen zu fühlen."

Auch hierin gehorchte der im Ziegenfelle, obwohl erst nachdem er den Mann im Mantel angeblickt und von diesem durch ein Kopfnicken dazu ermächtigt worden war. Demgemäß hob man den Verwundeten vom Pferde herab und trug ihn in's Haus hinein, in welches der im Mantel voranschritt. Hier war Alles still, wie ausgestorben, und es schien also, als ob Niemand da wohne, als der im Ziegenfelle und der im Mantel, welchen der Erstere „Hoheit" titulirte. Um so mehr erstaunte Arthur Stanton, als er in die Wohnstube tretend eine Gesellschaft von fünf oder sechs Herren vorfand, die sämmtlich um ein mächtiges Kaminfeuer herumsaßen und

ihn mit neugierigen Blicken musterten. Noch mehr aber erstaunte er darüber, daß diese Herren ebenso dicht in weite Mäntel gewickelt waren, als die „Hoheit", und auch ihre Gesichter gerade auf dieselbe Weise mit breiten Calabreserhüten beschattet hatten, so daß es ganz unmöglich war, ihre Personen zu erkennen.

„Wir haben nichts zu befürchten," sagte der als Hoheit Betitelte beim Eintreten. „Es ist nur ein einzelner verirrter englischer Reisender mit seinem Diener."

„Und zwar Einer, für den ich in jeglicher Beziehung gutspreche," erklärte sofort Einer der Vermummten, seinen Calabreser abwerfend und mit ausgestreckter Hand auf unsern Helden zugehend. „Welcher eigenthümliche Zufall, Sir Arthur, führt Sie hierher?"

„Beim Himmel, der Graf Pepoli," rief Arthur nicht wenig verwundert. „Wahrhaftig, Sie hier zu treffen, wäre mir nicht im Traume eingefallen!"

„Auch wir sind alte Bekannte, Herr Stanton," sprach nun derjenige, der unserem Helden Eingang in's Haus verschafft hatte, „und ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, Ihnen für den Dienst, den Sie mir vor einigen Monaten geleistet haben, nochmals persönlich zu danken. Oder sollten Sie sich vielleicht unseres Begegnisses auf dem Splügen nicht mehr erinnern?"

Mit diesen Worten warf er seinen Calabreser ebenfalls von sich, gerade wie vorhin Graf Pepoli gethan hatte, und nun wußte Arthur Stanton mit Einem Male, warum ihm die Persönlichkeit dieses Mannes so bekannt vorgekommen war. Er hatte nämlich Niemanden anders vor sich, als den jungen Prinzen Louis Napoleon, dem er bei dem Uebergang über den Splügen so gute Dienste geleistet! „Mein Prinz," erwiederte er, „wer Sie einmal gesehen hat, wird Sie überall wieder erkennen, selbst . . . . ."

„Selbst wenn das Zusammentreffen ein so vollständig unerwartetes und auffallendes wäre, wie das heutige," ergänzte der Prinz gelassen, obwohl nicht ohne einen Anflug von Ironie. „Nun

wohl," fuhr er gleich darauf in seiner gewohnten kalten Weise fort, „auffallend mag es Ihnen sein, daß ich hier in dieser verborgenen Einsamkeit mit meinen Freunden aus Mailand und Venedig zusammenkomme, allein da ich nicht in's östreichische Gebiet hinüber darf, so mußten die Herren sich wohl auf päbstlichen Grund und Boden herüberbemühen, wenn sie mich sprechen wollten, und daß wir nicht gewillt sind, diese unsere Zusammenkunft aller Welt kund zu thun, werden Sie wohl auch natürlich finden. Wir verlassen uns übrigens so vollständig auf Ihre Ehrenhaftigkeit, daß wir kein Versprechen des Stillschweigens von Ihnen verlangen, sondern dieses vielmehr voraussetzen; nun aber, mein Freund," setzte er in etwas herzlicherem Tone hinzu, „kommen Sie an's Feuer und trocknen Sie ihre nassen Kleider. Sie sehen, man hat Ihnen dort schon bereitwilligst Platz gemacht."

In der That waren die Herren, die bisher die große Bank am Kaminfeuer inne gehabt — Arthur erkannte in ihnen, als sie nunmehr ihre Einhüllung ebenfalls abwarfen, lauter Männer von reiferem Alter, die zum größten Theil den vornehmsten Adelsgeschlechtern Oberitaliens angehörten — sofort aufgestanden, um dem ganz und gar Durchnäßten ihren warmen Sitz zu überlassen, allein er machte von ihrem Anerbieten keinen Gebrauch. Plötzlich nämlich erinnerte er sich des armen Menschen, den er unterwegs aufgeladen und dessen er bisher in der großen Ueberraschung ganz vergessen hatte, und nun natürlich konnte ihn nichts mehr abhalten, sich nach demselben umzusehen. Auch durfte er nicht weit suchen, denn Ugolino hatte den immer noch Bewußtlosen mit Hilfe Duffy's in die nächstgelegene Kammer getragen und ihn dort auf ein Bett gelegt.

„Wenn wir nur einen Arzt hier hätten," meinte Duffy, als sein Herr näher hinzutrat. „Ich habe den Armen genau untersucht und nicht weniger als fünf Schuß- und Stichwunden an ihm gefunden."

„Ich verstehe etwas von der Wundarzneikunde," versetzte Graf

epoli, der diese Worte hörte, „und will meine Kunst an ihm
obiren."

Somit befahl er dem Ugolino, welcher nun auf einmal, da
sah, daß er keine Verräther vor sich habe, äußerst dienstfertig
worden war, zu leuchten und schritt gegen das Bett zu, aber
bald er nur den ersten Blick auf den Verwundeten geworfen
tte, prallte er furchtbar erschrocken wieder zurück. „Um Gott,"
rie er, „Sir Arthur, sehen Sie doch diese Livree an! Gleicht
nicht genau der der Gräfin Belgiojoso?"

Ein Moment, und Arthur Stanton stand neben ihm; ein
eiter Moment und der Verwundete war erkannt! „Es ist Ludo-
o," stöhnte Arthur, die Worte nur mühsam zwischen den todt-
ichen Lippen hervorstoßend, „es ist Ludovico, der vertraute Diener
Gräfin, und sie und ihre Tochter sind also ohne Zweifel ermordet."

Auch der Prinz Louis Napoleon trat nun herzu und ließ sich
Verhältniß auseinandersetzen. „Vor Allem," entschied er sofort
seiner gewohnten entschlossenen Weise, „vor Allem müssen wir
auf denken, den Verwundeten hier in's Leben zurückzurufen, denn
dadurch erfahren wir, was sich in Wahrheit zugetragen hat,
erst wenn wir dies wissen, können wir weitere Maßregeln er-
fen."

Alle sahen ein, daß dies der einzige Weg sei, den man ein-
igen könne, und somit machte sich Graf Pepoli sogleich daran,
armen Ludovico die Wunden auszuwaschen, während Andere
rpie bereiteten oder sich sonst nützlich erwiesen. Unmittelbar
uf wurde der Verband angelegt, und da nun das Bluten voll-
dig aufhörte, so durfte man hoffen, ihn mit dem Leben davon-
ingen. Hatten doch offenbar weniger die Verletzungen selbst, als
nehr die großen Blutungen die Schwäche erzeugt, an der er
iederlag! Nach einiger Zeit verlangte er zu trinken, und nun
man ihm einen Schwamm mit Wein an den Mund, den er
g aussog. Dies Mittel stärkte ihn sichtlich und man wieder-

holte es daher noch mehrere Male, bis man es endlich so weit br ,
daß er die Augen aufschlug. Freilich zum vollen Bewußtsein n
er damit noch nicht; aber man erfuhr doch wenigstens das Nöth ,
oder vielmehr gerade genug, um sich den ganzen Zusammenh g
denken zu können, und sowie man so weit mit ihm war, bettete n
ihn wieder weich auf seinem Lager zurecht, damit er sich in ei n
gesunden Schlafe noch besser erhole. Was war es nun aber, s
man erfuhr?

Bis nach Rovigo war der Gräfin nebst den Ihrigen ni s Unangenehmes zugestoßen, und in Rovigo selbst, wo sie einige T ge verweilten, noch viel weniger. Auch Argua, Bianco und Polese a wurden von ihnen ohne Unfall erreicht, sowie sie aber in Porte di Lago Scuro die Grenzen des Kirchenstaates überschritten, bega n auch sogleich das Unheil. Zuerst kamen die Mauthbeamten mit ihren Chikanen; dann gab's Mißhelligkeiten wegen der Pässe, und schließlich, als endlich Alles durch schwere Geldopfer bereinigt war, erklärten die Postillone — die Gräfin fuhr natürlich mit Extrapost —, sie könnten nicht den geraden Weg nach Ferrara einschlagen, weil derselbe allzu schlecht sei, sondern müßten über Francolino fahren. Ohne allen Zweifel hatten sich die Bursche bestechen lassen, aber sei dem, wie ihm wolle, das Resultat war, daß die Nacht hereinbrach, als man Francolino kaum hinter sich hatte, und doch führte der Weg nun durch ein dichtes Gehölz, in welchem schon gar viele Mord- und Raubthaten verübt worden waren. Die Gräfin befahl daher den Postillonen so schnell als möglich zu fahren, und diese stellten sich auch in der That, als ob sie den Befehl in Ausführung bringen wollten; allein kaum waren sie mitten im Walde, so erscholl ein gellendes Pfeifen, und im selben Momente umringten fünf oder sechs bis an die Zähne bewaffnete Reiter den Wagen, diesen dadurch zum Stillehalten nöthigend. Augenblicklich schnitten nun die Postillone ihren Pferden die Stränge ab und ritten spornstreichs davon, indem sie die Reisenden feige im Stiche ließen; diese aber

sahen sich hiedurch genöthigt, sich ohne Widerstand in ihr Schicksal zu fügen. Was hätten sie auch machen sollen? Sie waren allerdings zu sechs, nämlich die Gräfin, ihre Tochter, zwei Kammerzofen und zwei Bediente, aber Frauen sind bekanntlich, wenn es sich um einen Kampf mit den Waffen handelt, nicht hoch in Anschlag zu bringen, und die zwei männlichen Bedienten konnten natürlich für sich allein nichts gegen die feindliche Uebermacht ausrichten. Die Räuber hatten also ganz leichtes Spiel, und zwei von ihnen durchstöberten sofort alle Kisten und Koffer, während die vier andern den Reisenden selbst die Pistolen auf die Brust setzten und sie dadurch vom Schreien abhielten. Merkwürdigerweise übrigens schien es den Bösewichtern nicht einzig und allein oder vielmehr nicht hauptsächlich um Plünderung zu thun zu sein, denn sie nahmen es damit ganz oberflächlich und ließen sogar vieles Werthvolle zurück; dagegen aber führten sie ein lediges Pferd mit einem Quersattel mit sich, auf das sie sofort die junge Gräfin Felicitas, nachdem sie ihr einen Knebel in den Mund gesteckt, mit Stricken und Riemen hinauf banden. Kaum war dies geschehen, so ließ ihr Anführer wieder einen Pfiff ertönen, und nun ging's fort, was die Rosse laufen konnten, nicht der Landstraße nach, sondern querfeldein den Ausläufern des Apennin-Gebirges zu, während die armen Reisenden mehr todt als lebendig zurückblieben. Von diesen hatte nur Ludovico den Kopf nicht verloren, sondern sich vielmehr einen Plan zurechtgeschmiedet, wie er die Räuber überlisten wolle, und sowie diese daher querfeldein fortsprengten, flüsterte er seinem Kameraden, dem andern Bedienten, zu, für die Gräfin und die zwei Zofen Sorge zu tragen, während er selbst den Reitern, so schnell er nur konnte, nachrannte. Sein Plan war nämlich, heimlicherweise auszukundschaften, wohin man die junge Gräfin bringe, und da er ein guter Läufer war, so hoffte er mit den Rossen gleichen Schritt halten zu können, besonders da der Weg bald bergan führte. In der That gelang ihm dies auch die ganze Nacht hindurch, ohne daß die Räuber auch nur ein einziges Mal

auf ihn aufmerksam geworden wären, denn er vermied natürlich jedes Geräusch und sehen konnte man ihn der Dunkelheit halber nicht wohl; allein als nun der Morgen hereinbrach, wurde er augenblicklich entdeckt, und nun stürzten ihrer Viere über ihn her, während die zwei Andern mit dem Fräulein fortritten. Schwer verwundet stürzte er nieder, um sofort das Bewußtsein zu verlieren, und in diesem Zustande blieb er ohne Zweifel auf einer und derselben Stelle liegen, bis ihn am Abend Arthur Stanton auffand.

Das war ungefähr der Bericht Ludovico's oder vielmehr so viel konnte man aus seinen abgerissenen Sätzen zusammenreimen; allein was sollte man nun beginnen? Arthur Stanton stimmte dafür, daß man alsobald aufbrechen solle, um die Räuber zu verfolgen, und sicherlich wäre er allein fortgestürmt, wenn ihn Louis Napoleon nicht zurückgehalten hätte.

„Halt, mein Freund, lassen Sie uns vorher überlegen," sagte dieser, „denn Uebereilung führt nie zum Ziele. So viel ist sicher, daß die Räuber ganz in der Nähe vorbeigekommen sein müssen, aber die Frage, wohin sie sich von hier aus gewandt haben, dürfte schwerer zu beantworten sein."

„Nach der Casa inglese," rief da eine Stimme im Hintergrunde, welche offenbar dem Manne im Ziegenfelle angehörte.

„Wohin, sagst Du?" fragte Napoleon. „Nach der Casa inglese?"

„Ja," wiederholte Ugolino mit größter Bestimmtheit, „nach der Casa inglese sind sie geritten und dort werden wir sie so sicher treffen, als zweimal zwei vier ist. Habe ich doch heute früh vor Sonnenaufgang den ganzen Trupp, ohne daß ich ahnte, wer es sei, am rothen Kreuze oben vorbeireiten sehen, und dieser Weg führt nirgends hin, als nach der Casa inglese!"

„Aber was ist diese Casa inglese?" begehrte nun wieder der junge Prinz zu wissen.

„Eine alte, halb in Trümmer zerfallene, keine Stunde von

hier entfernte Ritterburg," erwiederte Ugolino, „welche vor etwa zwanzig Jahren ein närrischer Engländer kaufte, um einige Zimmer nothdürftig herrichten zu lassen und so von aller Welt abgeschlossen drin zu wohnen. Es muß ihm aber in die Länge doch nicht gefallen haben, denn eines Morgens war er verschwunden und seit dieser Zeit ist die Burg wieder, was sie vorher war, nämlich ein Aufenthaltsort für Eulen, Räuber und Gespenster."

„Sie liegt aber noch auf päbstlichem Gebiet?" fragte Napoleon weite.

„Gewiß," entgegnete Ugolino, den Mund unwillkürlich verziehend, „denn im Mailändischen und Venetianischen haben die Oestreicher dem Räuberwesen längst ein Ende gemacht; unter dem milden Regimente Seiner Heiligkeit aber florirt es noch immer in ungestörter Herrlichkeit."

„Nun, meine Freunde," rief jetzt der junge Prinz, indem seine sonst so kalten Augen zu glänzen anfingen, „auf und zu Rosse, denn Keiner von uns wird hoffentlich zurückbleiben, wo es sich darum handelt, eine junge Dame aus der Gefangenschaft von Räubern zu befreien!"

Im Nu war Alles in voller Thätigkeit, und während Arthur Stanton mit Duffy dem Schuppen zueilte, unter welchem ihren Rossen in der Zwischenzeit etwas Heu vorgeworfen worden war, verfügten sich die alten Herren, an ihrer Spitze Louis Napoleon, in den Stall hinter dem Wohnhaus, um eigenhändig ihre Pferde zu satteln. Sie waren nämlich jeder einzeln, ohne Bediente, wie zu einem Spazierritt, an diesen entlegenen Platz gekommen, damit das Geheimniß ihrer Zusammenkunft ja nicht verrathen würde; jetzt aber kam ihnen ihr Berittensein besonders gut zu statten. Weniger gut stand es um ihre Bewaffnung, doch führte Jeder ein paar Terzerole bei sich, die er verborgen in der Tasche trug. Arthur Stanton dagegen besaß zwei gute Reiterpistolen und konnte sogar den jungen Prinzen mit solchen bewaffnen, indem Duffy, der beordert wurde, zur Pflege Ludovico's zurückzubleiben, die seinigen

abtreten mußte. So waren sie denn Alle in kurzer Zeit vollständig ausgerüstet, und man setzte sich sofort auf das Kommando Napoleons zu Pferde, um den Feldzug gegen die Casa inglese zu beginnen, Ugolino aber, der das Terrain vollständig kannte, machte den Führer und ging zu Fuße voran.

Es mochte etwa neun Uhr Abends sein, als sie aufbrachen, und da die Casa nur eine starke Stunde entfernt lag, so konnten sie mindestens um zehn Uhr dort sein; allein die Wege waren durch den grandiosen Regen der letzten paar Stunden fast grundlos geworden, und überdies hinderte sie der furchtbare Sturm, der immer noch gleich stark fortdauerte, an jeglichem schnellen Voraneilen. So widerwärtig ihnen nun dies aber auch in mancher Hinsicht sein mochte, so mußten sie sich doch schließlich dazu gratuliren, denn vor dem Heulen des Windes konnte der Feind in der Casa inglese ihr Herannahen unmöglich hören, während die tieffinstere Nacht das Gesehenwerden ohnehin nicht zuließ. Endlich nach einem Marsch von zwei langen Stunden erblickten sie urplötzlich Licht vor sich, und Ugolino erklärte, daß sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht hätten. In der That lag auch ein großes Gebäude vor ihnen, das von zwei Flammen, deren eine im unteren, die andere im oberen Stockwerke brannte, wenigstens insoweit erhellt wurde, daß man es als eine mittelalterliche Burg zu erkennen vermochte, und überdies sah man, daß es von einer hohen, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben sei, in welche nur ein einziger, thurmartig aufgebauter Thorweg führte.

„Ein festes Anwesen,“ murmelte Louis Napoleon, „und wenn das Thor, wie es den Anschein hat, verschlossen ist, so wird es schwer halten, hineinzukommen.“

„Nicht so sehr, als Sie glauben,“ flüsterte Ugolino. „Ein Reiter allerdings muß, wenn er hineinwill, nothwendig den Thorweg passiren; ein flinker Kletterer dagegen mag gar leicht über die Mauer hinüberkommen, denn sie ist nicht überall gut erhalten.“

Louis Napoleon erwiederte nichts, sondern stieg alsobald vom Pferde, das er dem Ugolino zum Halten gab, und näherte sich furchtlos dem Kastelle. Der Thorweg war aber wirklich fest verschlossen, und da die Planken aus dickem, hartem Holze bestanden, so mußte es ohne Brechwerkzeuge als eine Unmöglichkeit erachtet werden, hineinzudringen. In's Innere hineinzusehen vermochte er von hier aus ebenfalls nicht, dagegen aber hörte er einen wüsten Lärm, halb Gesang, halb Geschrei, untermischt mit Becherklingen, wie wenn die drinnen ein tolles Gelage feierten. Kopfschüttelnd kehrte er zurück, um mit seinen Genossen einen kurzen Kriegsrath zu halten; allein da diese des Terrains ebenfalls unkundig waren, so führte die Besprechung zu keinem Resultate. Nur darüber blieb kein Zweifel, daß die Casa wilde Gäste beherberge, und somit konnte man mit Bestimmtheit vermuthen, daß die Räuber mit ihrem Fange sich darin festgesetzt hätten.

„Ich kenne das Nest durch und durch," flüsterte jetzt wieder Ugolino, „denn ich habe es schon hundertmal in allen seinen Wendeltreppen und Schlupfwinkeln durchstöbert. Also lassen Sie mich recognosciren, wie es da drinnen aussieht, und ich will's bei allen Heiligen beschwören, daß ich wiederkehren werde, ohne daß mich einer der Schurken entdeckt hätte."

Dieser Antrag ward nach einigem Besinnen gutgeheißen, und alsobald schlüpfte der Mann im Ziegenfelle die Mauer entlang, um die Minute darauf ihren Augen zu entschwinden. Eine bange Pause trat ein und mit klopfendem Herzen horchten die Theilhaber an der Expedition, ob nicht vielleicht Waffengeklirr ertöne, zum Beweise, daß der wackere Ugolino entdeckt sei. Allein man hörte nichts außer dem Geheul des Sturmwindes, mit welchem sich das Geschrei der Zechenden gar sonderbar vermischte, und da sogar die beiden Lichter immer auf demselben Punkte blieben, so durfte man wohl annehmen, daß der kühne Eindringling sich nicht verrathen habe. Doch horch, war das nicht das Wiehern eines Rosses? Richtig, aber dann blieb Alles wieder still, wie zuvor, und es vergingen abermals einige

lange und bange Minuten. Endlich jedoch ließ sich ein leiser schleichender Tritt vernehmen, und einen Moment später stand der Kundschafter heil und gesund neben ihnen.

„Wie steht's? Was hast Du entdeckt?“ flüsterte man ihm ungeduldig entgegen.

„Es ist Alles, wie ich mir's dachte,“ erwiederte er eben so leise, „und wir dürfen von Glück sagen, daß sie keine Hunde bei sich führen, denn sonst wäre ich nothwendig verrathen worden. Also um von vorn anzufangen, wie ich die Mauer an einer zerfallenen Stelle überstieg, kam ich zuerst in die Stallungen, und was traf ich da? Nicht weniger als sieben gesattelte Pferde und darunter eines mit einem Quersattel, wie ihn die Damen im Gebrauche haben. Die junge Gräfin ist also da, dachte ich mir, oder jedenfalls doch ein Frauenzimmer, und schlich mich sofort im Schatten der Mauer dem vorderen Theile der Casa zu, woher das wüste Geschrei tönte. Ich stellte mich auf einen abgebrochenen Pfeiler, um in's Erdgeschoß hineinsehen zu können, und richtig, da saß die ganze saubere Gesellschaft um einen mit Flaschen und Speisen bedeckten Tisch. Ich besah mir die Bursche genau und fand in ihnen lauter verwegen aussehende Kerls, die eine Art von Uniform trugen und sich mit Stutzen versehen hatten, gerade wie die Carabinieri, ohne Zweifel um sich das Ansehen zu geben, als gehörten sie zur päbstlichen Militärmacht. Wie ich sie jedoch zählte, brachte ich nur fünfe heraus, während es den Pferden nach sechs sein mußten, und überdies konnte ich von einem Fräulein nirgends etwas entdecken. Aha, dachte ich jetzt, die Dame wird man in den oberen Saal gebracht haben und der sechste Schurke muß neben ihr Wache halten, daß sie nicht entfliehe. Natürlich verließ ich nun meinen Standpunkt, um auch dem Saal meinen Besuch abzustatten, und dabei wäre ich sicherlich nicht zurechtgekommen, wenn ich keine so genaue Ortskenntniß gehabt hätte. In den Saal nämlich führen nur zwei Treppen hinauf, eine große, breite, welche von der Halle ausgeht, und eine enge, schmale, die

h von einem Hinterzimmer aus hinaufwindet, allein ich konnte keine
n beiden benützen, denn die Halle durfte ich nicht betreten, weil
die fünf Hallunken zechten, und als ich die schmale Wendeltreppe
taufstieg, fand ich, daß die Eingangsthüre in den Saal von innen
zeschlossen sei. Nun müssen Sie aber wissen, daß über dem Saale
Speicher oder eine Bühne hinläuft, von der man an einem
de, wo die Decke eingestürzt ist, bequem in den Saal hinabsehen,
sogar hinabsteigen kann, und zu dieser Bühne gibt es einen eigenen
gang, freilich einen sehr halsbrechenden, besonders in der Dunkel-
. Was blieb mir jedoch anders übrig? Flugs kletterte ich auf
Speicher hinauf, schlich mich bis an den Punkt hin, wo die
'e eingefallen ist, und nun hatte ich den Schatz gefunden. Hier
nte nämlich eine große Lampe, und bei ihrem Scheine sah ich,
ich vermuthet, den sechsten Räuber, der als Schildwache auf
Posten stand; dreißig Schritte im Hintergrund aber saß eine
e an einem Tische, deren Gesicht ich zwar nicht sehen konnte,
sie es in den Händen verbarg, die jedoch ihrem Anzuge nach
Zweifel die geraubte junge Gräfin ist."

Hiemit endete Ugolino seinen Bericht, allein wenn man nun auch
t wußte, daß Felicitas in der Casa inglese gefangen gehalten
, so war damit doch noch lediglich nichts zu ihrer Befreiung
hen, und es fand also abermals eine eifrige Berathung statt.

„Ich stimme dafür," erklärte Arthur Stanton, „daß wir alle-
auf dem Wege, den Ugolino eingeschlagen hat, die Mauer
eigen. Dann rücken wir in geschlossenem Gliede auf die zechen-
äuber los, schießen sie nieder und holen uns sofort die Gräfin
as vom Saale herab."

Dies geht nicht," erwiederte einer der älteren Herren kopf-
nd, „denn gesetzt den Fall, wir würden siegreich aus dem
e hervorgehen, was übrigens noch keineswegs bewiesen ist, so
ver bei Felicitas wachehaltende Räuber im Stande, ihr eine
durch's Herz zu jagen, ehe er sie an uns übergäbe."

„Nun gut," eiferte Arthur Stanton, „wenn Sie diesen Plan mißbilligen, so soll Einer von uns in die nächste Stadt eilen und von dort Hilfe herbeiholen, während wir uns hier am Thore postiren und das Entfliehen der Räuber verhindern."

„Geht noch weniger," erklärte der Graf Pepoli mit Bestimmtheit. „Auf diese Art erführen es ja die Behörden offiziell, daß wir hier mit Seiner Hoheit zusammengewesen sind und an Verhaftungen würde es dann sicherlich nicht fehlen."

„Meine Freunde," entschied jetzt Louis Napoleon, welcher inzwischen mit Ugolino eine überaus belebte, obwohl ganz leise Unterredung geführt hatte; „meine Freunde, Ugolino hat einen Plan, der zwar sehr verwegen ist, aber doch vielleicht am sichersten zum Ziele führt. Er will nämlich die schöne Gefangene rauben oder vielmehr stehlen, allein er bedarf hiezu eines Gehilfen, welchen die Gräfin genau kennt, damit sie nicht vor ihm aufschreie und dadurch die Räuber in der Halle vornen in Allarm bringe. Leider bin ich nun selbst persönlich gar nicht mit der Dame bekannt, denn sonst würde ich mir den Ruhm . . . ."

„Ueberlassen Sie mir die Gehilfenstelle, mein Prinz," unterbrach ihn Arthur Stanton hastig. „Fräulein Belgiojoso kennt mich genau, und ich werde glücklich sein, mein Leben für sie zu wagen."

„Es wird wohl das Beste sein," entgegnete Louis Napoleon, „aber nun rasch an's Werk, denn es muß Alles zu Ende sein, ehe der Mond aufsteigt, und Du, Ugolino, vergiß das Zeichen nicht, damit wir uns zu rechter Zeit am Thorweg aufstellen."

Im Nu warf sich Arthur Stanton vom Pferde, übergab dieses dem Nächststehenden, und folgte sodann, nachdem er seine beiden Sattelpistolen zu sich gesteckt hatte, mit raschen Schritten dem ihm voraneilenden Ugolino. Eine Zeit lang ging's dicht an der Mauer hin, welche die alte Burg umgab, und erst, nachdem sie diese halb umkreist hatten, machte der Führer Halt.

„Hier müssen wir hinauf," flüsterte er, „aber natürlich gilt's, so wenig als möglich Geräusch zu machen."

Nun kletterte Ugolino an der halbzerfallenen Mauer empor. Oben angekommen wollte er seinem Genossen die Hand reichen, um ihm nachzuhelfen, allein dieser zeigte sich nicht minder gewandt und stand ihm nach wenigen Momenten zur Seite Nun krochen sie einige zwanzig Schritte vorwärts, bis sie an einen großen hölzernen Schuppen kamen, der sich an die Mauer anlehnte und wie sich sogleich herausstellte, als Stallgebäude benützt wurde.

„Hier müssen wir hinabrutschen," sagte jetzt Ugolino, „doch nehmen Sie sich in Acht, denn das Bretterdach ist morsch und könnte leicht mit Ihnen einbrechen."

Eine Minute später standen sie im Hofe zwischen der Mauer und dem Hauptgebäude, unmittelbar vor den Stallungen. Sie betraten die letzteren, welche, weil die Thüren verfault, ganz offen standen, und deutlich erkannten sie sieben gesattelte Pferde, nachdem sich ihre Augen in etwas an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

„Auf einem dieser Rosse, nämlich auf dem, das den Quersattel trägt," flüsterte Ugolino, „ist die Dame hierher gebracht worden und auf diesem muß sie auch ihre Flucht bewerkstelligen. Deßwegen müssen wir es jetzt versuchen, die Riegel des großen Thores, das von innen verschlossen ist, zurückzuschieben, damit wir, wenn die Flucht beginnt, mit der Oeffnung desselben nicht aufgehalten sind."

Arthur Stanton nickte und folgte seinem Führer, der sofort leise, sich dicht an die Mauer drückend, dem Thorweg, von dem wir oben gesprochen, zuschlich. Hier angekommen befanden sie sich unmittelbar der Halle gegenüber, in welcher die Räuber noch immer zechten, und Arthur Stanton konnte sich nicht enthalten, denselben Pfeiler, von dem aus Ugolino früher einen Blick in's Innere geworfen, zum nämlichen Zwecke zu besteigen. Er wollte sich nämlich die Räuber des Genaueren besehen, ob nicht etwa Einer unter ihnen sei, den er kenne, und in der That wurde es ihm bei dem hellen

Feuer, das in der Halle brannte, ganz leicht, ihre Gesichter zu unterscheiden, aber in seiner Erwartung sah er sich doch getäuscht.

„Es sind gewöhnliche Diebe und Räuber," murmelte er, nachdem er von seinem hohen Standpunkte wieder herabgeklettert war, „und derjenige, dem ich diese freche That zugetraut hätte, befindet sich nicht unter ihnen. Uebrigens scheinen sie mir schon ziemlich betrunken zu sein, und deßhalb werden wir, selbst wenn wir entdeckt werden, kein allzu schweres Spiel mit ihnen haben."

Sie fanden das starke massive Thor richtig fest verschlossen, denn, obwohl das früher daran befindliche eiserne Schloß längst ausgebrochen war, so hatte man dasselbe mit schweren hölzernen Riegeln ersetzt, die wohl die Dicke eines Mannsarmes erreichten. Zum Glück aber ließen sich diese leicht schieben, und so gelang es denn ihrer beiderseitigen Anstrengung, die Hebel zu entfernen, ohne ein auffallendes Geräusch zu machen; an den Thorflügeln selbst jedoch rüttelten sie nicht, damit die Zecher innen nicht durch das Knarren aufmerksam gemacht würden.

„Die erste Arbeit wäre gethan," zischte jetzt Ugolino, „nun zu den Ställen zurück, um uns mit Stricken und Strängen zu versehen."

Der kurze Weg war bald zurückgelegt und sie fanden die Pferde noch ganz so, wie sie sie vorhin verlassen hatten. Alsobald zog nun Ugolino sein Messer und schnitt die Gurten unter den Sätteln durch, während er zugleich seinen Gefährten anwies, mit den Zügeln ebenso zu verfahren und nur die Equipirung jenes Rosses mit dem Quersattel unversehrt zu lassen.

„Wozu das?" flüsterte Arthur Stanton.

„Damit uns die Schufte nicht verfolgen können," lachte Ugolino. „Auf zügellosen Pferden, deren Sättel nicht festsitzen, ist nicht gut reiten."

Kaum waren sie hiemit fertig, so ergriff Ugolino die abgeschnittenen Riemen und flocht sich damit eine Schlinge, die wohl ihre fünfundzwanzig Fuß in der Länge hatte.

„Haben Sie schon gesehen," flüsterte er seinem erstaunt zusehenden Begleiter zu, „wie man bei uns auf den großen Ebenen der Lombardei die wilden Stiere einfängt?"

„Gesehen habe ich's noch nicht," erwiederte Arthur Stanton, „aber gehört habe ich davon. Doch wen willst Du mit diesem Lasso einfangen?"

„Den Räuber oben, der bei der Dame Wache hält," entgegnete Ugolino; „aber nun kommen Sie, denn ich bin eben fertig geworden. Doch halt," setzte er sich besinnend hinzu, „diese wollene Pferdsdecke hier werden wir auch brauchen können."

Mit diesen Worten ergriff der Mann mit dem Ziegenfell eine der über die Pferde gebreiteten Decken, zerschnitt sie hastig in vier Theile, die er zu sich steckte, und verließ dann die Stallungen, während Arthur Stanton ihm auf dem Fuße folgte. Diesmal war's übrigens ein ebenso beschwerlicher als waghalsiger Weg, den sie gingen, und es gehörte nicht wenig Gewandtheit und Kaltblütigkeit dazu, um alle die Hindernisse, die ihnen entgegenstanden, zu überwinden. Nachdem sie nämlich die Hinterseite der Casa, die hier ziemlich zerfallen war, erreicht hatten, kamen sie in ein aller Thüren und Fenster beraubtes Zimmer, von welchem aus eine schmale Wendeltreppe aufwärts führte, allein Ugolino ließ diese Treppe bei Seite liegen und kletterte durch eines der Fenster in ein zweites Gemach, das gar keine Decke mehr hatte. Hier lagen verschiedene Balken- und Brettertrümmer über einander gehäuft, und auf diesem Haufen stand eine hohe Leiter, die bis unter das Dach des Hauses hinaufführte; an der Leiter jedoch fehlten zum Theil die Sprossen, und man mußte also ein tüchtiger Kletterer sein, um da hinaufzukommen.

„Es war früher eine Treppe da," erklärte Ugolino, „welche zum Speicher hinaufführte, aber sie ist längst zusammengefallen, und der Engländer, der hier wohnte, ersetzte sie durch diese Leiter. Freilich hat dieselbe bereits auch viel vom Sturm und Regen gelitten, aber sie wird uns Beide doch hoffentlich dies eine Mal noch tragen."

„Und da herunter sollen wir die Gräfin Belgiojoso bringen?“ rief Arthur Stanton. „Beim Himmel, dies ist eine reine Unmöglichkeit!“

„Nein, nein, die Gräfin wird's bequemer haben, und die Wendeltreppe, die Sie vorhin bemerkten, herabsteigen,“ erwiederte Ugolino; „aber vorwärts jetzt, denn wir haben keine Zeit zu langen Erklärungen.“

Mit diesen Worten schwang er sich auf den Trümmerhaufen hinauf und bestieg sodann ohne Furcht die schwankende, morsche Leiter, um wie eine Katze an ihr emporzuklimmen. In wenigen Augenblicken war er oben, und nun betrat Arthur Stanton ebenfalls den gefährlichen Weg, denn Beide zumal hätte die Leiter nicht getragen. Auch ihm glückte es, ohne auszurutschen, hinaufzukommen, und nun befand er sich in einem Gange, der so dunkel war, daß er nicht einmal seinen Führer erkannte, trotzdem sich dieser dicht neben ihm befand

„Jetzt gilt es, so leise aufzutreten wie eine Katze,“ hauchte ihm derselbe in's Ohr. „Da nehmen Sie und umwickeln Sie damit Ihre Füße, denn wenn die Schildwache uns hörte, so könnte es uns und der Dame schlimm ergehen.“

So sprechend überreichte Ugolino unserem Helden zwei Theile der zerschnittenen Pferdedecke, und dieser befolgte den Rath natürlich sogleich, während sein Führer mit sich selbst die nämliche Procedur vornahm. Nun schlichen sie vorwärts, leise wie auf Filzsohlen, und betraten gleich darauf den großen offenen Speicher; eine Sekunde später aber standen sie schon an dessen Ende, wo der Boden eingestürzt war und das Balkenwerk über dem Saale bloslag. Da sahen sie gerade unter sich den wachestehenden Räuber langsam auf- und niedergehen, während dreißig Schritte davon eine Dame den Kopf in die Hand gestützt und matt wie ein gehetztes Reh sich niedergelassen hatte, ihnen wie ihrem Wächter den Rücken bietend! Aber — das Auge der Liebe sieht scharf, und somit erkannte Arthur Stanton in ihr augenblicklich die geraubte Gräfin Felicitas.

Was da in seinem Herzen vorging, kann man sich denken, und nur mit äußerster Anstrengung unterdrückte er einen Schrei, der ihm bereits auf den Lippen saß. Im nächsten Momente jedoch hatte er bereits eine seiner Pistolen gezogen und auf den Räuber angelegt. Ja er würde denselben ohne Zweifel sofort erschossen haben, wenn ihm nicht Ugolino bedeutsam den Arm niedergedrückt und zugleich die Hand auf den Mund gelegt hätte. Nunmehr aber besann er sich, und da er sah, wie sein Führer behutsam die mitgebrachte Schlinge entfaltete, um sie vorn zu einer Schleife zu knüpfen, stand er ihm augenblicklich bei, als wäre er von Jugend an mit dem Werfen des Lasso vertraut gewesen. Jetzt war Alles parat, und langsam ließ Ugolino die Schlinge hinab, den Augenblick erwartend, wo sich der auf- und niedergehende Räuber gerade unter ihnen befinden würde. Hätte der Mann aufgesehen, wie wachsame Hüter zu thun pflegen, so müßte er sie nothwendig entdeckt haben; allein offenbar war er von seinem langen Dienste müde und zählte gähnend die Minuten bis zu seiner Ablösung, um dann seinerseits an dem Zechgelage unten theilzunehmen. Er ahnte also nichts, trotzdem das Verderben über ihm schwebte, wie der Adler über dem Habicht! Er ahnte nichts, und doch — noch ein Moment, noch ein einziger Schritt, so war er unausbleiblich verloren!

Ha, jetzt warf Ugolino die Schlinge, die alsobald von Arthur Stanton fest zugezogen wurde, und wie ein schmiedeisernes Band legte sie sich um den Hals des Räubers, so daß selbst der Schreckensruf, den er ausstoßen wollte, nur noch wie ein dumpfes Gurgeln ertönte!

„Gelungen, gelungen," flüsterte Ugolino, während seine Augen vor Entzücken funkelten und er nur mit Mühe einen Jubelschrei unterdrückte. „Der Kerl steckt in der Schlinge, als hätte sie ihm der Henker übergeworfen, und wenn er sich nur mukst, so strangulire ich ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Aber jetzt hinab, Herr, so schnell Sie Ihre Füße tragen, hinab zu der Dame, ehe

ſie aus ihrer Betäubung aufwacht und mit ihrem Schreckensſchrei das ganze Haus allarmirt.“

Natürlich zögerte Arthur keinen Augenblick länger, und mit Einem Sprunge ſtand er im Saale, um ſchon in der nächſten Sekunde neben der Geraubten, ohne daß ſie es bemerkt hatte, zu knieen. Die arme Felicitas war nämlich in der That durch den frechen Gewaltakt, den man an ihr begangen, ſowie vielleicht auch durch Schwäche — ſie hatte nämlich die ganze Zeit über nichts zu ſich genommen, und Speiſe und Trank, die man neben ſie geſtellt, waren noch durchaus unberührt — ſo betäubt, daß ſie von Allem, was um ſie vorging, gar nichts gewahr wurde, ſondern gleichſam nur im Traume fortlebte. Aber ſeine ſüßen Liebesworte brachten ſie doch bald zur Beſinnung.

„Arthur,“ flüſterte ſie, „Du — Du?“

„Ich bin's, Theuerſte,“ flüſterte er zurück, „aber um Deiner ſelbſt, um Deiner Mutter, um unſer Aller willen rufe Deinen Geiſt wach und verrathe uns nicht durch einen lauten Angſtſchrei.“

Und merkwürdig, ſie, die noch ſoeben wie eine Todte darnieder gelegen, gewann, da ſie ſich unter ſeinem Schutze wußte, durch eine plötzliche Gewaltanſtrengung ſo viel Kraft über ſich, daß ſie ihn nicht blos begriff, ſondern alsbald wieder Herrin ihrer ſelbſt wurde!

„Bſt! Bſt!“ flüſterte es jetzt von dem andern Ende des Saales her. „Kommen Sie, Herr, und helfen Sie mir den Hallunken da knebeln. Es wäre zwar keine Sünde, dem Burſchen das Meſſer zwiſchen die Rippen zu ſtoßen und ihn ſo für immer zum Schweigen zu bringen, aber wenn wir ihm Hände und Füße zuſammenſchnüren und ein Schnupftuch in ſeinen Mund ſtopfen, ſo denke ich, wird er uns eben ſo wenig ſchaden.“

Arthur Stanton begriff ſogleich, was Ugolino wollte, und in einem Augenblicke war der Räuber geknebelt. Dann eilten ſie zu der Thür, welche nach der ſchmalen Wendeltreppe führte, und da

dieselbe nur von innen verriegelt war, so hatten sie sie sogleich offen. Nun stiegen sie behutsam hinab in den Hof den Stallungen zu, um Felicitas auf das Roß mit dem Quersattel zu setzen. Sie, die zwei Männer, hätten wohl wieder über die Mauer steigen und auf diese Art entkommen können, aber für ein Weib war dies natürlich eine Unmöglichkeit, und überdies — ein Pferd mußte die Gräfin doch haben, um ihre fernere Flucht zu bewerkstelligen.

„Warten Sie, ich will dem Prinzen das Zeichen geben," flüsterte jetzt Ugolino, als sie das Pferd herausgeführt hatten.

Er nahm sofort drei kleine Steine und warf sie in gleichmäßigen Zwischenräumen über die Mauer, wo man sie mit leisem Geräusche niederfallen hörte. Den Augenblick darauf fiel auch bei ihnen ein kleiner Stein nieder, zum Beweis, daß man sie verstanden habe.

„So, nun auf's Roß hinauf, mein Fräulein," fuhr Ugolino fort, „und halten Sie sich dicht an der Mauer. Wir zwei aber, Herr Stanton und ich, eilen voraus, das Thor zu öffnen."

Bis hieher war das Unternehmen vortrefflich geglückt, so merkwürdig waghalsig man dasselbe auch nennen mußte; allein jetzt am Schlusse, da die Hauptsache vorüber war, schien es auf einmal, als ob sie Fortuna verlassen wolle. Einmal nämlich wieherte das Pferd, als es von Felicitas dem Thore zugelenkt wurde, laut auf und seine Kameraden im Stalle antworteten ihm eben so laut. Zum andern, als Arthur Stanton und Ugolino mit vereinter Kraft die Thorflügel aufrissen, knarrten diese in ihren verrosteten Angeln so entsetzlich, daß auch ein tiefer Schläfer hätte davon erwachen müssen. Plötzlich also hörte der wüste Gesang der Zechenden innen auf und einer von ihnen rannte zur Halle heraus, um zu sehen, was im Hofe vorgehe. Da wollte es ein weiteres Mißgeschick, daß eben jetzt ein Windstoß die Wolken auseinanderriß, so daß der Mond die ganze Scene hell beleuchtete, und nun natürlich hörte alle Heimlichkeit der Flucht auf.

„Zu den Waffen,“ brüllte der Räuber, „zu den Waffen, die Gefangene will entfliehen!“

Doch die Thorflügel standen bereits offen, und es gelang den zwei Männern, mit Felicitas hinauszukommen, ehe die Räuber ihre Waffen ergriffen hatten und die große Hallentreppe hinabgesprungen waren.

„Auf Ihr Roß hinauf, Sir Arthur,“ rief plötzlich die klare Befehlshaberstimme des Prinzen Napoleon, der mit seinen Freunden links und rechts vom Thorwege hielt; „auf Ihr Roß hinauf und die Pistolen zurechtgemacht, daß wir die Schurken, wenn sie herauskommen, würdig empfangen; Du aber, Ugolino, nimm das Pferd der Dame am Zügel und führe sie auf sicheren Wegen Deinem Gehöfte zu.“

In einem Augenblicke saß Arthur Stanton auf seinem Pferde, dessen Zügel bisher ein Anderer gehalten hatte, allein kaum hatte er sich neben den Uebrigen aufgestellt, so brachen auch die fünf Räuber aus dem Thorwege hervor, indem sie blindlings ihre Karabiner losdrückten.

„Feuer,“ kommandirte jetzt Louis Napoleon, „und Jeder nehme seinen Mann auf's Korn!“

Die Schüsse fielen und zwei der Räuber stürzten todt oder doch schwer verwundet zusammen, die übrigen drei aber, die wohl ebenfalls ihre Blessuren erhalten haben mochten, stießen ein wildes Schmerzensgeschrei aus und rannten gegen das Haus zurück, um sich hinter dessen sicheren Mauern zu bergen.

„Ich denke, die haben genug,“ sagte nun Louis Napoleon gelassen, „und wir werden also unbehelligt unsern Rückzug antreten dürfen.“

„Verfolgen wenigstens werden sie uns nicht,“ erwiederte Arthur Stanton, „denn wir haben ihren Pferden die Bauchgurten und Zügel durchschnitten. Aber, mein Prinz, wie soll ich Ihnen und Ihren Freunden für die heldenmüthige Aufopferung . . .“

„Stille, stille, Sir Arthur,“ unterbrach ihn Louis Napoleon, „ich habe den Splügen nicht vergessen, und eine Gefälligkeit ist der andern werth Wenn Sie mich übrigens verbinden wollen, so sprechen Sie von dem heutigen Abenteuer wenigstens für die nächste Zeit gar nichts, denn es gibt Leute in der Welt, die meine zufällige Anwesenheit hier auffallend finden könnten; nun aber, meine Freunde, wollen wir uns sputen, um den wackeren Ugolino mit der geretteten Gräfin einzuholen.“

Nach einer Stunde erreichten sie das Gehöft Ugolino's, wo man der tiefermatteten Felicitas ein nothdürftiges Lager bereitete. Doch fühlte sich dieselbe den andern Morgen wieder so frisch und munter, daß sie im Stande war, den Weg nach Bologna unter dem Schutze Arthur Stantons zu Pferde zurückzulegen; dort aber traf sie ihre Mutter, welche die Sorge um ihre Tochter fast auf's Krankenlager geworfen hätte. Und der Prinz Napoleon nebst seinen Freunden? Sie Alle verließen das Haus Ugolino's noch in derselben Nacht, in welcher der Angriff auf die Casa inglese so glücklich durchgeführt worden war, allein ohne daß Einer von ihnen in der Gesellschaft des Andern geritten wäre. Im Gegentheil, Jeder zog einzeln seines Wegs, wie wenn er die Uebrigen nicht kenne.

## Viertes Kapitel.

## Der Marchese Cialdini und der Pater Isidoro.

Rom — welche Welt von Gedanken liegt nicht in dem Einen Worte! Rom, die Mutter der Nationen, die unter den Cäsaren den gesammten Erdkreis beherrschte, die auch nach dem Untergang des Kaiserreichs fast mehr als ein Jahrtausend lang über alle christlichen Völker gebot, — Rom, du ewige Stadt, welche Gefühle müssen nicht das Herz des Menschen bewegen, welcher dich zum ersten Male

sieht? Uns jedoch, die wir nur eine kurze Geschichte zu erzählen haben, ist es nicht erlaubt, solchen Gefühlen Raum zu geben, sondern wir müssen einfach fortfahren, über das zu berichten, was die dem Leser bereits vorgeführten Hauptpersonen unseres Dramas des Näheren angeht.

Arthur Stanton befand sich nun schon seit mehreren Wochen in Rom, und seine Zeit theilte sich zwischen der Bewunderung, die er der Stadt selbst mit ihren grandiosen Erinnerungen zollte, und zwischen der Liebe zu Felicitas Belgiojoso, die sein ganzes Inneres erfüllte. In letzterer Beziehung aber war seine Stellung eine ganz eigenthümliche. Was nämlich Felicitas selbst anbelangte, so wußte sie nichts von kalter Berechnung oder Ueberlegung, sondern ließ nur ihr feuriges, jugendliches Herz sprechen, und wie hätte sie also ihm nicht von ganzer Seele anhängen sollen, dem sie allein ihre Rettung aus so großer Gefahr zuschrieb? Auch ihre Mutter fühlte sich sehr zu dem jungen Engländer hingezogen, dem sie, wie sie selbst sagte, in doppelter Beziehung, nämlich in Beziehung auf ihren Sohn, sowie in Beziehung auf ihre Tochter unendlichen Dank schuldete, und da sie überdies durch Personen, welche die Verhältnisse genau kannten, von der glänzenden Stellung, welche Arthur in seinem Vaterlande dereinstens einzunehmen bestimmt war, genaue Kenntniß erhalten hatte, so würde sie gegen eine Verbindung ihrer Tochter mit ihm nicht das geringste einzuwenden gehabt haben, wenn nur — Eines nicht gewesen wäre. Dieses Eine aber, die Verschiedenheit der Religion, schien ihr für ewige Zeiten eine unendliche, nie auszufüllende Kluft zwischen den beiden jungen Leuten zu öffnen, und zwar um so mehr, als ihr Oheim, der Cardinal Doria, schon seiner hohen kirchlichen Stellung wegen, ein derartiges Lebensbündniß wohl nie zugeben konnte. So schwankte sie also zwischen zwei Entschlüssen, und wenn sie heute sich fest vornahm, mit der Tochter ein ernstes Wort zu reden, damit das bereits fast zu weit gediehene Verhältniß gelöst würde, so schmolz dieser harte Vorsatz wieder in ein Nichts

zusammen, sobald sie ihre Augen auf das junge Paar warf, dessen Seligkeit sie vielleicht eines Vorurtheils wegen zu zerstören im Begriffe war. Noch mehr in ihrer Unschlüssigkeit bestärkt wurde sie dadurch, daß der Cardinal selbst, obwohl er offenbar den Seelenzustand seiner Großnichte kannte — denn er hatte unseren Helden bei den Besuchen, die er seinen Anverwandten in der von ihm ihnen angewiesenen Wohnung fast alltäglich abstattete, mehrmals getroffen und sich sowohl bei der Mutter als bei der Tochter auf's genaueste nach ihm erkundigt —, nie ein Wort darüber verlauten ließ, sondern sich vielmehr so benahm, als ob er glaube, es existire gar kein näheres Verhältniß zwischen Arthur und Felicitas; ja daß er sogar eines Tages den jungen Engländer einlud, den Palast Doria, den er bewohnte, zu besuchen, und ihn dann persönlich in dessen großen Gallerien herumführte, um ihm die dort aufgehäuften Kunstschätze zu zeigen. Durfte nun sie, wenn ein Cardinal, der als eine der Hauptstützen der katholischen Religion und des Pabstthums bekannt war, gegen den Ketzer so handelte, nicht denselben Weg einschlagen, oder war sie nicht vielmehr geradezu verpflichtet, das Beispiel ihres hochgestellten Anverwandten nachzuahmen und alles Uebrige Gott anheimzustellen? Von diesem Gedanken erfüllt, ließ sie also endlich die jungen Leute gewähren, und diese verlebten daher nie seligere Tage, als während dieses ihres Aufenthalts in Rom; aber bald kam ein Zeitpunkt heran, wo auch sie den Kummer und die Sorge kennen lernen sollten.

Es war in der Mitte des Monats Januar des Jahres 1831. Auf einige kalte und unfreundliche Tage war ein liebliches Wetter gefolgt, das fast der Frühlingszeit in minder von der Natur begünstigten Ländern glich. Um so fröhlicher ging es daher auf der Villa Altieri zu, welche der Graf Pepoli für seine Aufenthaltszeit in Rom gemiethet hatte und auf der er heute seine erste Festlichkeit gab. Der Garten dieser Villa ist wegen seiner Reize bekannt und der Tag hatte sich so freundlich angelassen, daß man sogar den

Abend noch im Freien zubringen konnte. Die Gesellschaft, die sich in diesen weiten Räumlichkeiten umhertrieb, war sehr zahlreich, und man sah darunter Männer von den höchsten Rangstufen, die theils der Kirche, theils dem Laienthum angehörten, sowie sich auch die schöne Welt in all' ihrem Glanze eingefunden hatte. Namen zu nennen, dürfte hier nicht am Platze sein, doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß selbst die Herzogin von St. Leu oder die Königin Hortense, wie sie sich lieber nennen hörte, mit ihren beiden Söhnen, dem uns bekannten Prinzen Louis Napoleon und seinem damals noch lebenden älteren Bruder, zu den Anwesenden gehörten, wie denn auch natürlich die schöne Gräfin Felicitas und deren Bewunderer Arthur Stanton nicht fehlten. Ueber die Festlichkeit selbst und deren Verlauf sagen wir nichts, denn es würde uns dies zu weit führen, und der Leser mag sich dies also Alles nach seinem Belieben ausmalen; am Abend dagegen, als die großen Säle bereits in einem wunderbaren Lichtermeere prangten, begegnen wir auf der Terrasse des Hauptgebäudes einem Paare, das sich schon lange gesucht und hier endlich zusammengefunden hatte.

„Felicitas," „Arthur," flüsterten sie Beide fast zu gleicher Zeit, indem sie sich unwillkürlich in den Schatten einiger mächtigen Oleanderbäume stellen.

„Du entzogst Dich mir heute den ganzen Tag," raunte Arthur seiner Freundin vorwurfsvoll zu, „denn sowie ich mich Dir nähern wollte, fand ich Dich stets so von Herren und Damen umgeben, daß ein vertrauliches Wort unmöglich gewesen wäre."

„Beklagte ich es nicht selbst am meisten," erwiederte sie zärtlich, „besonders da ich Dir so Wichtiges mitzutheilen habe? Aber es war gerade, wie wenn man es darauf abgesehen hätte, eine Begegnung zwischen uns zu verhindern, und dann noch überdies dieser zudringliche Mensch, dieser Marchese Cialdini! Er wagte es zwar nur ein einziges Mal, mich anzureden, da er wohl weiß, wie ich ihn hasse und verachte; dagegen verfolgte er mich die ganze Zeit

über mit seinen Augen, wie wenn er das Recht hätte, jeden meiner Tritte und Schritte zu bewachen."

„Der Elende," murmelte Arthur Stanton. „Aber," fuhr er wieder lauter fort, „warum verbietest Du mir auch, dem Menschen ein- für allemal einen Denkzettel zu geben, daß ihm seine Zudringlichkeit für immer vergeht? Sieh', Felicitas, ich kann den Gedanken nicht los werden, daß nur er es war, welcher Dich auf die Casa inglese schleppen ließ, denn wenn es blos auf Gelderpressung abgesehen gewesen wäre, so würden die Räuber Deine Mutter ebenfalls gefangen genommen haben."

„Auch ich dachte immer, wie Du," entgegnete Felicitas, „aber mein Großohm, der Cardinal, versicherte ja, daß der Marchese sich damals in Rom befand und gerade am Tage des Ueberfalls durch die Räuber ihm selbst seine Aufwartung machte. Also werden wir ihm doch wohl in dieser Beziehung unrecht thun. Außerdem aber, wenn Du wüßtest, wie furchtbar rachgierig dieser Mensch ist und wie ihm kein Mittel zu schlecht sein würde, um Dich zu verderben — nein, nein, Arthur, Du mußt jeden Streit mit ihm vermeiden, um Deinet-, um Meinetwillen. Doch warum vergeuden wir auch die Zeit mit verlorenen Worten über diesen Erbärmlichen, während ich Dich aufsuchte, um Dir eine Nachricht mitzutheilen, welche ich kaum diesen langen Tag in meiner Brust verschließen konnte! Weißt Du," fuhr sie leise flüsternd fort, indem sie sich näher an ihn schmiegte, „weißt Du, wer seit gestern hier angekommen ist? Mein Bruder, mein theurer Bruder, den ich seit sechs langen Jahren nicht gesehen!"

„Dein Bruder Alfred?" rief Arthur Stanton, der im ersten Erstaunen seine Stimme weit weniger mäßigte, als er hätte thun sollen. „Er wagte es hierher zu kommen, trotzdem ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist und die Oestreicher seine Auslieferung verlangen werden, sowie sie seine Ankunft erfahren?"

„Ja, trotzdem wagte er es," erwiederte Felicitas lebhaft, „aber

er kam unter einem anderen Namen und überdies hält er sich hier tief verborgen, bis der Augenblick erscheint, wo er sich wieder öffentlich zeigen darf. Nur wenige genaue Freunde und Vertraute, auf die er sich vollkommen verlassen kann, wissen um seinen Aufenthaltsort, und nicht einmal in unsere Wohnung, noch viel weniger aber in den Palast unseres Großohms, des Cardinals, hat er sich bis jetzt gewagt. Ja ich glaube kaum, daß Letzterer nur etwas von seiner Anwesenheit weiß!"

„Aber mir," entgegnete Arthur, „mir, seinem künftigen Bruder, wird es doch wohl gestattet werden, ihn zu besuchen?"

„Gewiß," versetzte sie, über dem Worte „Bruder" tief erröthend, „gewiß, Arthur, und er selbst wünscht eine Zusammenkunft sehnlichst. Gestern Abend spät war ich bei ihm, natürlich in tiefer Verkleidung und von unserem treuen Ludovico begleitet, und wenn Du morgen Abend nach dem Angelus . . . ."

„Wo soll ich Dich treffen?" unterbrach sie Arthur eifrig. „Oder darf ich Dich in Deiner Wohnung abholen?"

„Nein, nein," entgegnete sie, „das könnte zu sehr auffallen, denn es lauern ja auch hier überall Spione. Aber warte auf mich auf dem Corso unter dem Portale der Kirche San Carlo; von dort haben wir nicht weit, denn der Versteck Alfreds befindet sich in dem alterthümlichen Hause in der Via Condotti, das Dir gewiß auch schon aufgefallen ist."

In diesem Augenblicke ging der Prinz Louis Napoleon mit dem Grafen Pepoli laut sprechend an ihnen vorüber die Terrasse herauf und wie er ganz nahe gekommen war, flüsterte er Arthur Stanton mit kaum vernehmlicher Stimme ein paar Worte in englischer Sprache zu, ohne jedoch deßwegen seine laute Unterhaltung mit dem Festgeber zu unterbrechen.

„Was wollte er?" fragte Felicitas, welche die Worte nicht verstanden hatte.

„Er sagte mir," flüsterte Arthur zurück, „ich sollte mich in Acht nehmen, denn wir würden belauscht"

„So laß uns jetzt scheiden," erwiederte Felicitas, „um uns morgen Abend wieder zu treffen."

Sie gaben sich die Hände und in der nächsten Minute befand sich Felicitas Belgiojoso wieder inmitten der großen Gesellschaft, in welcher man ihre kurze Abwesenheit kaum bemerkt hatte; Arthur Stanton aber stürzte, so wie ihm Felicitas entschwunden war, die Terrasse hinab, um wo möglich den Lauscher zu entdecken, vor welchem ihn Louis Napoleon gewarnt hatte. Er glaubte einen Schatten zu bemerken, der sich zwischen den Irrgängen zu verlieren suchte, aber unausgesetzt eilte er ihm nach, und so oft sich auch der Mann vor ihm drehte und wandte, offenbar um seinen Verfolger irre zu führen, so verlor ihn dieser doch nicht einen Augenblick lang aus dem Gesicht. Endlich nachdem die Jagd wohl eine halbe Stunde gedauert hatte, kamen sie in einen etwas freien Raum des Gartens, der vom Mondeslicht klar beschienen wurde und bis zu welchem der Lärm des Festes nur noch fern herübertönte.

„Steh', Elender," rief jetzt Arthur Stanton, „oder, beim Himmel, ich behandle Dich wie einen gemeinen Strauchdieb."

Der Fliehende sah nun wohl die Unmöglichkeit des Entkommens ein und hielt wirklich still; allein wen erkannte Arthur Stanton, als sich der Mensch umdrehte? Niemanden anders, als den Marchese Cialdini!

„Ich weiß in der That nicht," versetzte derselbe, sich die Miene eines tief Gekränkten gebend; „ich weiß in der That nicht, mit welchem Rechte Sie mich nun eine ganze halbe Stunde lang verfolgen, und wie Sie dazu kommen, mich mit solch' beleidigenden Worten anzureden? Ich gehöre so gut zu den Geladenen, wie Sie!"

„Warum sind Sie denn geflohen, wenn Sie ein gutes Gewissen haben?" entgegnete Arthur Stanton verächtlich. „Wollen Sie vielleicht läugnen, daß Sie den Horcher und Spion spielten?"

„Wie mögen Sie sich erfrechen, eine solche Frage an mich zu stellen?" erwiederte der Marchese hochmüthig. „Ihr Herren Eng-

länder sucht überall, wo Ihr hinkommt, die Gewalthaber zu spielen, aber ich weise solche Anmuthungen mit Verachtung zurück."

„Herr!" rief Arthur Stanton, vor Zorn unwillkürlich die Hand erhebend, wie wenn er seinem Gegner einen Schlag geben wollte. „Doch nein," murmelte er, sich gewaltsam bemeisternd, „ich will mich zu keiner unehrenhaften Handlung hinreißen lassen. Herr Marchese," fuhr er dann mit einer höflichen Verbeugung fort, „wir stehen einander beide als Feinde gegenüber und unter solchen Verhältnissen gibt es nur Einen Weg, die Sache zu schlichten. Bestimmen Sie Zeit, Ort und Waffen, oder senden Sie mir, wenn Sie dies vorziehen, Ihren Sekundanten."

Der Marchese erbleichte sichtlich, doch suchte er sich sogleich wieder zu fassen. „Ich weiß in der That nicht," erwiederte er mit ziemlich stotternder Stimme, zugleich aber es versuchend, seine Angst unter dem Gewande des Hochmuths zu verdecken; „ich weiß in der That nicht, ob ich Ihre Ausforderung annehmen darf. Ich bin der Marchese Cialdini, von altem bewährtem Adel; Sie aber heißen einfach Arthur Stanton und wer bürgt mir dafür, daß ich es nicht mit dem Sohne eines gewöhnlichen Handwerksmanns oder Bürgers zu thun habe?"

Die Reihe des Erbleichens kam nun an Arthur Stanton, allein bei ihm war der Beweggrund nicht Angst, sondern Entrüstung. „Beim Ewigen," rief er mit blitzenden Augen, „das geht zu weit und kein Mann von Ehre wird es mir nunmehr verübeln, wenn ich diesen Menschen züchtige, wie er es verdient."

„Halt, Herr Stanton," sprach jetzt plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm und eine schwere Hand legte sich auf seine Achsel, um ihn von dem beabsichtigten Schlage abzuhalten; wie er sich aber umschaute, blickte er in das ernste Gesicht des Grafen Pepoli, der unvermerkt von ihnen Beiden dem Auftritt fast von Anfang an zugehört hatte. „Halt, Herr Stanton, und vergreifen Sie sich nicht an diesem Feigling. Marchese Cialdini," fuhr er dann, mit

einem Blicke der tiefsten Verachtung gegen diesen gewandt, fort, „Marchese Cialdini, ich schäme mich Ihrer!“

„Herr Graf,“ entgegnete der Marchese, dessen Gesicht kreideweiß wurde, „Sie wissen nicht, welche ehrenrührige Beschuldigung dieser Engländer hier gegen mich geschleudert hat.“

„Die Beschuldigung ist wahr,“ rief Graf Pepoli mit starker Stimme, „und ich selbst mit dem Prinzen Napoleon bin Zeuge davon gewesen, wie sie den Spion und Lauscher spielten. Weil Sie aber zu feige sind, sich zu schlagen, so werden Sie Herrn Stanton sofort Abbitte leisten.“

Die Brust des Marchese arbeitete, als ob sie zerspringen wollte, aber sein Mund blieb stumm und seine Lippen bewegten sich nicht.

„Marchese Cialdini,“ wiederholte nun Graf Pepoli in noch befehlenderem Tone denn zuvor, „Sie werden jetzt gleich auf der Stelle Herrn Arthur Stanton Abbitte leisten.“

Noch heftiger arbeitete die Brust des Marchese und noch bleicher wurde sein Gesicht, aber sein Mund blieb noch immer stumm, wie zuvor.

Nun trat Graf Pepoli hart vor ihn hin und seine Augen schienen ihn zu durchbohren. „Carlo Cialdini,“ sprach er, und auf jedes seiner Worte legte er einen besonderen Nachdruck, „Carlo Cialdini, ich befehle Dir, zu thun, wie ich gesagt.“

„Ich gehorche,“ erwiederte jetzt der Marchese mit heiserer, kaum vernehmlicher Stimme, während seine Gesichtszüge sich in's Fratzenhafte verzerrten. „Herr Arthur Stanton, ich gestehe meine Schuld ein und bitte Sie, mir dieselbe zu verzeihen. Sind Sie nun zufrieden, Herr Graf Pepoli?“

„Ich bin's für jetzt,“ erwiederte der Letztere, „aber hüte Dich, Carlo Cialdini, an Rache zu denken. Ich werde ein wachsames Auge auf Dich haben, und Du weißt, daß mir nichts entgeht.“

Mit diesen Worten wandte er dem Marchese den Rücken und dieser schlich sich sofort, ohne an's Abschiednehmen zu denken, davon; allein auch Arthur Stanton fühlte sich zu aufgeregt, um noch länger

zu bleiben, und somit verließ er, nachdem er dem Grafen Pepoli seinen herzlichsten Dank abgestattet hatte, ebenfalls die Villa, um sich nach Hause zu begeben. „Eigenthümlich ist's doch,“ dachte er während der Heimfahrt, „was dieser Graf Pepoli für eine Gewalt ausübt. Sollte er vielleicht das Haupt einer jener geheimen Gesellschaften oder gar der Carbonari's selbst sein, welchen der größte Theil der italienischen Jugend angehört?“ Bald übrigens verscheuchte die Erinnerung an die letzte Zusammenkunft mit Felicitas alle anderen Gedanken in ihm, und die Gewißheit, ihre ganze Liebe zu besitzen, erfüllte ihn mit unendlichem Glücke. Was lag ihm also an einem Marchese Cialdini und an Allem, was damit zusammenhing? Ganz anders stand es dagegen um den Marchese, und um die nachfolgenden Ereignisse schildern zu können, sind wir genöthigt, für jetzt etwas länger bei ihm zu verweilen.

Er hatte, wie wir so eben gesehen, die Villa Altieri in einem furchtbar aufgeregten Zustande verlassen und war von da unmittelbar nach dem Palaste, in dem er sich während seines Aufenthalts in Rom eingemiethet, geeilt; allein obwohl es schon spät in der Nacht war, so dachte er doch nicht im geringsten daran, sich niederzulegen. Im Gegentheil ging er mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und nieder, indem er zeitenweise wieder ganz still stand oder heftig mit den Füßen strampfte, und dabei arbeiteten seine Gesichtszüge so auffallend, daß man wohl sah, wie er von den furchtbarsten Leidenschaften verzehrt wurde.

„Diese Schmach,“ murmelte er mehr als einmal mit bebenden Lippen, „diese grenzenlose Schmach! Wie einen Hund hat er mich behandelt, nein, noch geringer als einen Hund! Ja, bei der Hölle, ein Wurm, den man mit Füßen tritt, scheint in seinen Augen ganz denselben Werth zu haben, wie ich, der Sprößling von hundert Ahnen! Und weßwegen demüthigte er mich auf diese vernichtende Weise? Wegen dieses erbärmlichen Ausländers, den Gott verdammen möge! Wegen dieses Schuftes, ohne dessen Erscheinung ich die Hand

des schönsten und reichsten Mädchens von Mailand längst davongetragen haben würde! Es ist gerade, als ob sich die ganze Welt gegen mich verschworen hätte. Nichts will mir mehr gelingen und selbst meine best angelegten Pläne schlagen fehl. Der Tropf von einem Battista! Läßt sich das Mädchen wieder rauben, das er bereits in seinen Händen hatte, und schießt nicht einmal einen der Hunde nieder, die in die Casa inglese einbrachen! Ha, wenn ich hieran denke, so könnte ich geradezu wahnsinnig werden, und doch muß ich mich stellen, als ob ich von der ganzen Affaire nichts wüßte!"

Mehrere Stunden vergingen so, ohne daß sich seine Wuth vermindert hätte; im Gegentheil schien dieselbe im steten Zunehmen begriffen zu sein, und seine Flüche und Verwünschungen wurden mit jeder Minute gräßlicher. Endlich jedoch, als es bereits gegen Morgen ging, hatte er sich so erschöpft, daß er wie betäubt in einen Stuhl sank, um stillschweigend eine Zeit lang hinzubrüten, denn von Schlaf war natürlich auch jetzt noch nicht die Rede. Da fuhr plötzlich ein Gedanke durch sein Gehirn, und dieser erregte ihn so sehr, daß er auf einmal wieder wie elektrisirt aufsprang. „Ich will, ich will," rief er entschlossen, „und nichts soll mich abhalten, meinen Willen durchzuführen. Ha, wie ich sie hasse, sie Alle, Alle zusammen! Und Alle sollen mir an's Messer, Alle, ohne Unterschied, denn Alle sind meiner Rache verfallen! Doch nein," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, indem seine Gesichtszüge ein häßliches Grinsen überzog, „nein, nicht Alle, sondern eine Ausnahme will ich gestatten. Ihr, der girrenden Taube, soll kein Haar gekrümmt werden, sondern ich werde ihr die Ehre anthun, sie zu meiner Gemahlin zu erheben, und an meiner Seite mag sie dann den Tod ihres vielgeliebten Bruders und ihres noch viel geliebteren Engländers vertrauern. Ja, so soll es geschehen, und das ganze Erbe der Belgiojoso's, Doria's und Roalta's wird sich in meiner Person concentriren!"

Ein wilder Jubel bemächtigte sich seiner, als er diesen Gedanken

weiter verfolgte, und sein Gang wurde so stolz und aufrecht, wie wenn er bereits seinen ganzen Plan durchgesetzt hätte. Allein — warum schrak er auf einmal so furchtbar zusammen? Warum erbleichte er so plötzlich bis in den Tod, und warum schlotterten seine Kniee so heftig, daß er sich an die Wand zu lehnen genöthigt sah, um nicht umzusinken? Sicherlich mußte es ein gräßliches Bild sein, das im Stande war, einen Mann wie ihn so außer Fassung zu bringen, und vielleicht können wir uns aus der Belauschung seines Selbstgesprächs ein wenig über die Sache orientiren. „Wie lauteten doch seine letzten Worte?" murmelte er kaum hörbar vor sich hin. „Hüte Dich, Carlo Cialdini, denn ich werde ein wachsames Auge auf Dich haben, und Du weißt, daß mir nichts entgeht! Ja, so sagte er und — sicherlich er wird Wort halten. Was aber wird dann meine Strafe sein? Welchen Spruch wird man über mich fällen, wenn man meinen Verrath entdeckt? Ha," rief er schaudernd, „der furchtbare Eidschwur, und wie wird es erst dem ergehen, der diesen Eid bricht!"

Er zitterte an allen Gliedern, und dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn; seine Augen aber blickten so erloschen, wie wenn er dem Grabe bereits verfallen wäre. Doch nur kurze Zeit dauerte dieser Zustand, dann belebte sich sein Gesicht von Neuem, und es gelang ihm, wieder Herr seiner Gliedmaßen zu werden. „Wer sagt denn aber," sprach er nun halblaut, „daß das, was ich thue, entdeckt werden muß? Ja kann es nur überhaupt entdeckt werden, wenn ich die Verschweigung meines Namens zur ersten Bedingung mache? Und überdies, wo bleibt die Energie des Bundes, wenn ich dafür sorge, daß die wichtigsten Glieder desselben noch in der morgenden Nacht verhaftet und in Sicherheit gebracht werden? Pah," setzte er verächtlich hinzu, „wenn ich auch die eigentlichen Oberhäupter nicht kenne, so vermögen sie doch allesammt nichts mehr, wenn ihm, dem Grafen Pepoli, die Arme gelähmt sind, denn er ist doch die Seele des Ganzen! Also frisch auf, Carlo Cialdini, frisch auf und mit

Kraft an's Werk. Sie haben Dich getreten wie eine Schlange; darum zeige, daß Du die List, den Muth und das Gift dieses Thieres in Dir hast. Nieder mit der ganzen Cohorte Deiner Feinde, denn ihr Untergang ist Dein Leben, ihr Leben aber Deine Vernichtung!"

So sprechend ermunterte er sich immer mehr und bald war sein Gang wieder so straff und stolz, wie nur je zuvor. Ja seine Augen glänzten in einem düsteren Feuer, und seine Lippen zuckten, als ob er die ganze übrige Welt verachtete! Offenbar hatte er einen festen und bestimmten Entschluß gefaßt, und da es inzwischen vollkommen heller Tag geworden war, so schellte er seinem Kammerdiener, damit er ihn umkleide und ihm zugleich behilflich sei, die Spuren der durchwachten Nacht zu entfernen. Gleich darauf verließ er seine Wohnung, ohne sich von irgend einem seiner Leute begleiten zu lassen, und wandte sich sofort dem Inneren der Stadt zu, sich in deren Straßengewirr vertiefend.

Rom ist eine ureigenthümliche Stadt, und nirgends in der Welt trifft man des Profanen so viel neben dem Heiligen, als gerade in ihr. Ja, Beides mischt sich oft so sehr mit einander, daß eines vom andern unzertrennlich scheint und mit demselben gleichsam nur ein einziges Wesen bildet. So gibt es in jener Stadt bekanntlich mehr denn dreihundert Kirchen, aber welche dieser Kirchen wäre nicht zugleich das Stelldichein für Liebende, sowie der Zusammenkunftsort für Bettler und Gesindel aller Art? Die Liebenden finden sich im Innern hinter den Säulen und Altären; die Bettler aber, nebst ihren Brüdern, den Banditen — Beide gehören in Rom zu einer und derselben Familie — lagern auf den Stufen, welche zum Hauptportale führen, und betrachten diese Stufen so zu sagen mehr als ihre Heimath, denn das Häuschen, in welchem sie die Nächte zuzubringen pflegen. Eine derjenigen Kirchen nun, welche bei dem Geschlechte der Bettler und ihren Genossen besonders in Gnaden steht, ist der Tempel «Sancta Maria Maggiore», auch «Basilica liberiana» genannt, welche sich unweit der Ruinen des Tempels der Juno Lucina

auf dem Gipfel des Esquilin erhebt, und man darf sicher sein, daß von den fünf großen Thüren, welche in's Innere des Heiligthums führen, den ganzen Tag über keine einzige passirt werden kann, ohne daß man sich von einem Halbdutzend zerlumpter Bittsteller um eine milde Gabe angefleht sieht. Ist ja doch diese Kirche nächst der Peterskirche und dem Tempel St. Johann vom Lateran die berühmteste in ganz Rom und von Fremden fast übermäßig besucht, warum sollten es also die Bettler verabsäumen, unter ihrem breiten Porticus zu lagern und die Besucher der Basilika so stark zu brandschatzen, als es nur möglich ist?

Hierher nun nach der besagten Kirche Sancta Maria Maggiore wandte sich der Marchese Cialdini, und da dieselbe ziemlich weit von seiner Wohnung entfernt lag, so kann man sich wohl denken, daß er sie nicht ohne besonderen Grund aufsuchte. Welches war nun aber dieser Grund? Vielleicht ein Stelldichein mit irgend einem Unbekannten? Kaum wahrscheinlich, denn nachdem er die Stufen zur Hauptfaçade erstiegen hatte, ging er keineswegs dem Innern der Kirche zu, sondern wandte sich vielmehr rechts nach der Broncestatue König Philipps des Vierten von Spanien, welche zur Seite der sogenannten Porta sancta steht und von der aus dann wieder eine Reihe von Stufen auf die andere Seite des Platzes, welcher die Kirche umgibt, hinabführt. Bis hieher konnte er aber nicht gelangen, ohne natürlich mehr als zehnmal um ein Almosen angesprochen worden zu sein, denn so früh es auch noch am Tage war, so hatten sich doch schon nicht wenige der ewigen „Misericordia-Rufer“ eingefunden, und es kostete ihn daher manchen halben Paolo, bis er oben an der Statue stand. Kaum jedoch war er hier angekommen, so sah er sich rechts und links um, wie wenn er allda einen bestimmten Jemand zu finden gehofft hätte, und es lag nicht wenig Enttäuschung in seinem Gesichte, als er seine Hoffnung nicht im Augenblick erfüllt sah.

„Der Schuft von Battista,“ murmelte er halblaut vor sich hin, „sagte mir doch, daß er den ganzen Tag hier neben der Statue

zu finden sei und wenn er je verhindert wäre, so würde ich statt seiner den Beppo, den Krüppel ohne Beine, treffen, der ihm meine Botschaft auf's getreueste ausrichten werde; allein sowie man dieser Hallunken benöthigt ist, so darf man sicher sein, vergeblich nach ihnen zu fahnden."

Noch hatte er kaum ausgesprochen, so ertönte das „Misericordia, Signore" so dicht neben ihm, daß er fast darob erschrocken wäre, und wie er sich nun umschaute, so sah er am Fuße der Statue zwei zerlumpte Gestalten, die dort im Schatten des Monuments verborgen lagen. Auch erkannte er die Eine derselben alsobald, da ihr beide Beine gleich unter dem Kniegelenke abgenommen waren.

„Du bist Beppo, der Krüppel," rief nun Marchese Cialdini, dem Bettler erfreut einen ganzen Paolo zuwerfend; „allein ich möchte nicht Dich," setzte er gleich darauf leise flüsternd hinzu, „sondern Deinen Freund Battista sprechen. Kannst Du mir sagen, wo er sich im Augenblicke befindet, denn meine Sache hat Eile!"

„Bei meinem Schutzheiligen," lachte jetzt die zweite der zerlumpten Gestalten, „habe ich mich denn, seit ich meinen Aufenthalt von Bologna hierher verlegte, so sehr verändert, daß mich Excellenza nicht mehr erkennen? Es sind doch nur erst wenige Wochen ...."

„Still!" unterbrach ihn der Marchese heftig. „Ich sehe jetzt schon trotz der Lumpen, die Du auf Dir liegen hast, daß Du wirklich Battista bist; aber sprich mir nicht von jener Geschichte, bei der Du Dich so erbärmlich feig benahmst, sondern gib mir vielmehr Antwort, ob Du bereit bist, durch ein neues Unternehmen die Scharte wieder auszuwetzen, die Deinen Namen so sehr mit Schande bedeckt hat."

„Excellenza," erwiederte Battista (denn der Mann im Bettlergewande war in der That kein Anderer, als der uns wohl bekannte Räuber, der die Gräfin Felicitas entführt und in der Casa inglese gefangen gehalten hatte) äußerst ruhig, „ein Schuft verspricht mehr als er kann; ich bin aber bereit, Ihnen von neuem meine Dienste

zu widmen, vorausgesetzt natürlich, daß Sie honett dafür bezahlen und kein Mord an einem Priester von mir verlangt wird."

„Und wo kann ich Dich allein sprechen, ohne daß uns Jemand sieht und hört?" fragte der Marchese, den offenbar die Möglichkeit, hier im Zwiegespräch mit einem so verrufenen Menschen, als Battista war, getroffen zu werden, nicht wenig genirte.

„Wo anders als hier?" erwiederte Battista. „Treten Sie gefälligst hinter die Statue, so können wir so heimlich plaudern, als wären wir in einem Beichtstuhle zusammen; denn sehen Sie, der Beppo steht Wache und gibt uns sogleich ein Zeichen, sobald ein Unberufener sich naht."

Ohne ein Wort zu erwiedern, stellte sich Marchese Cialdini hinter die Statue, welche seine Person vollständig barg, und bald war er mit dem Banditen, der ihm unmittelbar nachfolgte, in einem geheimnißvollen Zusammenflüstern begriffen, das, obwohl es ganz leise geführt wurde, beide Theile im höchsten Grade in Anspruch zu nehmen schien. Es dauerte übrigens nicht allzu lange, denn schon nach zehn Minuten streckte Battista seine rechte Hand aus, um von dem Marchese eine wie es schien ziemlich gefüllte Börse in Empfang zu nehmen.

„Es gilt, Excellenza," sagte nur der Räuber halblaut. „Hundert Scudi zum voraus, und die andern hundert, wenn ich den englischen Ketzer abgefertigt habe."

„Ich hoffe, daß Du Deine Sache diesmal besser machst, als das letzte Mal," erwiederte der Marchese, sich nach allen Seiten umschauend, ob ihn Niemand beobachte.

„Seien Sie ganz ruhig, Excellenza," lachte Battista. „Wen ich treffen will, den treffe ich, und Ihr Feind ist schon so gut wie todt."

„Ich verlasse mich auf Dich," versetzte der Marchese, „aber nimm die Sache nicht zu leicht, denn er führt stets Waffen bei sich. Du wirst also wohl daran thun, Dir einige Kameraden beizu-

gesellen und den Zeitpunkt genau abzupassen, wenn er unter dem Portale der Kirche San Carlo hervortritt. Verwechseln kannst Du ihn nicht, wenn Du Dir meine Beschreibung genau gemerkt hast."

„Verlassen Sie sich ganz auf mich," versicherte nochmals der Bandit. „Die Dame, in deren Gesellschaft er sich befindet, kenne ich ja gut genug, und wenn sie auch zehnmal in eine Kammerzofe verkleidet ist, so habe ich mir ihre Gesichtszüge doch allzu genau gemerkt, als daß ich mich je in ihrer Person täuschen könnte. Also die Zeit nach dem Angelus und der Platz der Porticus vor San Carlo, oder wenn's dort nicht geht, die Via Condotti, — bei meinem Schutzpatron, die hundert Scudi, welche ich noch zu bekommen habe, sind schon so gut als mein."

Sie trennten sich. Der Räuber legte sich wieder auf seine alte Stelle neben den Krüppel Beppo und plauderte mit diesem so vergnüglich weiter, daß ein in das Banditenwesen Roms Uneingeweihter unmöglich hätte glauben können, der Bursche habe soeben einen Akkord über einen Mord abgeschlossen; der Marchese Cialdini aber sprang leichten Trittes die Stufen von Sancta Maria Maggiore hinab und verlor sich abermals in den Straßen der Welthauptstadt.

„Der Tag ist ein glücklicher," murmelte er für sich hin, „denn kein Mensch hat mich gesehen, wie ich mit dem Battista sprach, und daß derselbe seine Schuldigkeit thut, darüber brauche ich nicht in Sorge zu sein. Er also, Er, den ich so sehr hasse, wäre so gut wie beseitigt, und wenn auch die theure Felicitas", setzte er höhnisch lächelnd hinzu, „vor Schrecken umsinkt, weil man den Geliebten ihr zur Seite erdolcht, so wird sie sich doch in das Unvermeidliche zu finden wissen. Ja, bei der Hölle," fuhr er darauf mit wildem Blicke fort, „sie wird, und wenn sie nicht will, so muß sie, denn sobald sie erst meine Gattin ist, so werde ich ihr zeigen, daß ich der Herr bin. Aber das Werk ist nur erst halb gethan, und ich darf wahrhaftig keine Zeit verlieren, um über alle meine Feinde zu triumphiren. Vorwärts, Carlo Cialdini, vorwärts zu Seiner Eminenz.

dem Cardinal Doria, dem Haupte der Familie Belgiojoso! So frühe es auch noch am Tage, so wird er mir doch eine Audienz nicht verweigern, wenn er hört, um welch' Wichtiges es sich handelt."

Der Palazzo Doria ist jedem Römer, nicht weniger aber auch jedem Fremden, der Rom nur auf kurze Zeit besucht hat, hinlänglich bekannt. Er zeichnet sich nämlich nicht blos durch seine Lage am Corso, also im belebtesten Theile der Weltstadt, sowie durch seine imposante Größe und feste Bauart, sondern noch mehr durch die großartige und fast unschätzbare Gemäldesammlung aus, welche seine weiten Räumlichkeiten füllt, und es verabsäumt es daher kein Kunstfreund, sich in die dortigen Gallerien führen zu lassen. Gibt es doch da Portraits und Bilder von Tizian, von Rubens, von Paul Veronese, von Albrecht Dürer, von Raphael und von Correggio, während die Maler zweiten Rangs ohnehin in großer Anzahl vertreten sind! Doch wir haben keine Zeit, uns mit derlei Schilderungen aufzuhalten, sondern müssen unsere Geschichte weiter verfolgen, und kehren daher zu dem Marchese Cialdini zurück.

Es mochte etwa Morgens neun Uhr sein, als derselbe vor dem Palazzo Doria anlangte, in welchem der Cardinal gleichen Namens einen Seitenflügel bewohnte. Offenbar übrigens war Cialdini mit den Lokalitäten schon von früher her bekannt, denn er wandte sich nach kurzem Zwiegespräch mit dem Portier, der das Erdgeschoß neben dem Hauptportale bewohnte, eine schmale Treppe links hinauf, und fand hier im zweiten Stocke mit leichter Mühe das Zimmer des ersten Kammerdieners Seiner Eminenz.

„Ich muß den Herrn Cardinal sprechen," sagte er zu dem vertrauten Lakaien, demselben ein schweres Goldstück in die Hand drückend.

„Seine Eminenz empfängt noch nicht," erwiederte dieser lächelnd, „aber ich will sehen, ob mit Ihnen keine Ausnahme gemacht wird."

„Warten Sie," versetzte der Marchese. „Ich will ein paar

Worte auf meine Karte schreiben, welche meiner Bitte ohne Zweifel sehr zu Hilfe kommen werden."

Er ergriff Dinte und Feder und notirte auf der Rückseite seiner Karte einiges Wenige in französischer Sprache, welche, wie er wußte, dem Kammerdiener unbekannt war. Damit verfügte sich der Letztere nach den Zimmern des Cardinals, kehrte aber schon nach wenigen Minuten wieder, um dem Marchese zu bedeuten, daß sein Besuch willkommen sei.

Der Cardinal war ein schon sehr alter Mann mit offenbar gebrechlichem Körper, denn wenn er ging, so mußte er sich auf einen dicken Stock stützen, und seine Brust hatte unter einem immerwährenden kurzen Hüsteln, das seinen ganzen Leib erschütterte, zu leiden. Dessen ungeachtet schien sein Geist noch äußerst frisch zu sein, und wenn auch seine Gesichtszüge eingeschrumpft waren, so leuchteten doch seine Augen in noch fast jugendlichem Feuer. Er saß in einem hohen Lehnsessel, als der Marchese eintrat, und seinen mageren Leib umhüllte ein schlafrockartiger Pelz, von dem ein großes goldenes Kreuz, das Zeichen seiner Würde; herniederhing; sonst aber deutete Nichts darauf hin, daß man in ihm einen der ersten Kirchenfürsten Italiens und der katholischen Welt vor sich habe

„Sie haben," eröffnete der Cardinal nach der Entfernung des Kammerdieners das Gespräch, indem er dem Marchese einen Wink gab, sich einen Stuhl neben ihm zu nehmen; „Sie haben mir äußerst wichtige Eröffnungen zu machen; Eröffnungen, welche sowohl den Staat und die Kirche, als auch meine eigene Familie betreffen."

„Ja, Eminenz, das habe ich," erwiederte der Marchese ehrerbietig. „Aber ehe ich zu diesen Eröffnungen schreite, möchte ich Eure Eminenz mit einigen wenigen Worten über mich selbst behelligen."

„Sprechen Sie, Marchese," versetzte der Cardinal in jenem überlegenen Tone, welche die Mitte zwischen Herablassung und Wohlwollen hält. „Sprechen Sie ohne Scheu, wie es Ihnen um's Herz ist."

„Eure Eminenz kennen den Namen, den ich trage, sowie auch die Verhältnisse meiner Familie,“ fuhr der Marchese fort, „und ich denke, daß sich . . .“

„Daß sich nichts gegen Beides einwenden läßt,“ ergänzte der Cardinal, als der Marchese hier stockte. „Gewiß gehört der Name Cialdini zu den ehrenwerthesten in Italien.“

„Und was meine Besitzthümer anbelangt,“ sprach der Marchese weiter, „so dürften nicht viele junge Adelige dieses Landes hierin mit mir concurriren können.“

„Auch dagegen wird sich nichts einwenden lassen,“ meinte der Cardinal kaltblütig, als sein Besuch hier abermals inne hielt; „aber warum sagen Sie mir dies Alles?“

„Eure Eminenz haben es noch nicht errathen?“ rief jetzt der Marchese eifrig. „Eure Eminenz sollten nicht wissen, daß ich um Ihre Großnichte, die Gräfin Felicitas, werbe, deren Hand mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen würde?“

„Aber, Marchese,“ entgegnete der Cardinal noch kaltblütiger, als zuvor, „meinen Sie nicht, daß eine solche Werbung besser bei Felicitas selbst oder doch wenigstens bei ihrer Mutter angebracht wäre?“

„Gewiß, gewiß, Eminenz,“ rief der Marchese, nicht ohne tiefe Verlegenheit, „allein die beiden Gräfinnen scheinen eine vorgefaßte Meinung gegen mich zu haben, und da Eure Eminenz der älteste männliche Verwandte oder vielmehr der Familienälteste sind, so — so . . . .“

Hier stockte er abermals und seine Augen suchten den Boden, während der Cardinal ihm einen durchdringenden Blick zuwarf.

„So soll ich Ihnen das Mädchen durch einen Machtspruch zur Gattin geben?“ sprach nun nach einer Pause der Letztere, ohne seinen Ton auch nur im geringsten zu ändern. „Nicht wahr, dies ist Ihre Meinung, Herr Marchese Cialdini?“

„Ich will nicht leugnen,“ erwiederte der Marchese etwas klein-

laut, „daß ich gerade so dachte, wie Eure Eminenz es angeben; aber," fuhr er sogleich mit erhöhter Stimme fort, „ich will diesen Machtspruch verdienen. Ja verdienen will ich ihn, und zwar durch Dienste, die gar wohl so viel werth sind, wenn nicht mehr."

„Ich verstehe Sie nicht, Marchese," meinte der Cardinal äußerst ruhig und kaltblütig, als sein Besuch hier wiederum eine Pause machte. „Ich bitte, daß Sie sich gefälligst näher erklären."

„Eure Eminenz," sprach nun der Marchese, indem er den Kopf fast bei jedem seiner Worte höher und straffer erhob, „Eure Eminenz sind einer der höchsten Würdeträger unserer heiligen Kirche, und Seine Heiligkeit setzt das größte Vertrauen in Sie. Es muß Ihnen also Alles daran liegen, daß die bestehende Ordnung der Dinge in Italien aufrecht erhalten werde, besonders aber daß der Kirchenstaat das bleibe, was er ist."

„Gewiß," entgegnete der Cardinal mit ernster Würde, indem er zugleich auf das Kreuz vornen auf seiner Brust deutete.

„Nun kann es aber," fuhr der Marchese in äußerst wichtigem Tone fort, „Eurer Eminenz unmöglich fremd sein, daß eine geheime Partei existirt, welche sich verschworen hat, das bestehende Regime umzuwerfen und den Pabst sowohl, als die andern regierenden Fürsten Italiens abzusetzen; eine Partei, welche sich nicht scheuen wird, mit Blut und Mord voranzugehen, und nicht eher stille zu stehen, als bis sie mit den Thronen auch die Altäre in den Schlamm getreten hat."

„Heilige Mutter Gottes," rief der Cardinal sich bekreuzigend, „auf solch' Gräßliches sollten wir gefaßt sein müssen?"

„So wird es unbezweifelt kommen," bekräftigte der Marchese, „wenn man nicht zur rechten Zeit einschreitet und die Häupter der Verschwörung unversehens überfällt, um damit die ganze Partei unschädlich zu machen. Ich aber, Herr Cardinal, kenne diese Häupter oder wenigstens einen Theil derselben, und bin bereit, Alles anzugeben, was ich von der Verschwörung weiß, unter der einzigen Bedingung, daß Felicitas Belgiojoso mein Weib werde."





„Dann sind Sie selbst Mitglied jener geheimen Revolutionspartei, welche man die Carbonaris heißt?" sprach nun der Cardinal, seine klugen Augen unverrückt auf den Denuncianten heftend.

„Ich war es bis jetzt," erwiederte der Marchese, indem er sich unwillkürlich scheu umschaute, „und Eurer Eminenz kann es nicht unbekannt sein, daß derjenige sein Leben auf's Spiel setzt, der die Geheimnisse der Gesellschaft verräth. Aber aus treuer Anhänglichkeit gegen die bestehende Regierung . . ."

„Das heißt," unterbrach ihn der Cardinal äußerst trocken, „um die Hand von Felicitas Belgiojoso zu gewinnen, wollen Sie Ihre bisherigen Genossen dem Strange überliefern. Gut, Herr Marchese, Sie handeln als ein frommer Sohn der Kirche, allein nicht mir dürfen Sie diese Anzeige machen, sondern dem Cardinalstaatssekretär, welchem die weltliche Regierung des Kirchenstaates übertragen ist. Also eilen Sie, Herr Marchese; vollenden Sie Ihr gutes Werk und rapportiren Sie an geeigneter Stelle, was Sie soeben mir anvertrauen wollten."

Der Marchese war nicht wenig betroffen, als er den Cardinal so sprechen hörte, denn man hätte fast meinen können, es liege eine gewisse Ironie in diesen Worten; allein als er nun dem alten Manne in's Gesicht sah, konnte er auch nicht die geringste Veränderung in demselben wahrnehmen, sondern Seine Eminenz zeigte vielmehr ganz dieselbe ruhige Würde wie zuvor. Ueberdies war nicht der Cardinal schon „als solcher" über jeden Verdacht, als könnte er mit der revolutionären Partei sympathisiren, erhaben? Somit beruhigte sich der Marchese alsobald wieder, in der festen Ueberzeugung, daß Seine Eminenz es gerade so meine, wie seine Worte lauteten. „Wenn ich," erwiederte er nun nach einigem Besinnen, „wenn ich mich zum Herrn Cardinalstaatssekretär verfügte, um diesem meine Anzeige zu machen, so würde ich im Augenblicke verrathen sein, denn meine bisherigen Genossen belauern alle meine Schritte und Tritte. Mein Besuch bei Ihnen, Eminenz, dagegen erregt keinen Verdacht, weil man glaubt,

er gelte nicht dem Cardinal, sondern dem Großohm von Felicitas Belgiojoso. Ich hatte jedoch noch einen ganz besonderen Grund, warum ich gerade Ihnen mein Geheimniß beichten wollte. Eure Eminenz haben einen Großneffen, den Bruder von Felicitas Belgiojoso. Der junge Mann ist ebenfalls Mitglied der Carbonaris, und ich habe Grund zu glauben, daß er aus seiner Verbannung zurückkehrte, um sich an der Verschwörung jener Verzweifelten zu betheiligen. Ja ich weiß sogar gewiß, daß er zurückgekehrt ist, und selbst das Geheimniß seiner verborgenen Wohnung kenne ich. Ein Wort von mir also und die päbstliche Gendarmerie faßt ihn, um ihn den Oestreichern auszuliefern."

„Und dieses Wort werden Sie aussprechen, falls ich Ihnen die Hand meiner Großnichte nicht zusage?" versetzte der Cardinal in demselben ruhigen kalten Tone, wie bisher. Doch mochte es in seinem Innern nicht ganz so kalt und ruhig aussehen, denn seine Hände, mit denen er seinen Stock hielt, zitterten merklich, und unter seinen Augen lagerte sich ein kleiner rother Fleck, der sich mit jeder Sekunde vergrößerte.

„Ich weiß nicht, wie Eure Eminenz auf diesen Gedanken kommen," stotterte der Marchese, abermals auf's Aeußerste betroffen. „Ich wollte vielmehr etwas ganz Anderes andeuten. Ohne Zweifel nämlich dürfte die päbstliche wie die Wiener Regierung Ursache haben, für meine Mittheilungen über die Gesellschaft der Carbonari äußerst dankbar zu sein, und Eure Eminenz könnten ja die Begnadigung des jungen Alfred Belgiojoso als Bedingung für die Nennung der Namen der Carbonarihäupter festsetzen."

Der Cardinal warf ihm abermals einen durchdringenden Blick zu, wie um das tiefste Innere seiner Seele zu ergründen; dann schloß er die Augen und versank einen Augenblick lang in tiefes Nachsinnen. „Marchese Cialdini," sprach er darauf in der bisher gewohnten Weise, „die Hand meiner Großnichte sei Ihnen hiemit zugesagt, wenigstens insoweit ich über dieselbe verfügen kann; was

aber Ihre so äußerst wichtigen Mittheilungen betrifft, so ist es für das Heil der Kirche und des Staats durchaus nothwendig, daß sie Seine Eminenz der Cardinalstaatssekretär in eigener Person aus Ihrem Munde in Empfang nehme. Von selbst versteht es sich jedoch, daß Sie Seine Eminenz nur ganz insgeheim und im Verborgenen sprechen dürfen, denn sonst wäre Ihre Sicherheit, wie Sie vorhin richtig andeuteten, nothwendig gefährdet. Ich werde daher eine dritte Person beauftragen, eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und dem Herrn Cardinalstaatssekretär zu vermitteln, und diese dritte Person ist so unverdächtig, daß Sie sie ganz offen und ungenirt vor aller Welt aufsuchen dürfen. Kennen Sie den berühmten Kanzelredner Pater Isidoro, von dem gegenwärtig ganz Rom spricht?"

„Ich kenne ihn nicht persönlich," erwiederte der Marchese, „aber ich habe schon viel von ihm gehört. Es ist doch derselbe Kapuzinerpater, welcher das eine Mal da, das andere Mal dort öffentlich auftritt und durch seine feurigen Predigten überall das größte Aufsehen erregt?"

„Es ist derselbe," versetzte der Cardinal. „Suchen Sie ihn heute Mittag um zwölf Uhr im Kloster des Ordens der Kapuziner auf, denn um diese Zeit ist er gewöhnlich mit seiner Morgenpredigt zu Ende; ich aber werde ihm sofort das Nöthige mittheilen, damit er weiß, was Sie von ihm wollen."

„Und darf ich mich ihm vollkommen anvertrauen?" fragte der Marchese.

„So vollkommen, wie mir selbst," erwiederte der Cardinal mit einem eigenthümlichen Zucken seiner dünnen blutlosen Lippen.

Damit hatte die Unterredung ein Ende und der Marchese Cialdini verabschiedete sich von dem Cardinal voll froher Hoffnungen. Hatte er doch einen Theil dessen, was er zu erstreben suchte, bereits erreicht und so erreicht, daß es gewiß schien, auch der andere Theil werde nicht ausbleiben! Der Cardinal Doria aber setzte sich sofort an seinen Schreibtisch, notirte dort ein paar Worte auf ein Blättchen

Papier, versiegelte dieses sorgfältig und beauftragte dann seinen vertrautesten Diener, es dem Pater Isidoro im Kloster der Kapuziner eigenhändig zu übergeben. Was er schrieb, wissen wir nicht, aber vielleicht lehrt es uns der Erfolg, oder können wir wenigstens aus dem Gange der Ereignisse einen Schluß darauf ziehen.

Die Klostergebäude des Ordens der Kapuziner in Rom mit der daran stoßenden großen Kirche nebst dem Garten nehmen einen fast mehr als bedeutenden Raum ein, und Einer, der, mit den Lokalitäten nicht vertraut, sich ohne Führer darinnen ergeht, kann leicht zu der Ansicht gelangen, er befinde sich in einem Labyrinthe, aus dem es unmöglich sei, einen Ausgang zu gewinnen. Das eigentliche Ordensgebäude mit seiner einfachen Façade läßt allerdings eine solche Größe nicht vermuthen, allein kommt man erst in's Innere mit seinen vielen Anbauten und Nebengelassen, so verirrt man sich in Gänge, die gar kein Ende zu haben scheinen, und wer vollends die unteren Gewölbe, die sich unter der Kirche und dem Garten hinziehen, betritt, der glaubt nicht anders, als er habe sich in die berühmten Katakomben verloren, die bekanntlich in Rom eine eigene Stadt der Todten tief unter der Stadt der Lebenden bilden. Die besagten Gewölbe dienen nämlich dem Kloster als Begräbnißstätte, und seit Jahrhunderten sind dort die Ordensmitglieder in ihrer vollen Mönchstracht beigesetzt worden; eben deßhalb aber spukt es auch daselbst nach dem Glauben des gemeinen Römers auf eine schaurige Weise, und sogar unter den gebildeteren Bewohnern der Welthauptstadt gehen viele Gerüchte von schreckbaren Erscheinungen um, die alldort nächtlicher Weile gesehen worden sein sollen, so daß es mit dem Einbruch der Dunkelheit Niemandem mehr leicht einfällt, sich in der Nähe des Klosters herumzutreiben oder auch nur durch eine Straße zu gehen, die hart daran vorüberführt. Am hellen Tage dagegen kann man nicht leicht irgendwo auf den vielen öffentlichen Plätzen Roms ein größeres Menschengewühl sehen, als gerade vor dem Kapuzinerkloster, denn wenn gleich die große Corporation der Bettler überall

in der Hauptstadt der Christenheit fast über die Maßen stark vertreten ist, so ist sie es hier im dreifachen und vierfachen Maßstabe. Machen es sich ja doch die Patres-Kapuziner zur Lebensaufgabe, das, was sie durch Almosen gewinnen, mit ihren Brüdern, den Armen, wieder zu theilen, und zwar nicht blos dadurch, daß sie ihnen hie und da eine Unterstützung darreichen, sondern besonders auch dadurch, daß sie jeden Mittag eine große Tafel — natürlich aber eine sehr einfache — für sie anrichten! Selbstverständlich erweisen sich die Bettler, sowie ihre Stammesverwandten, die Banditen, äußerst dankbar dafür und opfern ihrerseits, was sie erschwingen können, in der Kirche der Kapuziner, wie denn auch alle ihre Hochzeiten, Taufen und Leichenbegängnisse nur allein in dieser Kirche gefeiert werden. Ja sie schwören nicht höher als auf die Brüderschaft „von der braunen Kutte und der spitzen Kapuze“ und sind derselben so durch und durch ergeben, daß kein General je eine treuere Armee gehabt hat, als das Kapuzinerkloster zu Rom in der Gesammtcorporation der dasigen Misericordia-Rufer!

Unter solchen Umständen wird man es sehr natürlich finden, daß der Marchese Cialdini den Platz Barberini, an den das Kapuzinerkloster grenzt, ziemlich voll mit Menschen fand, als er ihn gegen zwölf Uhr Mittags überschritt. Diese Menschen gehörten übrigens fast durchaus den niedersten Ständen an, und somit bekümmerte er sich nur wenig um sie, fest überzeugt, daß ihn hier Niemand kennen würde. Ueberdies, wenn ihn auch Jemand kannte, was hatte es zu sagen? Die Kapuziner standen ja keineswegs in dem Geruche, sich viel mit der Politik abzugeben, und wenn er daher deren Kirche oder Kloster besuchte, so konnte man es ihm nicht ansehen, daß er dorthin komme, um seine bisherigen Genossen zu verrathen. Festen Schrittes näherte er sich daher dem Portale und fragte den dortigen Pförtner, wo er den berühmten Prediger Isidoro treffen könne.

„Er befindet sich um diese Zeit stets in den Kreuzgängen, um sich mit den Armen zu unterhalten und ihnen Rath zu ertheilen,“

war die Antwort, indem man ihm zugleich die Richtung angab, die er einzuschlagen habe.

Der Marchese schritt den Kreuzgängen zu, von denen aus man auf die große Klosterkirche hinsah, und fand es hier im Verhältnisse zu dem Gedränge vor den Pforten leer; doch fehlte es selbstverständlich ebenfalls nicht an Bettlern und andern Besuchern, welche allda mit dem Einen oder dem Andern der Mönche verkehrten. Auf eine abermalige Frage nach dem Pater Isidoro wies man den Marchese in einen Nebengang, in dem es ganz still war, und als er nun ein paar Schritte darin voranging, sah er plötzlich fast unmittelbar vor sich einen alten Mönch, welcher der Beschreibung nach kein anderer sein konnte, als der, welchen er suchte. Derselbe trug die Kutte seines Ordens und hatte seinen Hinterkopf tief mit der Kapuze verhüllt; den vorderen Theil des Gesichtes aber beschattete ein mächtiger grauer Bart, der mit den lebhaften klugen Augen einen merkwürdigen Contrast bildete. In der einen Hand hielt er einen Rosenkranz und in der anderen einen großen, schweren, mit Eisen beschlagenen Stock, wie wenn er auf der Reise befindlich wäre; vor ihm aber, dem Marchese den Rücken bietend, stand ein in einen alten Mantel gehüllter Mann, mit welchem er in ein eifriges Gespräch verwickelt schien. Ob dieser Letztere ein Bettler oder sonst wer sei, konnte der Marchese nicht unterscheiden, obgleich das Erstere — des alten zerrissenen Mantels wegen — als zweifellos angenommen werden konnte; allein da sich der Mensch sogleich entfernte, als der Marchese herankam, um sofort hinter einem der Pfeiler zu verschwinden, so lag auch kein Grund vor, weiter darüber nachzudenken.

„Pater Isidoro, wenn ich nicht irre?" sagte der Marchese, als er nahe genug gekommen war.

„Derselbe," entgegnete der Pater, in welchem der Leser längst den Mönch wieder erkannt haben wird, welcher seiner Zeit dem Prinzen Louis Napoleon auf dem Arenenberg Briefe überbracht hatte. „Ich erwartete Sie hier, Marchese Cialdini."

„Sie kennen mich?“ fragte der Marchese, dem Pater einen halb erstaunten, halb mißtrauischen Blick zuwerfend.

„Mein Beruf,“ erwiederte der Pater kalt, „bringt es mit sich, daß ich alle hervorragenderen Persönlichkeiten Roms und Italiens kennen muß, und überdies war ich benachrichtigt, daß ich Ihren Besuch zu gewärtigen habe.“

„So kennen Sie auch den Zweck desselben?“ fragte nun der Marchese hastig, denn er fühlte sich sichtlich erleichtert, daß er diesen Zweck nicht näher auseinander zu setzen habe.

„Ich bin vollkommen genau damit vertraut,“ versetzte der Pater mit noch größerer Kälte als zuvor. „Sie wollen, daß ich Ihnen eine geheime Zusammenkunft mit Seiner Eminenz dem Herrn Cardinalstaatssekretär verschaffe, damit Sie eine Verschwörung, die Sie entdeckt haben wollen, denunciren können. Doch — warum sehen Sie sich so mißtrauisch um? Hier ist Niemand, der uns belauschte; wenn es Ihnen aber zur Beruhigung dient,“ fuhr er, als sich die ängstlichen Züge des Marchese nicht verlieren wollten, mit etwas spottendem Tone fort, „so können wir uns auch der französischen Sprache bedienen, und daß die Bettler, welche unser Kloster besuchen, dieses Idioms nicht mächtig sind, können Sie sich wohl denken.“

„Der Gang, den ich gehe, ist ein sehr gefährlicher,“ sagte der Marchese gleichsam zu seiner Entschuldigung, „und wüßten diejenigen, deren schwarze Verbrechen ich aufzudecken gesonnen bin, um meine Absicht, so würde selbst dieses heilige Kloster mich vor ihren Dolchstößen nicht sichern können.“

„Und dennoch sind Sie entschlossen, diese Enthüllungen zu machen?“ fragte nun der Pater, den Marchese mit einem Blicke der tiefsten Trauer betrachtend. „Haben Sie auch Alles genau bedacht, mein Sohn? Die Reue kommt oft zu spät, und einmal über den Rubicon, können Sie nie mehr zurückkehren.“

„Ich will auch nicht rückwärts, sondern vorwärts,“ rief der Marchese, in welchem auf einmal sein ganzes Rachegefühl wieder

erwachte. „Bis wann können Sie mir die geheime Zusammenkunft mit Seiner Eminenz verschaffen?"

„Ich sehe den Herrn Cardinalstaatssekretär noch heute," erwiederte der Pater mit demselben melancholischen Blicke, wie zuvor; „doch haben Sie auch bedacht, mein Sohn, ob Ihre Enthüllungen wirklich den Werth haben, von dem Sie träumen? Seine Eminenz ist streng und läßt sich nicht mit wenig bedeutenden Kleinigkeiten hinter's Licht führen."

„Ich war, durch schlechte Menschen verführt, bis jetzt selbst Mitglied des Geheimbundes, über den ich Mittheilungen machen werde," erklärte der Marchese, „und kenne also wenn nicht alle, doch einen großen Theil seiner Mysterien. So weiß ich mit Bestimmtheit, daß ein Aufstand im Werke, ja daß schon in den nächsten Wochen die Revolution losbrechen soll. Das Nähere hierüber ist allerdings nur den Oberleitern des Bundes bekannt, welche ich leider nicht kenne, aber ich kann wenigstens Einzelne derer, die man „Meister" nennt, des Näheren bezeichnen, und wenn man diese zu gleicher Zeit in Sicherheit bringt, so wird es bei Anwendung der geeigneten Torturmittel nicht schwer fallen, von ihnen die geheimen Oberleiter selbst zu erfahren."

„Diese geheimen Oberleiter sind Ihnen also wirklich nicht bekannt?" fragte wieder der Pater. „Aber doch der Ort, wo sie ihre Zusammenkünfte zu halten pflegen?"

„Auch diesen kenne ich nicht," erwiederte der Marchese, „aber trotzdem weiß ich genug, um der Regierung die Augen zu öffnen und ihr den Sturz in den Abgrund zu ersparen."

„Sie sind demnach noch immer fest entschlossen," meinte jetzt der Pater, den Marchese scharf fixirend, „eine Audienz bei Seiner Eminenz zu erhalten?"

„Ich bin's," entgegnete der Marchese, „und ich hoffe, daß sich dies in den allernächsten paar Stunden bewerkstelligen läßt, denn ich habe nun keine Ruhe mehr, als bis ich die Feinde unserer Kirche in den Händen der Gerechtigkeit weiß."

„Gut," erklärte nun der Pater in total verändertem Tone. „Ihr Wille soll erfüllt werden, und zwar noch in dieser Nacht. Hier," fuhr er fort, indem er einen kleinen Schlüssel aus seiner großen Kuttentasche hervorzog, „hier, nehmen Sie diesen Schlüssel. Sie kennen doch den schmalen Weg zwischen der hohen Mauer des Klostergartens und dem hinteren Theile des Palastes Barberini?"

„Ich kenne ihn," erwiederte der Marchese, den Schlüssel in Empfang nehmend.

„Sie gehen also der Mauer entlang," sprach der Pater weiter, „und etwa in der Mitte derselben finden Sie eine enge Thür, welche dieser Schlüssel öffnet. Hinter der Thür finden Sie mich, der Sie zu Seiner Eminenz führt."

„Um welche Zeit?" fragte der Marchese.

„Um Mitternacht, nicht früher und nicht später," entgegnete der Pater.

Der Marchese wußte nun Bescheid und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung; der Pater aber sah ihm lange nach, und in seinem Blick lag ebenso viel Trauer, als Zorn und Verachtung. Kaum jedoch war der Marchese aus den Kreuzgängen verschwunden, so trat hinter einem hohen Pfeiler jener Mann wieder hervor, der seine ganze Gestalt in einen alten zerlumpten Mantel gewickelt hatte, wir meinen jenen Mann, mit welchem sich Pater Isidoro unmittelbar vor der Ankunft des Marchese so eifrig unterhalten hatte.

„Haben Sie Alles gehört, Graf Pepoli?" fragte leise Pater Isidoro.

„Ich habe," erwiederte dieser, „und es bleibt somit bei unserer weiteren Verabredung."

## Fünftes Kapitel.

## Der Verräther empfängt seinen Lohn.

Noch nie, so lange er athmete, hatte der Marchese Cialdini einen Nachmittag erlebt, an welchem ihm die Stunden langsamer dahin schwanden, als gerade heute. Ja es kam ihm bald so vor, als ob die Sonne förmlich stille stände, und sich auch nicht um eine Linie weiter nach Westen fortbewege! Unmittelbar nach seiner Unterredung mit dem Pater Isidoro hatte er sich in seine Wohnung zurückbegeben, um nunmehr, da sein Hauptgeschäft beendigt, auszuruhen und den durch langes Wachen fast übermäßig angestrengten Körper durch einen gesunden Schlaf zu neuer Arbeit zu stärken. Aber — schlafen! Heute schlafen! Heute, wo es sich um seine ganze Lebensstellung handelte! Von fieberhafter Unruhe getrieben fuhr er auf, warf seinen Mantel über und begab sich abermals auf die Straßen. Er wollte im Gewühl derselben Beruhigung finden und suchte deßhalb die belebtesten Theile Roms auf. Doch mochte auch um ihn her vorgehen, was da wollte, seine Gedanken kehrten immer wieder auf einen und denselben Gegenstand zurück, nämlich auf das „Geschäft“ (so nannte er es, um sein Gewissen zu beschwichtigen), das er dem Battista übertragen, sowie auf die Unterredung, welche er um Mitternacht mit dem Cardinalstaatssekretär haben sollte. „Wer doch der Zeit Flügel verleihen könnte,“ dachte er in seinem Innern; allein hätte er gewußt oder auch nur von fern geahnt, was diese Zeit ihm bringen würde, welch' unendliche Anstrengungen würde er da nicht gemacht haben, um dieselbe in ihrem Laufe aufzuhalten!

Endlich fühlte er etwas wie Hunger und Durst, und voll Freude darüber, daß er nun doch endlich eine Abwechslung in diesen gräßlich einförmigen Nachmittag bringen könne, betrat er die nächste beste Osteria, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß dieselbe offenbar nur von Leuten der geringeren Klasse besucht wurde. Er setzte sich

in den Hintergrund und ließ sich das Beste auftischen, das es gab, allein weder die Speisen noch die Getränke wollten ihm munden, denn sein Hunger und Durst war nur eine momentane Regung gewesen. Schon stand er im Begriff, sich wieder zu entfernen, da traten drei Personen in die Wirthsstube, deren Erscheinen ihn wieder an seinen Platz fesselte. Freilich Standespersonen waren es keine, und nicht einmal der Klasse der Handwerker gehörten sie an, sondern ihre Kleidung verrieth vielmehr, daß sie sich entweder vom Bettel oder gar von einem noch schlimmeren Metier ernährten; aber in dem Einen von ihnen erkannte er Battista, und er mußte doch wissen, was dieser hier zu thun habe! Natürlich konnte er schließen, daß die beiden anderen Bursche keinen besseren Lebensgang verfolgten, als Battista selbst, und als nicht minder wahrscheinlich mußte es ihm erscheinen, daß diese Zwei die Gehilfen seien, welche sich der Bandit für das „Geschäft" von heute Abend auserlesen habe. Doch — sollte derselbe etwa so unvorsichtig sein, und die Sache hier im öffentlichen Wirthshaus mit seinen Kameraden verhandeln? In diesem Falle konnte ja ein Dritter die Verhandlung belauschen, und dann war Er, der Auftraggeber, wenn nicht verloren, doch wenigstens auf's Höchste compromittirt. Er lauschte also aufmerksam, was die Drei mit einander sprachen, und da sie sehr laut conversirten, so entging ihm kein einziges ihrer Worte; allein mit keiner Sylbe ward auf das von Battista übernommene Attentat angespielt, und der Marchese durfte also überzeugt sein, daß sein Dienstbefohlener keine der Rücksichten verabsäume, welche man von einem „gewiegten" Meuchelmörder erwartete. Ohne Zweifel hatte derselbe die nöthigen Verabredungen längst vorher getroffen, und der Trunk in der Osteria war gleichsam nur die Besiegelung des abgeschlossenen Kontrakts! Aber — wurde jetzt plötzlich eine Stimme in ihm laut — sollte das anscheinend zufällige Begegniß mit dem Battista nicht eine Fügung Gottes sein? Sollte ihm das Schicksal den Banditen nicht vielleicht deßwegen in den Weg geworfen haben, damit er Gelegenheit finde, seinen

Blutbefehl zu widerrufen? Noch war es Zeit! Ein Wort an Battista und der Ueberfall des Engländers unterblieb! Doch — nein, nein und nochmals nein! Der Handel ist abgeschlossen und der Mörder thue seine Schuldigkeit! Er blieb also ruhig in seinem unbeachteten Winkel sitzen, bis sich Battista mit seinen zwei Begleitern entfernt hatte, dann aber rief er den Wirth herbei, warf ihm als Bezahlung einen halben Scudo hin, ohne sich kleine Münze herausgeben zu lassen, und fragte aufstehend, mit der gleichgiltigsten Stimme von der Welt nach dem Namen der drei Bursche, welche soeben die Osteria verlassen hätten. — „O Excellenza," erwiederte der Wirth, schlau mit den Augen blinzelnd; „es ist nur der Battista mit dem Luigi und dem Gasparo; aber," fügte er mit leiser Flüsterstimme hinzu, „wenn Excellenza einen wichtigen Auftrag haben, so können Sie keine entschlossenere Bursche in ganz Rom finden." — Das Auge des Marchese glänzte, als er diese Worte hörte, denn wenn es sich so verhielt, so durfte er sicher sein, daß der Mord begangen werden würde!

Abermals erging er sich in den Straßen, und merkwürdig — seit dem Begegniß in der Osteria hatte seine Unruhe sichtlich abgenommen. Kam dies vielleicht daher, daß er das Schicksal Arthur Stantons, seines Nebenbuhlers, bereits besiegelt glaubte? Einmal jedoch wurde er auf eine abermalige harte Probe gestellt. Als er nämlich die Via del Greco entlang schritt, begegneten ihm plötzlich zwei junge Männer, die offenbar von vornehmer Geburt waren, und ihn, nachdem sie ein Geheimzeichen mit ihm ausgewechselt hatten, auf's freundlichste grüßten. Diese beiden Jünglinge gehörten, wie er selbst, den Carbonaris an und er hatte Grund, sie zu den Wenigen rechnen zu dürfen, welche es wirklich gut mit ihm meinten. Ja einer derselben hatte ihm erst vor ganz kurzem einen großen Dienst erwiesen, für welchen dankbar zu sein er alle Ursache gehabt hätte! „Ha," rief da plötzlich eine Stimme in ihm, als die beiden jungen Männer in eine andere Straße abgebogen hatten, „Carlo Cialdini,

was bist Du im Begriff, zu thun? Du willst den Cardinalstaatssekretär heute Nacht von Allem in Kenntniß setzen, was Dir über den Geheimbund der Carbonaris bekannt ist, und die Folge wird sein, daß alle Mitglieder desselben mit den schwersten Gefängnißstrafen, wenn nicht gar mit der Strafe des Todes belegt werden! Elender, der Du bist, Deinen besten, Deinen einzigen Freunden lohnest Du auf diese Weise!" Also rief die Stimme laut und deutlich in ihm, und einen Augenblick lang blieb er verdutzt stehen, wie um zu überlegen; allein im nächsten Momente schon wußte er den inneren Warner zum Stillschweigen zu bringen. „Einzelne," redete er sich zu seiner Selbstbeschwichtigung vor, „müssen immer darunter leiden, wenn ein großer Zweck erreicht werden soll, und unter diese Einzelnen gehören natürlich auch die beiden Freunde, die mir gerade begegneten. Wie unendlich groß ist dagegen die Anzahl derjenigen Geheimbundsmitglieder, welche gar keinen Anspruch auf meine Freundschaft haben oder welche mir gar feindselig gesinnt sind? Ueberdies habe ich nicht die gerechteste Ursache, Rache zu fordern, und wo fände ich diese Rache, wenn ich nicht thäte, was ich zu thun entschlossen bin? Ja, wie könnte ich überhaupt mein Ziel erreichen, ohne dem Cardinal Doria mein Wort gelöst zu haben? Pfui also über mich, wenn eine solche Kleinigkeit wie der Ruin der beiden Kameraden, die mich soeben grüßten, mich in meinem Wege aufhalten könnte! Pfui über mich und meine Feigheit, wenn ich die Unentschlossenheit nicht einmal für allemal über Bord würfe!" Sein Entschluß stand also fester, denn je, und nichts konnte ihn mehr in demselben wankend machen!

Endlich senkten sich die Fittiche der Nacht über Rom herab und mit dem ersten Eintreten der Dunkelheit ging er mit raschen Schritten dem Corso zu, um sich in der Nähe der Kirche San Carlo einen sicheren Versteck zu wählen, von welchem aus er den Erfolg des Angriffs auf Arthur Stanton überwachen könnte. Im Anfang hatte er im Sinne gehabt, sich, während Battista mit seinen Gehilfen „arbeite", bei einigen Bekannten, die in einem ganz entlegenen Stadt-

viertel wohnten, zu Besuche einzustellen, natürlich aus keinem anderen Grunde, als um später, wenn je ein Verdacht auf ihn geworfen werden sollte, sein Alibi beweisen zu können; allein so viel Verstand auch in diesem Vorsatz lag, so führte er ihn doch nicht aus, denn es hätte ja dann möglicherweise eine Stunde oder länger angestanden, bis er bestimmte Nachrichten über das Gelingen von Battista's Unternehmen erhalten konnte. So unendlich lang aber in der Ungewißheit zu bleiben, — nein dies auszuhalten wäre ihm unmöglich gewesen, und somit änderte er seinen Plan, selbst auf die Gefahr hin, von Jemand bei San Carlo gesehen zu werden. Letzteres war jedoch äußerst unwahrscheinlich, denn der Thorweg des Hauses gegenüber der Kirche von San Carlo, in dessen Schatten er sich zurückzog, war so finster und verlassen, daß ihn sicherlich dort Niemand sah, wenn nicht etwa gerade Angehörige des Hauses selbst aus- und eingehen sollten. Allein daß dies nicht geschehen werde, darauf durfte er zählen, dieweil im ganzen Hause, wie er heute Mittag zufällig erfahren hatte, keine Seele wohnte. So stand er denn hier von Sonnenuntergang an unverdrossen, und nicht einen Augenblick lang wandte er seinen Blick von dem Hauptportale der großen Kirche San Carlo ab. Ja sogar mit einem kleinen Nachttelescop hatte er sich bewaffnet, um Alles genau beobachten zu können, da die nächtliche Beleuchtung der ewigen Stadt damals (wie auch jetzt noch) eine sehr mangelhafte genannt werden mußte! Allzu lange wurde übrigens seine Geduld nicht auf die Probe gestellt. Kaum nämlich war eine halbe Stunde vergangen, so lagerten sich drei bettelhaft aussehende Gesellen auf den Stufen, welche zum Portale hinaufführten, und mit Leichtigkeit erkannte er in ihnen die drei Banditen Battista, Luigi und Gasparo, obwohl sie ihre Toilette gegen die von heute früh um ein Ziemliches verändert hatten. Nicht lange nach ihnen erschien Arthur Stanton auf dem Platze, und eilte, nachdem er sich rings umgeschaut, nur zwanzig Schritte von den Banditen entfernt die Stufen hinan, um alsobald in der Kirche zu verschwinden. „Die Thoren," murmelte

der Marchese vor sich hin, „die eben so dummen als feigen Thoren! Sie hätten jetzt eben die beste Gelegenheit gehabt, den Burschen niederzustechen, und bleiben auf ihren Plätzen liegen, als ob sie sich nicht regen könnten; aber freilich," setzte er gleich darauf, sich selbst tröstend, hinzu, „es ist noch etwas zu hell und überdies haben sie ihn vielleicht nicht einmal erkannt. Warten wir also bis Felicitas kommt, deren Person ihnen noch gut im Gedächtniß sein wird!"

Abermals wappnete er sich mit Geduld und betrachtete unverwandten Blickes das Kirchenportal, sowie die vor demselben lagernden drei Bettlergestalten; aber diesmal stand es weit länger an, bis sein so heiß ersehnter Wunsch endlich erfüllt wurde. Viele, sehr viele Menschen gingen in der Zwischenzeit über den Platz oder auch in die Kirche hinein, und darunter nicht wenig Frauen und Mädchen; allein die leichte und anmuthige Gestalt von Felicitas Belgiojoso befand sich nicht unter ihnen. Schon verzweifelte er an ihrem Kommen überhaupt, in der Meinung, das Stelldichein möchte vielleicht für heute ganz aufgegeben worden sein, und schon hatte er deßhalb im Sinne, seine drei gedungenen Mörder hievon zu unterrichten, da näherte sich von einer ganz andern Seite her, als er erwartet hatte, abermals eine weibliche Person, und — richtig, diesmal konnte er sich nicht täuschen, es war Felicitas Belgiojoso und keine andere! Zwar allerdings — als Gräfin erschien sie nicht, sondern eher wie eine Kammerzofe, und überdies hatte sie eine Kaputze über den Kopf geworfen; aber der Gang, die Haltung und die ganze Gestalt — — beim Himmel, sie mußte es sein! Und siehe da, auch unter den drei bettelhaften Gesellen gab's, als die Kaputzenträgerin die Kirchenstufen hinantrippelte, eine Bewegung, freilich eine fast unmerkliche; allein dem scharfen Auge des Marchese entging nichts, und er wußte nun gewiß, daß Battista mit seinen Gehilfen die Gräfin erkannt habe. „Jetzt, im nächsten Augenblicke," flüsterte er in fieberhafter Aufregung vor sich hin, indem er seine Gestalt zu fast doppelter Höhe aufrichtete, „jetzt muß der Streich geführt werden, denn im

Momente wird sie mit ihm aus der Kirche kommen, um nach der Via Condotti zu eilen!"

Er hatte vollkommen recht. Im nächsten Momente schon kamen Arthur Stanton und Felicitas Belgiojoso Arm in Arm aus der Kirche heraus und eilten die breiten Stufen hinab, während zu gleicher Zeit die drei Banditen mit Blitzesschnelligkeit aufsprangen, um dem Paare an die Seite zu kommen; aber in der nämlichen Sekunde drängten zehn oder zwölf Personen, welche offenbar weder zu den Banditen, noch zu Arthur und Felicitas in irgend einer Beziehung standen, sondern nur durch Zufall gerade jetzt hierher verschlagen worden waren, die Kirchenstufen hinauf, und hiedurch sahen sich die drei Mörder von ihrem Opfer gewaltsam getrennt. Der Marchese stampfte vor Wuth mit den Füßen, als er sich hievon überzeugte; doch einen Augenblick nachher schon legte sich sein Grimm wieder in Etwas, als er sah, wie die drei von ihm bezahlten Bursche dem nichts ahnenden Paare nachschlichen, offenbar in der Absicht, das Versäumte in der Via Condotti nachzuholen. Eine Zeit lang überlegte er nun, ob er diesen Weg ebenfalls einschlagen, oder aber in seinem sicheren Versteck ausharren solle. Die Klugheit rieth zum Letzteren, die Ungeduld zum Ersteren. Natürlich siegte schließlich die Ungeduld, und sowie er einmal zum Nachgehen entschlossen war, eilte er so schnell als möglich, obwohl sich im Schatten der Häuser bergend, in die Via Condotti hinein. Noch hatte er übrigens keine fünfhundert Schritte zurückgelegt, so hörte er ein durchdringendes Geschrei, das offenbar von einem Weibe ausgestoßen wurde, und zu gleicher Zeit gab es ein großes Rennen und Springen, als ob etwas Außerordentliches vorgegangen wäre. „Mord, Mord!" riefen alsbald einzelne Stimmen, und denselben Ruf wiederholten gleich darauf Dutzende. Es war also kein Zweifel, daß hier eines jener Verbrechen begangen worden sei, welche in Rom so zu sagen zur Tagesordnung gehörten, denn ohne drei bis vier Morde oder doch Mordanfälle innerhalb vierundzwanzig Stunden hätten die Be=

wohner der ewigen Stadt in einem Ausnahmezustande zu leben geglaubt.

Wie an den Boden gewurzelt blieb der Marchese stehen und seine Kniee schlotterten förmlich, während ein Schauder des Entsetzens seinen ganzen Körper durchrieselte. Schon hundertmal hatte er den Ruf „Mord“ erschallen hören, ohne daß derselbe nur den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hätte; aber diesmal — ha diesmal! Er mußte sich an der Mauer, neben der er stand, halten, um nicht umzusinken, und dicke Schweißtropfen standen auf seiner todtblassen Stirne. Aber nur einige wenige Minuten dauerte dieser Zustand, und dann bemächtigte sich seiner eine wilde Freude. „Es ist geschehen,“ jubelte es laut in ihm auf; „ich habe keinen Nebenbuhler mehr!“

In diesem Augenblicke gingen raschen Schrittes einige Männer an ihm vorüber, welche offenbar von dem Schauplatz des Verbrechens herkamen, denn sie unterhielten sich laut über dasselbe. „Was ist vorgefallen?“ fragte er sie, sich stellend, als ob er soeben erst des Wegs daher gekommen sei. „O nichts Besonderes,“ erwiederte Einer derselben in einem äußerst gleichgiltigen Tone; „ein englischer Ketzer ist über den Haufen gestochen worden und hat dem Einen seiner Gegner auch einen Denkzettel gegeben; das ist Alles.“ — „Und ist er todt?“ fragte der Marchese fast athemlos weiter. — „Wer?“ entgegnete der Andere. „Der Engländer oder der Bravo? Ich denke Beide haben genug.“ — „Und — und die Polizei?“ hob der Marchese wieder an. „Hat man Verhaftungen vorgenommen?“ — „Pah, Herr,“ rief der Andere laut auflachend, „Sie müssen fremd hier sein, sonst wüßten Sie, daß die Polizei in Rom sich nie in derlei Angelegenheiten mischt. Ohne Zweifel besichtigt sie in ein paar Stunden den Platz und findet dann nichts, als etwa eine Lache Blut, sowie einige Unbetheiligte, welche plaudernd herumstehen.“ Mit diesen Worten eilte er nebst seinen Begleitern weiter und war bald aus den Augen des Marchese verschwunden.

Noch eine Weile blieb Letzterer im Schatten der Häuser ver-

borgen stehen. Er war offenbar im Zweifel, ob er sich selbst an Ort und Stelle, wo der Mord begangen worden, begeben solle, oder ob es rathsamer für ihn sei, sich nunmehr zurückzuziehen. Bald jedoch entschied er sich für das Letztere, denn so gerne er sich auch an dem Anblick seines todten Feindes geweidet hätte, so blieb es doch immerhin ein Wagniß für ihn, sich später nachsagen lassen zu müssen, daß er gleich nach vollbrachter That in der Nähe gestanden habe, und überdies — wie hätte er es über sich gewinnen können, der Gräfin Felicitas, welche ohne Zweifel den Leichnam ihres Geliebten noch nicht verlassen hatte, jetzt unter die Augen zu treten? Er wandte sich also rasch um, schlug seinen Mantel fest um sich und schritt über den Platz San Carlo dem Corso zu, um über das, was ihm nun zunächst zu thun oblag, nachzudenken. In wenigen Stunden sollte er ja mit dem Cardinalstaatssekretär eine Zusammenkunft haben, und da mußte er natürlich seine Worte wohl zu setzen verstehen!

Die Zeit verging ihm von nun an wunderbar schnell, und ehe er sich dessen versah, zeigte seine Uhr drei Viertel nach eilf Uhr. Er verließ also die Traitoria, in welcher er die letzte Stunde zugebracht, und schritt der Piazza Barberini zu, hinter welcher das Kloster der Kapuziner liegt. Die Nacht war wunderschön und kein Wölkchen trübte den Himmel. Wie in lichter Unschuld glänzte die Stadt im Mondenschein, und man hätte glauben sollen, daß selbst das roheste und verstockteste Gemüth einem solchen Eindruck nicht widerstehen könne. Doch der Marchese Cialdini ging vorwärts, ohne die Pracht des Himmels auch nur zu gewahren, und die erhebende Stille ringsum war ihm nur deßhalb lieb, weil er die Begegnung von Menschen auf diesem seinem verhängnißvollen Gang gefürchtet hätte. Mit dem Schlag zwölf Uhr gelangte er an die kleine Pforte des Klostergartens, welche ihm vom Pater Isidoro bezeichnet worden war. Er schaute sich scheu nach allen Seiten um, aber — keine Seele weit und breit; allüberall Alles wie ausgestorben! Er zog den Schlüssel hervor, welchen er von Pater Isidoro hatte, öffnete

die Thüre und trat ein. Der Rubicon war überschritten, rückwärts konnte er nicht mehr.

Unmittelbar neben der kleinen Eingangspforte erhob sich ein hohes Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten, und vor diesem Kreuze lag Pater Isidoro auf den Knieen in tiefer Andacht versunken. Der Marchese schritt auf ihn zu, aber er wagte es nicht, ihn zu stören. Endlich währte es ihm doch zu lang, und er berührte die Schulter des Paters.

„Verzeihung, Hochwürdigster,“ sagte er, „daß ich Sie in Ihrer Andacht störe, aber ich glaube die Zeit drängt.“

„Ich betete für die Todten,“ erwiederte der Pater wie zu seiner Entschuldigung, jedoch in einem überaus ernsten und traurigen Tone; „sowie für Einen, der im Begriffe steht, den Lohn seiner Verbrechen zu ernten und die Strafe des Todes dafür zu erleiden.“

„Finden denn in Rom auch bei Nacht Hinrichtungen statt?“ meinte der Marchese etwas spöttisch, denn die übergroße Frömmigkeit des Paters um Mitternacht wollte ihm ein wenig heuchlerisch erscheinen.

„Hie und da,“ entgegnete der Mönch trocken; „doch kommen Sie, Sie werden erwartet.“

„Werde ich Seine Eminenz den Herrn Cardinalstaatssekretär allein sprechen?“ wollte nun der Marchese wissen, indem er dem Pater auf dem Fuße folgte. „Ich hoffe dies, da unsere ganze Unterredung die Geheimhaltung voraussetzt.“

„So weit geht meine Wissenschaft nicht,“ versetzte der Mönch in demselben trockenen Tone, wie vorhin, „jedenfalls aber werden nur solche Personen zur Audienz zugelassen werden, deren Gegenwart für durchaus nothwendig gelten dürfte, und unter allen Umständen können Sie auf vollkommenste Verschwiegenheit rechnen. Das Grab selbst,“ setzte er nach einer Weile überaus ernst hinzu, „könnte nicht verschwiegener sein.“

Ein eigenes Gefühl durchzuckte den Marchese, als er diese

Worte hörte, und Etwas wie Mißtrauen keimte in ihm auf. Aber — wie konnte er gegen einen Mann Mißtrauen hegen, an welchen ihn ein Kirchenfürst, wie der Cardinal Doria, gewiesen hatte, absonderlich wenn dieser Mann ein Mönch war? Schweigend schritten sie vorwärts, mitten durch den Garten hindurch, gegen die hintere Seite der großen Klosterkirche zu. Dort befand sich eine niedere Thüre, welche aber nicht in die Kirche selbst, sondern in die Gewölbe unter derselben führte, und hier machte der Pater Halt, um eine kleine Laterne, die er sofort anzündete, aus den weiten Taschen seiner Kutte zu ziehen.

„Wohin führen Sie mich?“ fragte der Marchese nicht ohne daß seine Stimme merklich gezittert hätte. „Doch nicht in die Gewölbe Ihrer Kirche, von denen man sich so viel Schreckhaftes in Rom erzählt?“

„Fürchten Sie sich vor den Todten?“ erwiederte der Pater. „Noch haben Sie Zeit umzukehren, wenn Sie Reue über ihr Vorhaben empfinden.“

Abermals durchzuckte den Marchese jenes Gefühl des Mißtrauens, das ihn schon vorhin beschlichen hatte, und mit dem Mißtrauen verband sich noch der Schauder über den furchtbaren Inhalt der Todtengewölbe, die sich unter der Kirche, wie er wußte, hinzogen. Aber mit Gewalt unterdrückte er Schauder wie Mißtrauen, indem er gegen sie den Durst nach Rache, welcher in ihm das ganze Unternehmen wach gerufen hatte, zu Hilfe rief.

„Ich kenne keine Angst,“ rief er entschlossen, „aber müssen Sie es nicht selbst sonderbar finden, daß Seine Eminenz der Herr Cardinalstaatssekretär einen solch' geheimnißvollen, wenn nicht gar grauenhaften Ort zu unserem Stelldichein gewählt hat? Und dann noch außerdem die Stunde der Mitternacht, in welcher alle Geister wach sind; in der That, ich muß es äußerst sonderbar finden!“

„Wenn Sie,“ entgegnete der Mönch kalt, „diesen Ort hier geheimnißvoll und grauenhaft finden, so werden Sie vielleicht besser

daran thun, sich morgen bei hellem Tage im Palaste Seiner Eminenz einzufinden."

„Um eine Stunde darauf von zehn Dolchen durchbohrt zu sein," rief der Marchese. „Nein, nein; lieber will ich zehnmal die Grabgewölbe dieser Kirche durchschreiten, als mich der Rache der Verschworenen aussetzen. Vorwärts, Hochwürdigster, führen Sie mich zu Seiner Eminenz."

„Ich führe Sie dahin, wohin Sie zu führen ich beauftragt bin," erwiederte der Pater mit einer Stimme, die aus den Gräbern wiederzuhallen schien.

Er ging voran und der Marchese folgte; der Weg aber, den er seinen Begleiter führte, hätte leicht auch das muthigste Herz erschüttern können. Nachdem sie nämlich etwa zehn Stufen hinabgestiegen waren, kamen sie in einen niedrig gewölbten Gang, dessen Wände durchaus wie zum Schmucke mit menschlichen Gebeinen und Todtenschädeln behangen waren. Diese Gebeine und Schädel hatte man aber nicht etwa willkürlich und in Unordnung zu beiden Seiten aufgepflanzt, sondern es lag im Gegentheil eine gewisse Symmetrie darin, und sie bildeten Figuren aller Art, wie Kreuze, Herzen, Sonnen, Sterne und andere Embleme. Dazwischen hinein sah man kleine Nischen, in denen ein düsteres Lämpchen brannte, und zu Füßen einer jeden Nische befand sich ein Grab mit steinernem Deckel darüber. Auf einmal öffnete sich der schmale Gang in eine große Halle, und nun wurde der Anblick noch schauriger, als zuvor. Man glaubte sich nämlich urplötzlich in einen mächtigen gothischen Dom versetzt, der mit den ausgesuchtesten Bildhauerarbeiten verziert sei; allein wenn man diese Bildhauerarbeiten, sowie die mit einer Kuppel versehene Decke des Näheren betrachtete, so fand man, daß auch hier Alles aus einzelnen Knochentheilen, als da sind Rippen, Wirbelbeine, Zehen und Finger, zusammengesetzt war. Ja sogar Armleuchter von Knochen hingen von der Decke herab und über den Nischen waren Cherubime mit Flügeln aus Schulterbeinen ange-

bracht! Ganz ähnlich ausgeschmückt war eine zweite und dritte Halle in die sie kamen, und in einer jeden derselben befand sich eine Menge von Gräbern. Zwischen diesen drei Hallen konnte aber ein aufmerksamer Beobachter doch einen ziemlichen Unterschied finden, denn in der ersten gruppirten sich alle Zierathen um das Sinnbild der Zeit, d. h. um eine Figur mit der Sichel und dem Stundenglase; in der zweiten um die Gerechtigkeit mit dem Schwert und der Waage, und in der dritten um den Weltrichter, der als König der Könige auf einem Throne von Schädeln saß und seinen Stab über eine unabsehbare Menge von Verstorbenen ausstreckte.

Stillschweigend, ohne ein Wort gewechselt zu haben, waren sie bis in die dritte Halle gekommen. Auch hatten sie bis hierher nicht das geringste Geräusch gehört, und noch weniger war ihnen ein lebendes Wesen in den Weg gekommen. Da aber, am Ausgang des dritten Saales, gewahrte der Marchese links und rechts eine Gruppe von Menschen, welche in lange Mäntel eingehüllt und mit über den Oberkopf gezogenen Kaputzen Statuen gleich dastanden.

„Wer sind diese?“ fragte er leise seinen Führer, und zum dritten Male durchzuckte ihn jenes Gefühl des Mißtrauens, das er nun schon zweimal unterdrückt hatte. Diesmal war es jedoch weit stärker, als zuvor, und unwillkürlich schaute er sich um, ob es nicht möglich sei, auf dem Wege, den er herabgekommen, wieder zurückzukehren. Allein siehe da, eine Gruppe von ähnlich vermummten Gestalten hielt bereits den Eingang in den zweiten Saal besetzt und der Rückweg war ihm also abgeschnitten.

„Wer sind diese Männer?“ wiederholte er nun dringender, „und warum besetzen sie sowohl den Eingang als den Ausgang dieses Saales, gerade wie wenn sie wachehaltende Soldaten wären?“

„Es sind meine Brüder,“ erwiederte kalt und ruhig Pater Isidoro, „und Sie haben ganz recht, wenn Sie dieselben mit wachehaltenden Personen vergleichen, denn sie bilden die Leibgarde derer, zu denen Sie nun eintreten werden.“

„Also Mönche sind es?" murmelte der Marchese. „Nun von Mönchen werde ich nichts zu befürchten haben."

Abermals ging es vorwärts in eine vierte Halle, dicht an den Kaputzen tragenden Männern vorbei. Diese vierte Halle übrigens unterschied sich wesentlich von den drei früheren. Ihre Wände und Mauern nämlich bestanden sozusagen aus lauter großen Nischen, und eine jede dieser Nischen (mit Ausnahme von einigen wenigen, die noch leer standen) enthielt den zur Mumie eingeschrumpften Leichnam eines Kapuzinermönchs. Einzelne dieser Mumien oder vielmehr Knochengerippe knieten, wie in Andacht versunken, andere standen aufrecht, als wären sie Soldaten, und wieder andere hatten eine tief gebeugte Stellung oder lagen gar auf der Erde wie Büßende; alle aber hielten ein kleines Kreuz zwischen ihren knöchernen Fingern und trugen den Strick des heiligen Franziskus als Gürtel um die Lenden. Das war das eigentliche Ordenstodesgewölbe, und einen schaurigeren Anblick konnte es nicht geben, besonders da der Saal nur schwach von einigen wenigen halbversteckten Lampen beleuchtet wurde. Der Marchese Cialdini hatte aber keine Zeit, sich länger den Schauereindrücken hinzugeben, welche sich seiner beim Eintritt in das Gewölbe bemächtigten, denn oben am Ende desselben sah er drei Männer, deren Einer ohne Zweifel die hochgestellte Persönlichkeit war, bei welcher er eine Audienz haben sollte. Obgleich nämlich diese drei ganz auf gleiche Weise in weite Mäntel eingewickelt waren und — außerdem daß sie Halbmasken trugen — ihre Gesichter mit breitrandigen Calabreserhüten beschattet hatten, so zeigte doch der Mittlere von ihnen durch seine Haltung, daß er der Vornehmste von ihnen sei, und er war es auch, dem Pater Isidoro eine viel tiefere Verbeugung machte, als den beiden andern. Was war also natürlicher, als daß der Marchese in diesem Manne den Cardinalstaatssekretär vermuthen zu dürfen glaubte? Noch mehr, auf einmal, wie er näher hinsah, meinte er an dem besagten Herrn am unteren Ende seines dunklen Mantels den Saum einer Scharlach-

Sutane hervorstechen zu sehen, und da eine solche Sutane zu tragen nur ein Mitglied des heiligen Collegiums berechtigt war, so schwand schnellstens all' das Mißtrauen, das sich ihm in den letzten Minuten aufgedrängt, total in ein Nichts zusammen.

„Er kann kein anderer sein, als der Cardinalstaatssekretär," murmelte er vor sich hin, „und all' die Vorsichtsmaßregeln sind nur deßwegen getroffen, damit das hochwichtige Geheimniß, das ich zu entdecken habe, vor keinen unlauteren Ohren geoffenbart werde."

Kühn richtete er sich nun auf, um dem Manne, in dem er die Eminenz vermuthete, näher zu treten und ihm zugleich seine tiefste Reverenz zu machen. Dieser jedoch nahm lediglich keine Notiz von der demüthigen Verbeugung des Marchese, sondern schien ihn vielmehr durch seine Halbmaske eine geraume Zeit lang äußerst ernsthaft zu betrachten.

„Ihr Name, mein Herr?" fragte endlich die vermeintliche Eminenz in tiefem, hohlem Tone.

„Carlo Cialdini, Marchese von Monaco," erwiederte der Angeredete.

„Sie gehören dem Geheimbunde der Carbonaris an?" fuhr die vermeintliche Eminenz fort.

„Ich gehörte ihm bis jetzt an," entgegnete der Marchese mit einer etwas unsicheren Stimme; „allein ich habe bereits dem Pater Isidoro Hochwürden bekannt, welch' tiefe Reue ich über diese jugendliche Verirrung empfinde. Man hat meine Unerfahrenheit und mein feuriges Gemüth benützt," fuhr er, wieder etwas mehr Festigkeit gewinnend, fort, „um mich zum Beitritt zu verleiten, denn wenn ich gleich von Anfang an gewußt hätte, um welche verbrecherische Absichten es sich handelte, so würde ich wohl nie die Sünde begangen haben, Mitglied einer solchen Rotte Korah geworden zu sein."

„Es handelt sich also bei dem Geheimbunde der Carbonaris um verbrecherische Absichten?" meinte nun die vermeintliche Eminenz nach einer kleinen Pause. „Wollen Sie mir wohl diese Absichten näher bezeichnen?"

„Eminenz,“ rief nun der Marchese mit Pathos, „die Absichten der Verschwörer gehen dahin, alle Throne Italiens umzustürzen, und unter dem Vorwande, das Volk zu befreien, sich selbst des Regiments zu bemächtigen. Das ist aber noch das Geringste, sondern die Haupttendenz geht gegen die hochheilige Kirche, welche mitsammt ihrem hochwürdigsten Oberhaupte und all' den unantastbaren Stützen seines Thrones in den Pfuhl des Irdischen und Vergänglichen herabgedrückt, wenn nicht gar durch Blut und Eisen vertilgt werden soll. Ein fluchwürdiges Unternehmen, Eminenz; ja ein Verrath an Gott selbst, aber diese Menschen achten den Teufel und die Hölle höher, als den Erlöser und die ewige Seligkeit!“

Abermals trat eine kleine Pause ein, gerade wie wenn der Frager dem Gefragten Zeit lassen wolle, alle seine Antworten vorher zu überlegen, ehe er sie gebe.

„Natürlich,“ nahm nach Verfluß von einigen Minuten die vermeintliche Eminenz wieder das Wort; „natürlich sind Ihnen die Oberhäupter dieser gräßlichen Verschwörung bekannt, und Sie werden nicht anstehen, dieselben, sowie überhaupt alle Mitglieder, die Sie kennen, zu unserer Kenntniß zu bringen.“

„Ich selbst, Eure Eminenz,“ versicherte sofort der Marchese, „nahm keine hervorragende Stelle in der verruchten Gesellschaft ein, und deßwegen bin ich meines Wissens nie mit den eigentlichen Oberleitern in näherer Verbindung gestanden; allein einige der Vornehmsten und Hervorragendsten des Ordens sind mir gar wohl bekannt, und auf diese Verräther möchte ich die Aufmerksamkeit Eurer Eminenz hauptsächlich lenken.“

„Nennen Sie dieselben,“ fuhr die vermeintliche Eminenz fort.

„Vor Allem,“ entgegnete der Marchese eifrig, indem sich sein Mund zu einem häßlichen Lächeln verzog, „vor Allem ist es Graf Pepoli, der seit einigen Wochen aus dem Mailändischen, wo seine Güter liegen, hierher gezogen ist und in der Villa Altieri seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat.“

„Ich kenne ihn," versetzte der Andere, „und Sie brauchen sich daher keine Mühe zu geben, ihn noch näher zu bezeichnen."

„Der Zweite," sprach der Marchese weiter, „ist der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der Neffe des Cardinal Fesch Eminenz und der Gast Seiner Heiligkeit des Pabstes."

„Schrecklich in der That," rief die vermeintliche Eminenz, „die Gastfreundschaft auf solche Weise zu mißbrauchen. Doch fahren Sie fort, Marchese, wer ist der Dritte?"

„Als solchen bezeichne ich," sprach der Marchese, „den Grafen Sercognani, General in den Diensten Seiner Heiligkeit, also einen doppelten und dreifachen Verräther. Ich habe mich übrigens vorgesehen, Eminenz, und ein kleines Verzeichniß aller derer mitgebracht, von denen ich weiß, daß sie dem Orden der Carbonaris je angehörten oder noch angehören, und erlaube mir hiemit, Ihnen dasselbe zu überreichen."

Die tiefste Stille herrschte, während der Marchese diese gräßliche Anklage gegen die Carbonaris vorbrachte, und man hätte es gehört, wenn ein Blatt zu Boden gefallen wäre; in demselben Augenblick jedoch, als er dem vermummten Manne, mit dem er sprach, das Verzeichniß der Carbonaris überreichte, erscholl ein lautes, obwohl eigenthümliches Klopfen an der Seite des Gemachs, in welchem die Unterredung stattfand, und wie der Marchese dieses Klopfen hörte, wäre er vor Schrecken beinahe in die Kniee gesunken. Er kannte es nämlich von früher her gar wohl, dieses Klopfen, da es das Geheimzeichen der Carbonaris war, wenn ein Mitglied in eine Versammlung von Brüdern eintreten wollte; doch — täuschte er sich nicht etwa selbst, und konnte es nicht auch unter anderen Brüderschaften, wie z. B. unter den Kapuzinern, ganz ähnliche Geheimzeichen geben? Beim Himmel, es war doch rein unmöglich, daß der Mann, an welchen er soeben erst das Geheimniß der Carbonaris verrathen hatte, der Mann, der die Stelle eines Cardinalstaatssekretärs bekleidete, der Mann, zu dem er auf Befehl des Cardinals

Doria von einem der berühmtesten Predigermönche Italiens geleitet worden war, — daß ein solcher Mann selbst zu den Carbonaris gehörenkonnte! Er mußte sich also nothwendigerweise getäuscht haben!

Aufmerksam lauschte er, ob sich das sonderbare Zeichen nicht wiederhole, aber es blieb Alles still. Dagegen trat im selben Momente, wo das Klopfen aufhörte, eine der verhüllten Gestalten, welchen der Marchese im dritten Gewölbe begegnet war, vor, flüsterte ein paar Worte mit der vermeintlichen Eminenz und verschwand alsobald, nachdem diese genickt, durch eine bis jetzt unsichtbare Geheimthüre, die nach außen oder wenigstens in ein fünftes Gemach führte.

„Folgen Sie ihm, Pater Isidoro," sprach nun die vermeintliche Eminenz laut, „und nehmen Sie demjenigen, der Ihnen außen näher bezeichnet werden wird, den Eid des Stillschweigens und des Geheimhaltens ab."

Augenblicklich verließ Pater Isidoro, der sich bisher neben den Marchese Cialdini postirt gehabt hatte, das Gewölbe; aber in demselben Momente füllte sich der Hintergrund oder vielmehr der Platz hinter dem Marchese mit Zehn oder Zwölf jener Vermummten aus dem dritten Saale, und alle diese Männer hielten merkwürdigerweise lange seidene Stricke in den Händen, wie wenn sie den Auftrag hätten, Jemanden zu knebeln und zu binden. Hievon bemerkte jedoch Cialdini nichts, einfach deßwegen, weil er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Thüre concentrirt hielt, durch welche der Pater Isidoro soeben verschwunden war. „Wer wird denn," so fragte er sich selbst, „nunmehr erwartet und warum nimmt man dem Neueintretenden den Eid des Stillschweigens ab, während man mich selbst mit dieser Ceremonie verschont hat?" Seine mit nicht geringer Beängstigung vermischte Neugierde wurde übrigens nicht allzu lange auf die Probe gestellt, denn kaum waren einige Minuten vergangen, so trat Pater Isidoro wieder ein, gefolgt von zwei Männern, deren Anblick den Marchese, wie sie nach und nach aus der Dunkelheit in's Licht traten, mit Grausen und Entsetzen erfüllten. Diese zwei Männer nämlich

waren weder in lange Mäntel, noch in Kaputzen und Halbmasken verhüllt, sondern zeigten sich im gewohnten Anzuge, und hatten auch sonst, abgesehen davon, daß der Eine von ihnen den Arm in einer Schlinge trug, gar nichts Besonderes an sich; aber daß ihr Anblick eine solche Wirkung auf den Marchese hervorbrachte, war deßwegen doch nicht zu verwundern, indem er in dem Einen von ihnen den Grafen Alfred Belgiojoso, und in dem Andern den Engländer Arthur Stanton erkannte. Anfangs traute er seinen eigenen Augen nicht. Arthur Stanton war ja todt oder wenigstens auf den Tod verwundet, wie konnte er also hier unter den Lebenden erscheinen? Wie ein Blitz schoß es ihm jedoch durch den Sinn, daß Battista fehlgestoßen haben müsse, und daß diejenigen, welche ihm in der Via Condotti begegnet, falsch berichtet gewesen seien. Allein, so fragte er sich im nächsten Augenblicke weiter, was wollten denn Arthur Stanton und Alfred Belgiojoso hier von dem Cardinalstaatssekretär? Hatten sie vielleicht die Absicht, ihn des Mordversuchs zu zeihen? Doch wie konnten sie wissen, daß Seine Eminenz hier sei? Es wurde ihm ganz wirr im Kopfe und seine Augen erweiterten sich, als wollten sie aus ihren Höhlen treten. Ja wenn sich jetzt ein Abgrund vor ihm geöffnet hätte, mit Freuden würde er sich hineingestürzt haben, so unendlich war das Grausen, das sich seiner bemächtigte!

Jetzt stellte sich Alfred Belgiojoso mit seinem Gefährten an der Hand vor die drei Vermummten, deren Mittlerer der Cardinalstaatssekretär sein sollte. „Großmeister vom Stuhle,“ begann er, „ich habe Einlaß begehrt, um einen unserer bisherigen Mitbrüder . . . .“

Weiter konnte er nicht sprechen, denn auf einmal fiel dem Marchese Cialdini die Binde von den Augen, und er sah ein, daß derjenige, welchen er für eine Eminenz gehalten, kein anderer sein könne, als der Großmeister des Carbonariordens selbst. Somit wußte er, daß er ein verlorener Mann sei, und mit diesem Bewußtsein erwachte zugleich der Durst nach Rache in einem fast wahnsinnigen Grade in

ihm. „Verräther, Betrüger," brüllte er und stürzte sich, ein Stilet, das er in der linken Brusttasche verborgen hatte, hervorreißend, auf die Gruppe von Männern, die vor ihm standen. Auf wen seine Mordabsicht hauptsächlich gerichtet war, ob auf die vermeintliche Eminenz, oder auf Alfred Belgiojoso, oder auf Arthur Stanton, oder endlich auf alle drei zusammen, können wir nicht sagen, und wahrscheinlich wußte er es selbst nicht; allein es ist dies auch ziemlich gleichgiltig, denn ehe er noch einen Stoß führen konnte, hatten ihn die hinter ihm Stehenden bereits ergriffen und natürlich trotz seines heftigen Widerstandes im Augenblicke entwaffnet.

„Bindet ihn," befahl nun der, welchen Alfred Belgiojoso den Großmeister genannt hatte.

Es war im Augenblick geschehen, und die seidenen Schnüre wanden sich so fest um die Arme und Beine des Unglücklichen, daß er bald kein Glied mehr rühren konnte. Aber nun kam die Todesangst über ihn.

„Gnade, Gnade," heulte er, indem er sich auf seine beiden Kniee niederwarf und auf ihnen gegen den Großmeister hinrutschte.

Dieser jedoch nahm keine weitere Notiz von ihm, als daß er befahl, dem Elenden einen Knebel in den Mund zu stecken, ohne Zweifel, um durch sein Geschrei nicht länger gestört zu werden. Natürlich wurde auch dieser Befehl im Augenblick vollstreckt, und der Marchese blieb von nun an zu Allem, was vorging, vollkommen stumm.

„Tritt jetzt abermals vor, Alfred Belgiojoso," sprach sofort der Großmeister mit kaltem Ernste, „und sage, was Dich hierher geführt hat. Doch bevor wir beginnen, — hat Dein Begleiter den Eid des ewigen Stillschweigens geleistet?"

„Pater Isidoro hat ihm denselben abgenommen," erwiederte Alfred Belgiojoso; „allein auch ohne Eid würde ich für ihn gut gestanden haben mit Seele und Leib, wie für einen Bruder."

„Es ist gut," entschied der Großmeister; „nun fahre fort, Alfred Belgiojoso."

„Ich habe eine Anklage auf Leben und Tod gegen einen unserer Mitbrüder," erklärte Alfred Belgiojoso mit feierlicher Stimme. „Der Angeklagte steht hier in unserer Mitte und sein Name ist Carlo Cialdini."

„Wessen klagst Du ihn an, Alfred Belgiojoso?" fragte der Großmeister.

„Des dreifachen Verbrechens, des Raubs, des Mords und des Verraths," erwiederte der Graf Belgiojoso, „und jedes dieser drei Verbrechen werde ich beweisen Heute Abend sollte mich, wie verabredet worden war, mein Freund Arthur Stanton, geführt von meiner Schwester, besuchen, und ich harrte ihrer deßwegen in meinem Verstecke hinter einem der unteren Fenster verborgen. Nach dem Angelus sollten sie kommen, und richtig genau zur festgesetzten Zeit sah ich sie die Via Condotti heraufschreiten; doch unmittelbar hinter ihnen drein folgten drei bettlermäßig gekleidete Bursche, deren Bewegungen mir äußerst verdächtig vorkamen. Alsobald eilte ich vom Fenster hinweg in den Hausgang, und wie ich die Hausthüre öffnete, um meinem Freunde nöthigenfalls beizustehen, fielen die drei Schufte über Arthur Stanton her. Sie hatten sich jedoch in seiner Person stark verrechnet, denn obwohl ihm der Eine von ihnen mit seinem Dolche den Arm durchstach, so wäre er wohl allein mit ihnen allen Dreien fertig geworden, wenn nicht die Besorgniß für meine Schwester seine Bewegungen in Etwas gehemmt hätte. Natürlich übrigens war ich wie der Blitz an seiner Seite, und indem wir meine Schwester mit dem Rücken deckten, bearbeiteten wir die Banditen so, daß zwei von ihnen augenblicklich die Flucht ergriffen, während der dritte schwer verwundet zu unsern Füßen niedersank. Ich hatte, wie ihr wißt, Grund, mit den Sicherheitswächtern in keine nähere Berührung zu kommen, und somit schleppten wir den schwer Verwundeten statt nach der Polizei in meine Behausung, wo wir, nachdem ein schnell herbeigerufener Wundarzt sowohl seine Verletzungen, als Arthurs Armwunde verbunden hatte, selbst den Untersuchungsrichter spielten. Was

aber erfuhren wir nun? Einmal, daß Carlo Cialdini die drei Mörder gedungen und das Leben Arthur Stantons für zweihundert Scudi verkauft habe; zum Zweiten, daß eben derselbe Carlo Cialdini es gewesen sei, welcher vor wenigen Wochen meine Schwester rauben und in die Casa inglese schleppen ließ; zum Dritten endlich ....“

„Halt,“ unterbrach ihn der Großmeister, „es ist genug, denn das dritte Verbrechen, das des Verraths, hat Carlo Cialdini in einem viel großartigern Maßstabe begangen, als Du Dir nur denken kannst. Enthüllt Eure Gesichter, meine Brüder,“ rief er darauf mit starker Stimme, „damit der Elende hier sehe, in welchen Schlingen er sich gefangen hat.“

Augenblicklich warf er die Halbmaske weg und stand nun da als Graf Pepoli, der Großmeister des Carbonariordens; die Täuschung aber wegen der vermeintlichen Scharlachsutane war daher gekommen, daß er heute als Blutrichter einen rothen Rock unter seinem Mantel trug. Wie er, thaten natürlich auch die Uebrigen, und es zeigte sich sofort, daß der zu seiner Rechten kein anderer war, als Prinz Louis Napoleon, der zu seiner Linken dagegen General Graf Sercognani, also gerade die Beiden, welche der Marchese dem Cardinalstaatssekretär, nächst dem Grafen Pepoli, als besonders gefährliche Verräther bezeichnet hatte. Uebrigens waren auch die übrigen Anwesenden dem Marchese alle bekannt, und deren Namen standen sämmtlich ohne Unterschied in dem Verzeichniß, das von ihm der vermeintlichen Eminenz überreicht worden war.

„Carlo Cialdini,“ begann nun abermals Graf Pepoli, und seine Stimme klang so tief, wie die Posaunen des Engels des letzten Gerichts; „Carlo Cialdini, sie stehen alle vor Dir, welche Du durch Deinen Verrath dem Stricke des Henkers überantworten wolltest, kennst Du die Bedeutung dieser Worte? Carlo Cialdini,“ fuhr er nach einer kleinen Pause mit noch feierlicherer Stimme fort, „Du hast Deinen Eidschwur gebrochen und bist ein Fälscher geworden nicht blos an Deinen Brüdern, sondern auch am Höchsten, das es gibt auf Erden, an Deinem Vaterlande und an dem Glücke desselben.

Du kennst das Gesetz, welches wir uns selbst gegeben haben, und dieses Gesetz wird nun an Dir vollzogen werden."

Der Unglückliche stöhnte hörbar, trotz des Knebels, der seinen Mund verschlossen hielt. Seine Glieder zuckten und wanden sich, trotz der Bande, in welchen sie wie in einen Schraubstock eingepreßt waren. Er bot ein jammerwürdiges Bild dar!

„Carlo Cialdini," sprach der Blutrichter nach einer abermaligen Pause weiter, „über Deine Seele hat nur Gott zu richten, Dein Leib aber ist dem Tode verfallen. Doch will ich die Brüder fragen, ob sie statt des Gesetzes die Gnade walten lassen wollen. Sprecht, ihr Eingeweihten, Einer nach dem Andern, was soll mit Carlo Cialdini geschehen? Den Anfang mache der Jüngste, und so folge euer Spruch nach der Altersordnung, wie wir bei allen hochwichtigen Angelegenheiten zu thun gewohnt sind."

Abermals war es so still, daß man den Athemzug der Umstehenden hören konnte. Keiner flüsterte zum Andern, sondern Jeder berieth insgeheim mit seinem eigenen Innern. Da trat endlich Einer hervor, der Jüngste, und sprach laut und streng: „er sterbe!"

Die Augen des Marchese überliefen sich mit Blut und er machte eine solche Gewaltsanstrengung, daß der Knebel in seinem Munde sich verschob.

„Gnade, Gnade," heulte er in unartikulirten Tönen, „bedenkt meine Jugend und mein bisheriges sündhaftes Leben. Bedenkt die ewige Höllenpein, die meiner wartet, wenn Ihr mich jetzt tödtet, und gebt mir wenigstens Zeit zu Buße und Reue."

„Er sterbe!" sprach da der Zweite der Eingeweihten mit noch stärkerer Stimme, als der Erste, und so sprach nach ihm der Dritte, Vierte und Fünfte.

„Er sterbe," sprachen endlich Alle zusammen und der Blutrichter senkte seinen Stab zum Zeichen seiner Beistimmung.

„Carlo Cialdini," ergriff nun wieder der Letztere das Wort, „Dein Urtheil ist besiegelt und keine Macht der Erde ist im Stande,

dasselbe zu ändern. Du wirst den Tod sterben, den unser Gesetz für Verräther vorschreibt. Damit aber Deine Seele nicht mit dem Leibe verderbe, geben wir Dir Zeit zu bereuen, und dreimal in den drei nächst auf einander folgenden Tagen soll Dich der hochwürdigste Pater Isidoro besuchen, um Dir die Tröstungen der Religion zukommen zu lassen. Doch mit dem Ablauf des dritten Tages schließt sich Dein lebendiges Grab hinter Dir und öffnet sich nicht früher wieder, als bis Du vor dem Richterstuhl dessen stehst, dem wir Alle einst Rechenschaft geben müssen. Brüder vom Blutbann, thut mit ihm, wie es das Gesetz vorschreibt."

Im Momente ergriffen sofort vier der im Hintergrunde stehenden Männer den Verurtheilten, schoben ihm einen zweiten unverrückbaren Knebel in den Mund und zogen seine Bande noch fester an. Dann nahmen sie einen Mantel, ähnlich der Kutte, welche die Kapuziner tragen, und umwickelten seinen Körper damit. Ueberdem befestigten sie ein kleines Kreuz zwischen seinen Fingern und schlangen den Strick des heiligen Franziskus als Gürtel um seine Lenden. Nachdem sie ihn so ausstaffirt, schleppten sie ihn zu einer der noch nicht ausgefüllten Nischen, welche mit einer eisernen Thür verschließbar war, und banden ihn in ihr fest, gerade wie die Knochengerippe und Mumien, von denen wir oben gesprochen, in den übrigen Nischen befestigt waren. Es war also klar, daß die steinerne Nische das Todesgewölbe sein sollte, in welchem Carlo Cialdini, nachdem er langsam verschmachtet, dem Tage des ewigen Gerichts entgegenharren mußte!

Kaum war das furchtbare Urtheil vollzogen, so entblößte Graf Pepoli, der Großmeister und Blutrichter, sein Haupt und faltete die Hände zum Gebet. Ganz dasselbe thaten die Uebrigen, und zuletzt ließen sich Alle auf die Kniee nieder, um Gott um Gnade für den Verräther anzuflehen. Gleich darauf verließ Einer nach dem Andern das Gewölbe, denn das Geschäft, das sie für diese Nacht hierher geführt, war zu Ende. Nur Einer blieb zurück, der Pater Isidoro!

## Sechstes Kapitel.

### Das Lager der Insurgenten.

Von dem Tage oder vielmehr von der Nacht an, in welcher das Schicksal des Marchese Cialdini auf solch' gräßliche Weise besiegelt worden war, konnte ein aufmerksamer Beobachter eine ganz auffallende Bewegung in Rom wahrnehmen. Zwar allerdings, das niedere Volk, unter welchem die Bettler, Nichtsthuer und Banditen wie bekannt die Hauptrolle spielen, ging seinen gewohnten Gang fort, ohne je einmal aus dem Geleise zu kommen; aber unter der gebildeteren Klasse, insbesondere unter dem unabhängigen Adel, sowie unter den Beamten, welche nicht zu den Geistlichen gehörten, mußte nothwendigerweise etwas ganz Besonderes vorgehen, denn wie hätte man sich sonst diese außergewöhnlich ernsten Gesichter und diese geheimnißvolle Art, sich zu grüßen, erklären können? Anfangs nun, in den ersten Tagen, meinte vielleicht der Eine oder der Andere, der diese Bemerkung machte, jene auffallende Bewegung komme von dem plötzlichen Verschwinden des Marchese Cialdini her, welches sich trotz dem eifrigsten Nachforschen der Polizei auf keine Weise erklären lassen wollte; allein bald tauchte das Gerücht auf, der Marchese habe sich, um verschiedenen Widerwärtigkeiten zu entgehen, schnellstens in's Ausland begeben, und dieses Gerücht fand, obwohl kein Mensch etwas Genaueres über seine Entstehung, sowie über seinen Grund oder Ungrund angeben konnte, solch' allgemeinen Glauben, daß nach Verfluß von dreimal vierundzwanzig Stunden kein Mensch den Namen Cialdini auch nur noch in den Mund nahm. Dessenungeachtet aber hörte die bewußte geheimnißvolle Bewegung unter den höher gestellten weltlichen Bewohnern Roms nicht nur nicht auf, sondern sie steigerte sich vielmehr fast offenkundig mit jedem Tage. Beim hellen Sonnenlicht freilich konnte man nicht allzu viel sehen, außer wie schon bemerkt den sonderbaren Ernst in den Gesichtern, und die noch sonder-

barere Art der Begrüßung; aber — woher kam es denn, daß, sowie die Sonne hinter dem Firmamente verschwunden war, so viele Hunderte, nicht in Partieen, oder auch nur gruppenweise, sondern ganz vereinzelt, offenbar, damit die Sache nicht auffalle, bis über die Ohren in ihre Mäntel gewickelt, die Via Felice hinabwandelten, um theils in den weitläufigen Gärten der Villa Altieri, theils im Gebäude selbst zu verschwinden? Sollten diese etwa Alle rein zu ihrem Vergnügen derlei Nachtpartieen unternehmen, oder war es nicht viel wahrscheinlicher, daß dort bei dem Inhaber der Villa geheime Zusammenkünfte stattfanden, zu welchen nur besonders Eingeladene Zutritt fanden? Woher kam es denn ferner, daß allmälig so viele einzelne Reiter, die offenbar von ziemlicher Ferne herkamen, da ihre Pferde oft von Staub und Schmutz überzogen waren, an derselben Villa hielten, und dann nach kurzer Zeit schon auf demselben Wege, den sie soeben passirt, wieder zurücksprengten? Geschah dies ebenfalls aus Privatliebhaberei, oder waren die Reiter Depeschenträger, die von daher oder dorther Nachrichten brachten und dahin oder dorthin Befehle mit zurücknahmen? Woher kam es denn schließlich, daß nicht wenige hervorragende Persönlichkeiten aus Modena, aus Florenz, aus Neapel und anderen Städten — und zwar lauter Persönlichkeiten von nicht zu unterschätzender politischer Bedeutung, Persönlichkeiten, welche die öffentliche Meinung als die Häupter der mit der bestehenden Ordnung der Dinge Unzufriedenen bezeichnete — woher kam es, daß eine große Anzahl solcher Persönlichkeiten in jenen Tagen wenigstens vorübergehend in Rom gesehen wurden? Ja daß man sogar von ihnen wissen wollte, wie sie insgeheim der Villa Altieri ebenfalls ihren Besuch abgestattet, und außerdem noch längere Zusammenkünfte mit den beiden Prinzen Bonaparte, sowie mit dem General Sercognani, und dem nicht minder als Carbonaro verdächtigen Grafen Armandi gehabt hätten? Sicherlich so „rein von ungefähr“ kam dieses Alles nicht, sondern es lag vielmehr etwas in der Luft, das ein herannahendes Gewitter ankündigte, und deß-

wegen herrschte eine gewisse, mit Neugierde gemischte Bangigkeit in den Gemüthern, welche sich nicht näher beschreiben läßt. Mit Einem Worte, man wußte in ganz Rom, daß „Etwas“ kommen werde, aber „was“ dieses Etwas sei und „wann“ es kommen werde, darüber war man in den meisten Kreisen im Unklaren. Natürlich nämlich hüteten sich die besser Eingeweihten gar wohl, das Nähere darüber öffentlich kund zu thun, und so erschien die bevorstehende Krisis gerade durch das Geheimniß, in welches sie gehüllt war, für Manche viel drohender und schreckhafter, als sie vielleicht in der Wirklichkeit war, während Andere dieselbe als einen blinden Lärm ansahen, welcher der Beachtung kaum werth sei.

So stand es in Rom in den letzten paar Wochen des Januar 1831, und es verließen daher viele Fremde „nichtitalienischen Bluts“, welche sonst den ganzen Winter daselbst zuzubringen pflegten, die Stadt, weil sie fürchteten, in die entstehenden Unruhen mit verwickelt zu werden. Daß übrigens unter diese Arthur Stanton nicht gehörte, wird den Leser nicht Wunder nehmen, denn Felicitas Belgiojoso verweilte ja noch immer innerhalb der Mauern der großen Metropole der Christenheit, — wie hätte es ihm also in den Sinn kommen können, jenen Mauern den Rücken zu kehren? Allein selbst wenn dieser Magnet nicht vorhanden gewesen wäre, würde er sich zum Dableiben, wenigstens zum „einstweiligen“ Dableiben haben entschließen müssen, indem er wegen der Stichwunde, die er im Kampfe mit den Banditen erhalten hatte, mehrere Wochen lang das Zimmer nicht verlassen durfte. Am nämlichen Abend zwar, an dem er die Wunde erhielt, machte er sich so wenig daraus, daß er, nachdem ein oberflächlicher Verband angelegt war, seinem Freunde und Bruder Alfred Belgiojoso in die nächtliche Versammlung in den Gewölben unter dem Kapuzinerkloster folgte, um, wenn es noth that, ebenfalls sein Zeugniß gegen Carlo Cialdini in die Wagschale zu werfen; den andern Tag dagegen schwoll der Arm so furchtbar auf und es gesellte sich ein so heftiges Fieber dazu, daß die Aerzte einige Tage lang sogar für sein Leben besorgt waren. Nach Verfluß einer

Woche jedoch ging die ärgste Gefahr vorüber, und die gelehrten Herren ertheilten ihm nun die Versicherung, daß er, ehe ein Monat um sei, seine frühere Gesundheit wieder erlangt haben werde. Solche Zeit erschien ihm, wie man sich wohl denken kann, als eine halbe Ewigkeit, insbesondere deßwegen, weil nun seine Zusammenkünfte mit der theuren Felicitas unmöglich fortgesetzt werden konnten; allein so schwer es ihn ankam, so mußte er sich doch in das Unvermeidliche fügen und sich mit der Hoffnung auf die Zukunft getrösten. Ganz abgeschnitten war aber sein Verkehr mit Felicitas deßwegen doch nicht, sondern derselbe nahm vielmehr nur andere Verhältnisse an und verwandelte sich in eine gegenseitige Correspondenz, die auf's eifrigste betrieben wurde. Ueberdies gab es nicht noch einen weiteren Weg, um sich diejenigen Mittheilungen zu machen, nach welchen ihre Herzen so sehr dürsteten? War nicht Alfred Belgiojoso in Rom, — er, für den Arthur Stanton seine Wunde erhalten hatte? Allerdings lief der junge Mann nicht geringe Gefahr, wenn die Regierung seiner habhaft werden sollte, denn sie wäre im Stande gewesen, ihn an die Oestreicher, die einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, auszuliefern; allein wer mochte ihn denn erkennen, wenn er in seinen Mantel verhüllt bei dunkler Nacht zu seinem verwundeten Freunde schlich, um ein paar Stunden in traulichem Geplauder mit ihm zu verkehren? So vergingen vierzehn Tage oder mehr, und Arthur sah sich bereits wieder im Stande, einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen, da wurde eines Abends — es war in der Nacht vom zweiten auf den dritten Februar — durch drei Schläge an die Hausthüre das gewohnte Zeichen gegeben, daß Alfred Belgiojoso Einlaß begehre. Auf einen Wink Arthurs eilte also Duffy, der getreue Krankenwärter, hinab, um den Freund seines Herrn einzulassen; doch diesmal kam dieser nicht allein, sondern brachte noch einen Zweiten mit, welcher sich den Hut fast noch tiefer in's Gesicht gedrückt hatte, als Alfred selbst. Einen Augenblick zauderte der ehrliche Diener, ob er diesem Zweiten ohne Weiteres Zutritt gewähren

solle, aber im nächsten Momente schon überflog ein Lächeln sein Gesicht, und er eilte den beiden Besuchern voraus, um sie seinem Herrn anzumelden.

„Seine Hoheit der Prinz Louis Napoleon,“ sagte er, die Thüre weit aufreißend, „und der Herr Graf Alfred Belgiojoso.“

„Beim Himmel,“ rief nun Prinz Napoleon, — denn er war es wirklich — indem er unmittelbar hinter dem Diener in's Zimmer trat, „Ihr Bursche hat gute Augen und ich bin froh, daß er nicht bei der hiesigen Hermandad angestellt ist, denn sonst würde er manche Dinge ausforschen, die wir besser vor ihr verborgen halten. Doch wie geht es Ihnen, Sir Arthur? Wie ich sehe, gut, da Sie bereits wieder das Krankenlager verlassen haben.“

„Mein Prinz,“ erwiederte Arthur, den jungen Napoleon nicht ohne einige Verwunderung betrachtend, „ich war auf die Ehre Ihres Besuches nicht vorbereitet, sonst ....“

„Pah,“ entgegnete dieser, „lassen wir alle Ceremonien und empfangen Sie mich als Ihren guten Freund, der im höchsten Grade Antheil an Ihnen nimmt. Im Uebrigen muß ich Ihnen jetzt schon bemerken, daß mein Besuch nicht so ganz uneigennütziger Natur ist, als er vielleicht aussieht, und Sie werden dies aus dem Verlaufe unserer Unterhaltung bald genug ersehen.“

Mit diesen Worten nahm er sich einen Stuhl und machte es sich so bequem, als wäre er schon Jahre lang gewohnt, hier aus- und einzugehen. Auch Alfred Belgiojoso that deßgleichen und bald saßen die drei jungen Männer traulich genug bei einander.

„Theurer Arthur,“ begann Alfred Belgiojoso nach einer Weile, „warum soll ich lange mit der Wahrheit hinter dem Berge halten? Ich bin mit dem Prinzen gekommen, von Dir Abschied zu nehmen, denn wir werden heute Nacht noch nach Bologna abreisen.“

„Und dies ist Dein Ernst, Alfred?“ rief Arthur ziemlich ungestüm, denn er gab sich gar keine Mühe, sein Erstaunen zu ver-

bergen. „Von dieser schnellen Wendung der Dinge ließest Du ja gestern noch keine Sylbe verlauten!"

„Wir Alle wußten gestern noch nichts davon," entgegnete Alfred; „allein nunmehr ist die Erhebung auf den vierten festgesetzt, und unsere Gegenwart in Bologna ist also natürlich unumgänglich nothwendig."

„Welche Uebereilung," rief Arthur noch ungestümer als zuvor. „Eine Revolution dieser Art macht man nicht über Nacht."

„Mein junger Freund," nahm nun Louis Napoleon, der bisher ganz unbefangen und gleichgiltig den Rauch seiner Cigarre in dichten Wolken von sich geblasen hatte, das Wort; „mein junger Freund, Sie erinnern sich ohne Zweifel noch eines gewissen Carlo Cialdini, der vor jetzt noch nicht ganz drei Wochen aus Rom verschwunden ist, man weiß nicht wohin?"

„Gewiß thue ich das," versetzte Arthur Stanton, unwillkürlich zusammenschaudernd.

„Nun gut, mein Freund," fuhr der Prinz mit der größten Gelassenheit fort; „glauben Sie, daß es etwa nur Einen Carlo Cialdini in der Welt gebe? O nein, sondern es gibt deren noch verschiedene, und zwar sowohl hier, als in Modena, in Florenz und anderswo. Warum auch nicht? Mit Gold in der Hand und Ehrenstellen in Aussicht kann man die halbe Welt zum Verrath bringen. Also an Carlo Cialdini's mangelt es nicht unter uns, und diese haben geplaudert, das ist Alles."

„Du siehst, wir müssen den Maßregeln, welche die Regierung ergreifen wird, zuvorkommen," setzte Alfred Belgiojoso hinzu.

„Aber," meinte Arthur kopfschüttelnd, denn er war durch diese Antworten keineswegs befriedigt, „woher wißt ihr denn, daß die Regierung von eurem Vorhaben unterrichtet ist? Es ist vielleicht blose Vermuthung und . . . ."

„Meinen Sie?" unterbrach ihn Louis Napoleon. „Nun, Ciro Menotti, der Polizeipräfekt des Herzogs von Modena, verließ mich

vor noch nicht zwei Stunden, und gab die genauesten Belege über Alles in meine Hände. Jeder Zweifel wäre also die vollkommenste Thorheit, und wenn wir nicht losschlagen, ei nun, dann thun dies die Andern, nämlich die Tyrannen dieses Landes. Vorwärts heißt also die Losung, oder man faßt uns wie wehrlose Schafe ab!"

„Sie mögen Recht haben," mein Prinz, erwiederte Arthur nach einigem Ueberlegen; „aber hoffen Sie denn, unvorbereitet, wie Sie sind, den Sieg erringen zu können? Die bestehenden Regierungen haben Truppen und Geld. Sie besitzen überdem Festungen und gebieten noch über eine Menge anderer Mittel. Was wollen Sie ihnen entgegensetzen?"

„Was ich ihnen entgegensetzen will?" rief Louis Napoleon aufspringend und mit langen Schritten das Zimmer messend. „Das Volk will ich ihnen entgegensetzen, und damit ist Alles gesagt. Wen haben diese Duodezpotentaten für sich? Das feige Corps der Hofschranzen und einige Regimenter gemietheter Soldaten. Wen haben sie gegen sich? Die ganze große Klasse der Gebildeten und eine Menge der besseren Bürger. Nicht zu rechnen ist der niedere Plebs, denn dieser jubelt bald diesem, bald jenem zu, je nachdem Einer den Ton angibt. Was wird also das Resultat sein? Ich sage Ihnen, kein anderes, als daß die sämmtlichen in Italien bestehenden Regierungsgebäude beim ersten Trompetenschall der Revolution zusammenstürzen, wie ein' aus Kartenpapier ausgeführtes Haus."

„Aber," warf Arthur ein, „warum konnten sich, wenn sich Alles so verhält, wie Sie sagen, diese Regenten so lange halten?"

„Warum?" entgegnete der Prinz in einem weit heftigeren Tone, als man an ihm sonst gewohnt war. „Warum? Nun darüber wird kein Politiker im Zweifel sein. All' diese Regenten mit sammt Seiner Heiligkeit dem Pabste stützten sich auf die östreichischen Bajonette. Durch diese allein wurden sie erhalten, denn beim geringsten Anlaß, ja wenn nur der Verdacht eines Grundes zur Furcht da

war, sandte Oestreich seine Regimenter zu Hilfe, und einer solchen Macht natürlich waren die Italiener nicht gewachsen. O wie ich es hasse," fuhr er mit grenzenloser Bitterkeit fort, „wie gründlich ich es hasse, dieses Oestreich, das schon der Untergang meines großen Oheims war! Bei der Ewigkeit, zehn Jahre meines Lebens wollte ich darum geben, wenn ich es nur ein einziges Mal gedemüthigt sehen könnte! Doch," sprach er gleich darauf, sich gewaltsam zusammennehmend, in gemäßigterem Tone weiter, „diesmal darf sich die schwarzgelbe Fahne nicht darein mischen, und wir werden also schnell mit unseren Fürsten fertig sein. Das stolze Albion hat das Wort „Nichtintervention" ausgesprochen und Frankreich hat es adoptirt. Lafitte, der Premierminister Louis Philipps, ließ dem Grafen Pepoli durch einen geheimen Agenten zu wissen thun, daß dem ersten östreichischen Soldaten, der in Mittelitalien einschreite, eine französische Armee auf dem Fuße folgen würde, und einen Krieg mit Frankreich, auf dessen Seite England stände, wagt Fürst Metternich nicht."

„Noch mehr," setzte Alfred Belgiojoso hinzu, als hier Louis Napoleon plötzlich inne hielt, „noch mehr als dies! Die französische Regierung hindert nicht blos das Einschreiten Oestreichs, sondern sie unterstützt uns sogar thatkräftig, denn es sind bereits zehntausend Gewehre für uns in Marseille eingeschifft, und sogar einige Batterien wurden uns zugesagt. Zweifelst Du nun noch an dem Gelingen unserer Sache?"

„Meine Wünsche sind mit euch," erwiederte Arthur Stanton mit Wärme; „dies ist Dir längst zur Genüge bekannt, und wenn mein steifer Arm es zuließe, so sollte mich nichts abhalten, euch in den Kampf zu begleiten; aber glaube mir, und auch Ihnen, mein Prinz, wage ich dies entgegenzuhalten, meine eigene Regierung wird das Schwert nicht ziehen, falls Oestreich das Nichtinterventionsprinzip nicht achtete, und was die Versicherungen Louis Philipps, des Bürgerkönigs, betrifft, so möchte ich mich auf sie am allerwenigsten verlassen."

„Ich weiß es, ich weiß es," rief Louis Napoleon, indem er abermals heftig aufsprang. „Seine Krämerseele ist unfähig, einen kühnen und großartigen Entschluß zu fassen, und darum baue ich auch nicht auf ihn, sondern auf den Geist des französischen Volkes, sowie auf den Mann, der gegenwärtig an der Spitze der Regierung steht. Jacques Lafitte wird sein Wort nimmermehr brechen, und mein Freund Ney, sein Tochtermann, schreibt mir . . . Doch," unterbrach er sich plötzlich, und seine Stimme wurde nun so weich, wie man es ihm kaum zugetraut hätte, „die Möglichkeit ist immer vorhanden, daß die Würfel gegen uns fallen und — und ich habe eine Mutter, Sir Arthur Stanton, eine Mutter, die ich über Alles liebe. Wenn nun aber das Geschick sich gegen uns entschiede, Sir Arthur, darf ich dann auf Sie rechnen? Sie sind ein Mann von hochangesehener Familie, und ich weiß, daß der englische Gesandte angewiesen ist, in Allem und Jeglichem seinen ganzen Einfluß für Sie geltend zu machen. Wollen Sie mir nun versprechen, im Fall eines Unglücks meiner Mutter beizustehen? Der Gedanke, sie in mein Schicksal verflochten zu sehen, zerreißt mir das Herz, aber wenn ich weiß, daß durch Sie der starke Arm Englands über ihr wacht, dann gehe ich getrost Allem entgegen. Sie sehen," setzte er mit einem schwachen Lächeln hinzu, „daß ich in der That nicht mit uneigennützigen Absichten zu Ihnen gekommen bin."

„Mein Prinz," erwiederte Arthur Stanton, demselben seine Rechte darreichend, „glauben Sie, ich habe die Casa inglese vergessen?"

Sie drückten sich die Hand, und kein Wort weiter wurde gewechselt. Nun trat aber auch Alfred Belgiojoso hinzu.

„Mein Bruder," sagte er, dem jungen Engländer ebenfalls die Hand bietend, „sollte mir begegnen, was jedem Sterblichen einmal begegnen muß, so weiß ich, daß Felicitas Belgiojoso einen Beschützer hat."

„Für's Leben," rief Arthur Stanton, „falls Deine Mutter ihren Segen dazu gibt."

So schieden sie, und den andern Tag sprach man in ganz Rom von nichts Anderem, als daß ein großer Theil des vornehmsten Adels, worunter Graf Pepoli und die beiden jungen Bonaparte, die Stadt urplötzlich in der Nacht verlassen habe. Wohin sie gegangen, wußte Niemand zu sagen, aber die Aufregung war eine ungeheure, denn man erwartete nun allgemein, daß jenes schon so lange vorhergesehene „Etwas", von dem wir oben gesprochen haben, sofort nothwendigerweise eintreten müsse.

Und es trat auch wirklich ein, dieses von Vielen gefürchtete, von weit Mehreren aber sehnlichst herbeigewünschte „Etwas", und zwar weit schneller, als man es nur für möglich gehalten hätte! Am dritten Februar 1831, d. i. am Morgen nach dem nächtlichen Verschwinden so vieler hochansehnlichen Herren aus Rom, ließ der Herzog von Modena, Franz IV., der so lange Zeit mit den Häuptern der Freisinnigen unter einer Decke gespielt hatte, um von ihnen die Krone über Mittelitalien zu erhalten, plötzlich, nachdem ihn Briefe aus Wien über das Chimärische seiner Träume aufgeklärt hatten, unter den italienisch Gesinnten Verhaftungen vornehmen, und in der Nacht vom dritten auf den vierten antwortete die liberale Partei unter Anführung Ciro Menottis mit einem Aufstande. Es waren im höchsten Falle hundert Männer, die sich gegen den Herzog zusammenthaten, und der Letztere besaß zwei Regimenter wohl exercirter Soldaten; aber das Resultat war „Flucht des Herzogs auf östreichisches Gebiet", woselbst er sich allein sicher wußte. Ganz dasselbe Resultat hatte der fast zu gleicher Zeit in Parma ausgebrochene Aufstand. Mühelos entwaffnete man das Militär, und nachdem dessen Oberkommandant, der bei der Herzogin Marie Luise so überaus wohl angeschriebene Oberst Werklein seine theure Person ebenfalls auf östreichisches Gebiet salvirt hatte, entfloh auch die besagte Regentin, ohne daß sich nur eine einzige Hand für sie erhoben hätte. Noch schneller fast siegte die Revolution in Bologna, nach Rom der größten, reichsten und bedeutendsten Stadt des Kirchen-

staates. Schon am vierten Februar nämlich, als kaum der Tag graute, zogen bewaffnete Studenten, „angeführt von Männern, die aus Rom herbeigekommen waren," vor den Palast des Prolegaten, des regierenden Stellvertreters des Pabstes, ihn auffordernd, seine Macht in die Hände der Bürger niederzulegen, und am Mittag bestand schon eine provisorische Regierung, gebildet aus den hervorragenderen Liberalen, mit Giovanni Vicini an der Spitze Nun riß man allüberall die päbstlichen Wappen ab, und pflanzte die italienische Tricolore auf, die tausend päbstlichen Soldaten aber, die in der Stadt campirten, gingen mit ihren Offizieren zur revolutionären Partei über. Damit war es aber noch nicht genug, sondern die provisorische Regierung, nachdem sie alle Männer vom achtzehnten bis fünfzigsten Jahre unter die Waffen gerufen und den Grafen Sercognani zum Befehlshaber dieser neuzubildenden Armee ernannt hatte, erklärte sofort „die Regierung des Pabstes über Bologna, Stadt und Provinz, für immer und ewig abgeschafft", und forderte zugleich die übrigen Provinzen des Kirchenstaates zum schleunigsten Beitritt auf. Natürlich durchlief die Nachricht von diesen Vorfällen mit Blitzesschnelle sowohl die Legationen, als die Marken und Umbrien, und allüberall fiel das Kartenhaus der Priesterherrschaft zusammen, als wäre es von den Posaunen von Jericho umgeblasen. Nirgends setzten die päbstlichen Truppen dem Aufstande ernstlichen Widerstand entgegen, und davon war noch viel weniger die Rede, daß aus dem Landvolk oder den städtischen Bürgern auch nur Eine Stimme sich für die bestehende Ordnung der Dinge erhoben hätte. Im Gegentheil — allüberall jubelte man über das endliche Aufhören des so tief verhaßten päbstlichen Regiments, so daß man eher hätte glauben können, es werde ein großes national-patriotisches Fest begangen, als man mache eine Revolution, und die provisorischen Regierungen, zusammengesetzt aus Adel, Advokaten, Aerzten, Beamten, entstanden so zu sagen über Nacht. Nur allein in den festen Städten Perugia und Ancona, wo größere päbstliche

Besatzungen lagen, schien im Anfang einiger Widerstand stattfinden zu wollen, allein kaum rückte Sercognani mit seinem kleinen Heere heran, so übergaben die beiden Festungskommandanten die Schlüssel, und auch hier wurde „die vollkommenste Befreiung von der weltlichen Herrschaft der Päbste“ dekretirt. Kurz Louis Napoleon Bonaparte hatte vollständig Recht gehabt, als er erklärte, daß die sämmtlichen in Mittelitalien bestehenden Regierungsgebäude beim ersten Trompetenschall der Revolution zusammenstürzen würden, wie ein aus Kartenpapier aufgeführtes Haus.

Während dies in Mittelitalien und dem Kirchenstaate vorging, verlebten die Bewohner Roms gar außerordentliche Tage der Aufregung. Dort war nämlich nach dem Tode Pabst Pius des Achten am 2. Februar 1831 der Camaldulensergeneral Capellari, der sofort den Titel Gregor XVI. annahm, zum Pabste erwählt worden, und dieser installirte den klugen Cardinal Bernetti zu seinem Staatssekretär oder Premierminister. Sobald nun der Letztere über das, was in Bologna vorging, Nachricht erhalten hatte, befürchtete er natürlich alsbald auch einen Aufstand in Rom, und suchte sofort diesem unter allen Umständen zuvorzukommen. Er setzte also augenblicklich die Zölle auf den möglichst niedrigen Fuß und schaffte die beim niederen Volk so überaus verhaßte Salz- und Mehlsteuer ganz ab, um sich wenigstens bei dieser Klasse der Einwohnerschaft eine Partei zu schaffen, da die besseren Bürger, wie er wohl wußte, unmöglich zu gewinnen waren. Dieser jesuitische Meisterstreich (wir nennen ihn so, weil nach Besiegung der revolutionären Bewegung alle Steuern und Zölle wieder in der alten Weise hergestellt wurden) gelang vollkommen, und die beiden großen Stadtbezirke Trastevere und Borgo, welche hauptsächlich von „Menschen des geringsten Schlags“ bevölkert sind, enthusiasmirten sich förmlich für Gregor XVI. Bernetti ging nun noch weiter und warb zu dem hohen Solde von täglichen fünfundzwanzig Bajocchi (37 Kreuzern —

für Rom etwas Unerhörtes) Freiwillige für die sogenannte reguläre Armee, ein Corps von nur wenigen hundert Mann, das aber von dem energischen Bentivoglio befehligt wurde. Ja er bewaffnete sogar den Plebs selbst, um gegen alle Revolutionslustige die Schreckensherrschaft des Pöbels geltend zu machen, und dachte nicht daran einzuschreiten, wenn fanatische Rotten irgend einen ihnen mißliebigen Reichen mißhandelten oder gar sein Haus plünderten. Auf diese Art gelang es ihm, den Plan der Insurrectionsfreunde, während des Carnevals am 12. Februar sich des Capitols und der Engelsburg zu bemächtigen, mit Waffengewalt zu nichte zu machen und Rom dem Pabste wenigstens für den nächsten Augenblick zu erhalten, aber über die ewige Stadt hinaus erstreckte sich seine Herrschaft nicht (denn schon in Civita Castellana standen die Vorposten des Insurgentengenerals Sercognani), und noch weniger war daran zu denken, daß er je im Stande sein werde, die abgefallenen neun Zehntheile des Kirchenstaats mit eigener Kraft sich wieder zu unterwerfen. Im Gegentheil konnte jeder Vernünftige voraussehen, daß der Tag nicht ferne sei, an welchem sich die auf einander eifersüchtigen Pöbelhaufen der Trasteveriner und Monticianer selbst in die Haare gerathen müßten, und dann natürlich gewannen die gebildeten Klassen die Oberhand, oder, was dasselbe war, dann hatte es mit der Herrschaft des Pabstes auch in Rom ein Ende.

So standen die Verhältnisse in Rom während des ganzen Monats Februar, sowie noch zu Anfang des Monats März, und da wir nun den Leser wenigstens insoweit mit ihnen bekannt gemacht haben, daß er das Nachfolgende verstehen kann, so kehren wir wieder zu dem fast schon zu lange verlassenen Helden unserer Erzählung, d. i. zu Arthur Stanton zurück. Er hatte sich fast gänzlich wieder erholt, und außerdem, daß er den Arm noch in einer Schlinge tragen mußte, waren alle Spuren seiner schweren Verwundung verschwunden. Natürlich galt sein erster Besuch dem Hause der Gräfin Belgiojoso, und ebenso selbstverständlich ist, daß er von nun an alle

Abende dort zubrachte. Uebrigens müssen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hinzusetzen, daß er nicht so selbstsüchtig dachte, sich an diesen Abenden nur allein der Geliebten zu widmen, sondern daß er sich vielmehr fast mehr um die Mutter zu kümmern schien, als um die Tochter. Die arme Gräfin Belgiojoso, die ihren noch einzigen Sohn tagtäglich den Gefahren des Todes ausgesetzt sah, bedurfte ja des Trostes so sehr, und es fiel ihr jedesmal ein Stein vom Herzen, wenn sich Arthur Stanton, der sich immer auf genaue Kundschaft von Allem, was in der Provinz vorging, legte, melden ließ, um ihr die neuesten Nachrichten mitzutheilen. Waren ja doch diese Nachrichten meist nur erfreulicher Natur, weil, wie wir oben gesehen, Alles im Anfang zu Gunsten der Rebellion ausfiel, und wer wird es nun einem Mutterherzen verargen können, wenn nach und nach die Hoffnung in dasselbe einzog, daß das Endresultat nothwendig ein glückliches sein müsse? Ja wenn sie sich sogar selbst zu überreden suchte, Arthur Stanton könne unmöglich je von einem Mißgeschick zu berichten haben? Aber freilich — beim geringsten Anlaß kamen wieder die Zweifel, und dann stellte sie sich gleich Alles weit schlimmer vor, als es in Wirklichkeit war.

Eines Abends nun — es war am 5. März 1831 — saßen beide Frauen, Mutter und Tochter, wie gewöhnlich in ihrem Arbeitszimmer, in welchem sie nur die vertrautesten Freunde und Freundinnen zu empfangen pflegten, und harrten des Besuchs Arthur Stantons, der sich um diese Zeit fast regelmäßig einzustellen gewohnt war. Doch diesmal verging Viertelstunde um Viertelstunde, und der Ersehnte kam immer noch nicht.

„Was ihn nur abgehalten haben mag?“ seufzte leise Felicitas, die ihre Unruhe kaum mehr zu bemeistern vermochte.

„Sicherlich doch nichts Schlimmes!“ erwiederte die Mutter, deren feinem Gehör die Worte, so leise sie auch geflüstert wurden, doch nicht entgingen. „Oder meinst Du,“ setzte sie nach einer Pause

mit sichtlich zitternder Stimme hinzu, „er könnte eine Nachricht erhalten haben, die er uns nicht mittheilen wollte?“

In diesem Augenblicke pochte es laut an der wohlverschlossenen Eingangsthüre des Hauses, und die beiden Frauen sprangen erfreut auf. Nunmehr sollte ja, wie sie zuversichtlich hofften, die Ungewißheit ein Ende nehmen, denn wer konnte der späte Besuch sonst sein, als nur allein Arthur Stanton? Gleich darauf trat auch die Kammerfrau der Gräfin ein, um die übliche Meldung zu machen, allein nicht Er, der Erwartete, war es, den sie ansagte, sondern die Gräfin von St. Leu, oder die Königin Hortense, wie sie sich lieber nennen ließ.

„Die Gräfin von St. Leu?“ rief die Gräfin Belgiojoso im höchsten Grade erstaunt. „Was kann sie zu so ungewöhnlicher Stunde in mein Haus führen? Doch gleichviel, geleite Ihre Majestät in den Empfangssalon, und sage ihr, daß ich sogleich dort sein werde.“

Der Befehl wurde jedoch nicht ausgeführt, denn während sie noch sprach, öffnete sich leise die Thüre, und ohne irgend welche Begleitung trat die genannte Dame ein.

„Verzeihen Sie mir,“ sprach die erlauchte Frau, deren außerordentlich blasse Wangen von einer tiefen Gemüthsbewegung zeugten, „verzeihen Sie mir, daß ich mich auf diese Art und zu dieser Zeit bei Ihnen eindränge, aber ein schwer besorgtes Mutterherz kennt keine der gewöhnlichen Rücksichten.“

Sie war so erschöpft, daß sie sich an einer Stuhllehne halten mußte, um nicht umzusinken, und Felicitas beeilte sich, sie zu einem Sitze zu führen.

„O diese Schwäche,“ hauchte die Königin, „und gerade jetzt, wo nur allein entschiedenes Handeln helfen kann! Aber ich glaubte,“ fuhr sie etwas gefaßter fort, „daß ich einen Mann hier treffen würde, einen Bekannten meines Sohnes, einen Freund Ihres Bruders, jenen jungen Engländer, von dem man glaubt . . . o Gott, ich weiß in meiner Herzensangst nicht, was ich sage.“

„Majestät," flüsterte Felicitas, „ich flehe Sie an, vorsichtig in Ihren Aeußerungen zu sein, denn wenn Sie schlimme Nachrichten von Bologna haben, so könnte der Schrecken meine Mutter tödten. Was aber den Freund meines Bruders, Sir Arthur Stanton, betrifft," setzte sie erröthend hinzu, „so erwarten wir ihn selbst sehnsüchtig und sicherlich wird er keine Minute länger ausbleiben."

Sie hatte wahr gesprochen, denn eben jetzt hörte man einen schnellen, elastischen Tritt, und gleich darauf trat Arthur Stanton ein. Eigenthümlicherweise jedoch kam er vollständig gestiefelt und gespornt, als ob er im Begriffe wäre, eine Reise zu unternehmen.

„Sir Arthur Stanton," sagte Felicitas, ihren Freund der Königin vorstellend.

„O wir kennen uns," rief diese eifrig, wie von freudiger Hoffnung beseelt; „wir kennen uns, wenn unsere Bekanntschaft auch nur eine vorübergehende war. Doch gelobt sei Gott, daß Sie kommen, Herr Stanton, denn nur allein Ihretwegen bin ich hierher geeilt. Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, Herr Stanton," fuhr sie immer eifriger fort, „daß kein Bewohner dieser Stadt das Weichbild derselben verlassen darf ohne einen Erlaubnißschein der jetzt herrschenden Partei. Ja daß sogar diejenigen, welche einen solchen Schein haben, auf's genaueste untersucht werden, ob sie nichts Verdächtiges, insbesondere keine Briefschaften bei sich tragen. Es geschieht dies, um jeden Verkehr mit der neuen Regierung, mit den Revolutionären, wie sie hier sagen, unmöglich zu machen."

„Ich weiß es," entgegnete Arthur Stanton, als die Königin hier eine Pause machte.

„Am scrupulösesten," fuhr diese, nachdem sie sich etwas gesammelt, fort, „am scrupulösesten werden meine Leute überwacht, und erst heute behandelte man eine meiner Kammerfrauen, als sie, um die Wachsamkeit der dort aufgestellten Mannschaft zu sondiren, das Thor del Popolo passiren wollte, mit einer Brutalität,

die unerhört[illegible] Ja ich selbst würde dasselbe Schicksal erfahren, wenn ich es wagte, über die Mauern Roms hinauszugehen, und doch — und doch," setzte sie mit bebender Stimme hinzu, „hängt Leben und Tod davon ab, daß ich meinen Söhnen Nachrichten, die ich heute empfangen, zukommen lasse."

Ein lauter Schrei antwortete ihr. Er kam von der Gräfin Belgiojoso, welche über diese Worte wie geknickt in den Sessel sank. Sowohl Felicitas als Arthur Stanton sprangen ihr hilfreich bei und suchten sie wieder aufzurichten.

„Ich war zu vorschnell," sagte jetzt die Königin Hortense, ebenfalls theilnahmsvoll herzutretend, „und gebe Ihnen die Versicherung, daß von Gefahr für den Augenblick keine Rede ist. Noch sind die Waffen der Italiener siegreich und die sämmtlichen aufgestandenen Provinzen haben sich zu einem einzigen Staate, zu einer einzigen Regierung vereinigt. Aber aus einer Quelle, die ich zwar nicht nennen darf, die jedoch vollkommen sicher ist, mußte ich erfahren, daß eine große Heeresmacht der Oestreicher, im Anmarsch gegen den Kirchenstaat, die modenesischen Grenzen bereits überschritten hat, und dieser Gewalt kann das kleine Volksheer natürlich keinen siegreichen Widerstand entgegensetzen."

„Die Frau Gräfin von St. Leu," entgegnete Arthur Stanton, als erstere einen Augenblick inne hielt, um sich zu sammeln, „die Frau Gräfin von St. Leu ist vollkommen der Wahrheit gemäß berichtet worden. Oestreich läßt marschiren und Frankreich legt die Hände in den Schoß."

„Und meine Söhne sind verloren," rief die Königin schluchzend, denn sie konnte ihrer Thränen nicht mehr Herr werden. „Ja verloren sind sie, wenn ich ihnen keine Botschaft senden kann. Entweder fallen sie in der Schlacht oder werden sie von den Oestreichern gefangen, und was dann ihr Loos ist — ich schaudere, das Wort auszusprechen. Mein Gott, mein Gott, wer wird mir in dieser großen Noth beistehen?"

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen [illegible] weinte laut und heftig.

„Madame," sagte jetzt Arthur Stanton in feierlichem Tone, „der Retter in dieser Noth will ich sein. Ich werde in's Lager der Aufständischen eilen und sie benachrichtigen, daß die Oestreicher im Anzuge sind."

„Sie wollten dies thun?" rief die Königin zu neuem Leben erwachend. „O dann ist noch nicht Alles verloren, denn einem Engländer Ihres Ranges werden die päbstlichen Behörden kein Hinderniß in den Weg legen. Hier, hier, Sir Arthur, nehmen Sie. Es sind die Briefe, welche ich auf geheimem Wege empfangen habe, und in diesen Briefen sind die Belege für den Einmarsch der Oestreicher enthalten. Und hier ist noch einer, dessen Inhalt ich nicht kenne, da er in Chiffernschrift geschrieben ist; allein für meinen Sohn Louis wird er von besonderer Wichtigkeit sein, denn er kommt von Paris. Nehmen Sie und eilen Sie, damit Sie nicht zu spät kommen. Glauben Sie bis morgen Ihre Abreise möglich machen zu können? Und — und werden Sie mir wohl erlauben, da Sie sich dieser außerordentlichen Reise nur in meinem Auftrage und zu meinem und meiner Söhne Bestem unterziehen . . . . ."

Sie schwieg in tiefer Verlegenheit, denn offenbar hatte sie die Absicht, von Geldmitteln zu der Reise zu sprechen.

„Ob ich meine Abreise bis morgen möglich machen könne, fragen Sie?" entgegnete Arthur Stanton sich stolz aufrichtend. „Mein Diener hält unten mit zwei Reitpferden, und in fünf Minuten bin ich auf dem Wege. Glauben Sie aber nicht, Madame, daß ich nur allein Ihret- und Ihrer Söhne wegen diese Reise unternehme, denn dem ist durchaus nicht so; sondern als mich vor noch jetzt keiner Stunde der Gesandte meiner Nation, der meine Verhältnisse und Neigungen genau kennt, davon benachrichtigte, daß der Aufstand von Oestreich unterdrückt werden würde, ohne daß man auf die Protestation Frankreichs achtete, da war mein erster Gedanke

Alfred Belgiojoso. Ihn mußt du retten um jeden Preis, sagte ich zu mir selbst, und ließ mir sofort von unserem Gesandten einen Paß geben, den man hoffentlich respektiren wird. Zu gleicher Zeit gedachte ich der vielen hundert edlen jungen Männer welche sich der Sache der Freiheit gewidmet haben, und auch Ihrer Söhne gedachte ich, Madame, sowie des Schmerzes der vielen bekümmerten Mutterherzen. Darum eilte ich sofort nach Hause, um mich alsobald reisefertig zu machen, und ich wäre also abgereist auch ohne Ihre Dazwischenkunft, Frau Gräfin von St. Leu. Nun ich aber die mir von Ihnen übergebenen Briefe in der Tasche habe, hoffe ich um so zuversichtlicher mit meiner Warnung durchzudringen."

Er wandte sich ab von der Königin und eilte auf die Gräfin Belgiojoso zu, welche von ihrer Tochter Felicitas umschlungen lautlos dem Gespräche gelauscht hatte.

„Haben Sie besondere Aufträge für mich?" fragte er, ein Knie vor der Gräfin beugend.

„Keine," erwiederte die Gräfin leise, denn der Schrecken hatte ihr die Zunge fast gelähmt. „Keine," wiederholte sie nach einer Pause, während welcher ihr Auge mit Bewunderung und Liebe auf ihm ruhte, „denn ein Mann wie Sie weiß Alles besser zu machen, als ein schwaches Weib nur zu denken vermag. Gott segne Sie, Arthur Stanton, Gott segne Sie!"

Zehn Minuten später hatte Arthur Stanton bereits die Thore Roms hinter sich und befand sich auf der großen Straße, welche nach Ancona und Bologna führt. Besondere Schwierigkeiten wurden ihm beim Ueberschreiten der Stadtgrenze nicht in den Weg gelegt, da man das große englische Siegel auf seinem Paß respektirte; dagegen untersuchte man das Gepäck, welches auf das Pferd seines Dieners geladen war, auf's genaueste, und würde diese Untersuchung sogar auf seine eigene Person ausgedehnt haben, wenn er nicht ohne weiteres gedroht hätte, Jeden niederzuschießen, der seinem Leibe zu nahe trete. So ließ man ihn endlich passiren, und wie er sodann nach einem

Ritt von wenigen Stunden Civita Castellana, wo die Vorposten der Insurgenten standen, hinter sich hatte, so war alle weitere Gefahr verschwunden. Dennoch brauchte er der Schlechtigkeit des Weges halber fast drei Tage, bis er endlich im Lager der Aufständischen in der nächsten Nähe von Bologna eintraf, aber — wie erstaunte er, als er dieses lang ersehnte Lager in Wirklichkeit vor sich hatte?

Schon unterwegs war es ihm aufgefallen, daß die verschiedenen Truppenkörper, denen er begegnete — und einige derselben, besonders der bei Foligno, wo die Straße nach Bologna sich von der nach Ancona abtrennt, waren von größerem Belang —, ein so ganz und gar unsoldatisches Aussehen hatten; allein er hatte solches dem Umstande zugeschrieben, daß dies lauter Neulinge seien, welche man erst einexercire. Um so mehr rechnete er darauf, bei dem Gros der Armee eine bessere Organisation zu finden. Doch — welch' bittere Täuschung! Ein Maler wäre wohl von solch' einem Anblick entzückt gewesen, und ein enthusiastischer Romanheld oder Dichter vielleicht noch mehr, aber — ein Mann und Vaterlandsfreund! Da hatte sich ein Haufe von Bauern gelagert, welche nur mit Sicheln oder Sensen bewaffnet waren; dort sah man eine Gruppe von Künstlern oder Kunstjüngern, welche die zierliche Kleidung im Augenblicke verrieth; an einem anderen Punkte führten ältere Männer, die vielleicht schon Pulver gerochen hatten, ein ernstes Gespräch, und wieder anderswo rauchte eine Compagnie von Studenten, die an ihren Mützen, Bändern und Schlägern kenntlich waren, mit wirklichen Veteranen um die Wette. In der Mitte des Lagers aber, fast unmittelbar unter den Ruinen eines früheren römischen Tempels, war gar eine Art von Kanzel errichtet, auf welcher ein Mönch — Arthur Stanton erkannte in ihm augenblicklich den Kapuzinerprediger Isidoro — eine Rede hielt, während sich zu seinen Füßen ein applaudirendes, säbelschwingendes und jubilirendes Auditorium gesammelt hatte.

„Wie erbärmlich ist es doch um Despoten bestellt," dachte Ar-

thur Stanton, „wenn sie vor solch' einer zusammengewürfelten Masse das Weite suchen müssen; allein," setzte er gleich darauf in seinem Innern hinzu, „wie wenig wird es diesem Haufen möglich sein, gegen die wohldisciplinirten Heere der Oestreicher aufzukommen?"

Es wurde ihm nicht schwer, das Zelt aufzufinden, in welchem der größere Theil der Offiziere, darunter der General Sercognani, der Graf Pepoli, die beiden Prinzen Bonaparte und Alfred Belgiojoso bei einander saßen, und natürlich empfing man ihn daselbst mit dem größten Jubel. Seine Nachrichten jedoch stimmten bald die Freude bedeutend herab, und die obersten Spitzen des Corps traten sofort zu einem Kriegsrath zusammen.

„Ich bleibe dabei," erklärte endlich Graf Pepoli, nachdem die Berathung längere Zeit hindurch geführt worden war, aber zu keinem Resultate geführt hatte, „ich bleibe dabei, daß die überbrachten Nachrichten auf einem Irrthum beruhen oder doch wenigstens übertrieben sind, denn Angesichts der solennen Erklärung Frankreichs, es als einen Kriegsfall zu betrachten, sobald ein östreichischer Soldat die Grenzen des Kirchenstaates überschreite, wagt es die Wiener Regierung nicht, eine Armee gegen uns zu senden."

„Ihrem Räsonnement gegenüber steht die nackte Wahrheit der Thatsachen," entgegnete Arthur Stanton. „Oestreich hat den Kabinetten zu wissen gethan, daß es auf die Gefahr eines Kriegs mit Frankreich hin interveniren werde und die Proklamation des Herzogs Franz von Modena vom zweiten März, daß er inmitten seiner treuen Truppen in seine Lande zurückkehren werde, habe ich bei unserem Gesandten mit eigenen Augen gesehen."

„Sir Arthur hat Recht," sprach jetzt Louis Napoleon, der diese ganze Zeit über eifrig in den ihm überbrachten Briefen studirt hatte. „Oestreich läßt marschiren und zwar im geheimen Einverständnisse mit Frankreich. Doch nein, nicht mit Frankreich, sondern nur mit dessen Krämerkönige Louis Philipp, denn hier meldet mir mein treu ergebener Freund Edgar Ney in einem Chiffernbriefe, daß der

König im Begriffe stehe, den volksthümlichen Minister Lafitte mit dem östreichisch gesinnten Périer zu ersetzen."

„Dann wäre das Resultat nicht zweifelhaft," meinte General Sercognani mit trübem Blicke, „und unser Loos so gut als entschieden."

„Nein, es ist nicht entschieden," rief Louis Napoleon, indem seine Wangen sich mehr und mehr rötheten. „In der Minderzahl sind wir allerdings und unsere Armee ist noch dazuhin undisciplinirt; aber die Begeisterung ersetzt viel, und wenn es uns nur erst gelingt, den ersten Anprall der Oestreicher zu brechen, so können wir uns auf Rom werfen und uns dieser Hauptstadt der Christenheit bemächtigen. Dann wollen wir sehen, ob das französische Volk seinen König nicht zwingt, eine andere Politik zu befolgen, und statt gegen uns, für uns zu fechten."

„Sie sind also für Widerstand und Kampf, mein Prinz?" fragte Graf Pepoli.

„Ich bin es," erwiederte Louis Napoleon in entschiedenem Tone.

„Und wissen Sie auch," warf Arthur Stanton ein, „welches Schicksal Ihrer wartet, wenn das Unglück wollte, daß Sie in die Hände der Oestreicher fielen?"

„Hier schreibt man mir," entgegnete Louis Napoleon, der wieder ganz ruhig und kalt geworden war, „daß von dem Wiener Kabinet geheime Befehle an seine Generäle ergangen sind, mich augenblicklich erschießen zu lassen, sobald man mich lebendig ergreift. Natürlich, sie hätten den Neffen ihres so lange gefürchteten Feindes schon lange gerne beseitigt, und daß König Louis Philipp zur Sicherung seiner Dynastie mit einer solchen Maßregel symphatisirt, daran bleibt wohl kein Zweifel übrig. Aber mögen die Würfel fallen, wie sie wollen," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „ewige Verachtung trifft uns, falls wir jetzt in der Stunde der Gefahr aus Furcht für unser Leben feige zurücktreten; darum laßt uns kämpfen, wie es sich für Männer

geziemt, und ist es unser Loos, den Kürzeren zu ziehen, nun so laßt uns sterben für die Sache der Freiheit und des Vaterlandes."

„Sieg oder Tod," rief Alfred Belgiojoso und „Sieg oder Tod" fielen alsbald begeistert die Uebrigen ein.

„Es ist der Entschluß von Tapferen," erklärte nun Arthur Stanton, „und ich werde bei euch ausharren bis auf's Aeußerste."

## Siebentes Kapitel.

## Königin Hortense und der östreichische General.

Es war in der That ein hochherziger Entschluß, den die Aufständischen, wie wir soeben gehört, gefaßt hatten; aber mit dem tapferen Willen stimmten die schwachen Kräfte keineswegs überein. Schon am sechsten März war der östreichische Feldmarschall-Lieutenant Bentheim in die dicht an's Mailändische grenzende Stadt und Festung Ferrara eingerückt und hatte dort nach kurzem Kampf die päbstliche Gewalt wieder hergestellt. Drei Tage später, am neunten März, nahm General Geppart mit sechstausend Mann die Stadt Modena ein, und der von der dortigen Volkspartei zum Generalissimus ernannt gewesene Graf Zucchi mußte sich mit seinen achthundert Mann, meistentheils aus der Blüthe der gebildeten Stände bestehend, in's bolognesische Gebiet zurückziehen. Ganz ebenso erging es am zwölften und dreizehnten den Städten Reggio, Piacenza und Parma, und jeglicher ernstliche Widerstand hatte sich der großen Uebermacht gegenüber als ein Wahnsinn erwiesen. Nunmehr sammelten die Oestreicher ihre Streitkräfte und fünfundzwanzigtausend Mann stark zog am neunzehnten März Feldmarschall Frimont gegen Bologna heran, um dem Regiment der Aufständischen auch hier ein Ende zu machen. Bologna capitulirte, nachdem die provisorische Regierung sich nach dem festen Ancona zurückgezogen hatte; die Armee der Aufständischen aber, obwohl nur aus siebentausend, größtentheils

schlechtbewaffneten Leuten, von denen kaum der vierte Theil ein soldatenmäßiges Ansehen hatte, bestehend, beschloß, hinter Forli Stand zu halten. Am fünfundzwanzigsten kam es zur Schlacht. Vor Allem fehlte es den Insurgenten an Cavallerie und Feldgeschütz, denn statt Kanonen besaßen sie nur einige wenige schlechte Karrenbüchsen, und die paar Berittenen konnten sich natürlich mit den ungarischen Husaren nicht messen. Dennoch schlugen sich die Italiener mit einer Bravour, welche dem überlegenen Feinde jeden Fuß breit Erde streitig machte, und bis in die späte Nacht hinein wurde fortgekämpft. Endlich jedoch siegte die Taktik, verbunden mit der Ueberzahl, und das kleine Heer der Aufständischen löste sich, nachdem es tüchtige Hiebe und Wunden sowohl davongetragen als ausgetheilt, in einzelne flüchtige Haufen auf, welche sich theils nach Rimini und Ancona zuwandten, theils aber auch in der nächsten Nachbarschaft Schutz suchten.

Am Mittag des Tages, welcher auf die verhängnißvolle Schlacht folgte, finden wir in einer Bergschlucht, die sich von der Stadt Rimini gegen das uralte San Marino hinzieht, etwa eine Stunde von der gebahnten Heerstraße entfernt, einen kleinen Haufen von Flüchtigen, welche da ein Bivouak aufgeschlagen hatten. Die Lage war außerordentlich gut gewählt, denn durch die Schlucht führte nur ein schmaler Saumpfad, der höchstens von einzelnen Fußgängern, Pferden und Maulthieren begangen werden konnte, und überdem kannte diesen Weg Niemand als die benachbarten Ziegenhirten, oder auch Banditen und Schleichhändler. Hätten aber die Feinde, von Verräthern unterrichtet, auch wirklich diesen Schlupfwinkel aufgefunden, so wäre es ihnen doch unmöglich gewesen, Artillerie heraufzubringen, und ohnehin konnten einige wenige entschlossene Männer den Engpaß gegen ihrer Hunderte vertheidigen. So günstig nun aber auch in dieser Beziehung der Platz gewählt sein mochte, so hatte seine außerordentliche Abgelegenheit auch wieder ihre großen Nachtheile, besonders für arme Flüchtige, die von Allem entblößt waren, und

weder die Mittel besaßen, ihren Hunger zu stillen, noch auch ihre Wunden zu verbinden. Ja wenn hier nicht Rath geschafft wurde, so mußten die Nachtheile am Ende die Vortheile überwiegen, und sie waren genöthigt, um nicht den Entbehrungen zu erliegen, auf jede Gefahr hin sich bis in die bevölkerteren Distrikte vorzuwagen!

Sehen wir uns nun ein wenig unter den Versprengten um, so stoßen wir bald auf eine ziemliche Anzahl von Bekannten; aber sie befinden sich zum Theil wenigstens in einem Zustande, der mehr als bejammernswürdig genannt werden muß, und besonders auffallend erscheint uns in dieser Beziehung eine Gruppe, die sich unter einem mächtigen Baume gelagert hat. Sie besteht nur aus wenigen Männern, worunter bis auf Einen Alle von noch sehr jugendlichem Alter; doch scheinen sie nicht zu den Geringsten zu gehören, denn sie werden von den übrigen Flüchtlingen, die sich in ehrerbietiger Ferne gelagert haben, mit besonderer Auszeichnung behandelt, und offenbar haben sie auch den bequemsten Platz des ganzen Bivouaks inne. In dem Ersten derselben, dem einzigen älteren Manne, erkennen wir den Grafen Pepoli, dessen kräftiger, energischer Persönlichkeit wir nun schon so oft begegnet sind. Doch wie sieht er jetzt aus? Matten Körpers, wie wenn all' seine Kraft gebrochen wäre, lehnt er sich gegen den Baum zurück und an seinem Vorderkopfe klafft eine tiefe Wunde, während Gesicht und Kleider von geronnenem Blut überdeckt sind. Nur allein sein Auge zeugt noch von dem Geiste, der in ihm wohnt, und der entschlossene Zug um seine Lippen deutet an, daß seine Willensmacht noch nicht ganz gebeugt ist. Dicht neben ihm, den Oberkörper ebenfalls an den Baum anlehnend, ruht Alfred Belgiojoso, dessen rechter Arm und Fuß tief mit Bandagen umwickelt sind, zum Beweise, daß die Geschosse des Feindes ihn nicht verfehlt haben, und auf der andern Seite lagert Prinz Louis Napoleon, dessen Hände und Oberkörper ebenfalls mit Blut bespritzt sind. Bei ihm jedoch scheint das Blut nicht von eigenen Wunden herzurühren — und in der That kam er, einige wenige leichte Schrammen

ausgenommen, ganz unverletzt davon, obwohl er im dichtesten Schlachtgewühle kämpfte — sondern von den Verletzungen eines Andern, der sorgsam in seinem Schoße gebettet liegt, wie ein Kind in dem seiner Mutter, und über welchem er mit sorgsamem Auge wacht, als müßte er jeden seiner Athemzüge belauschen. Aber, Herr Gott! wie todesblaß mit geschlossenen Augen liegt er da, dieser Andere, als hätte der Todesengel bereits seine Fittiche über ihn gebreitet! Wie lang gestreckt und steif sind seine Glieder, als wäre bereits längst jeder Lebensnerv in ihnen getödtet worden! Doch todt ist er noch nicht, denn die Lippen zucken noch convulsivisch, wie von heftigem Schmerz bewegt, und aus der Brust quillt trotz des angelegten Verbandes ein breiter, rother Blutstrom, der sich nicht hemmen lassen will. Und wer ist nun dieser Andere? Kein Geringerer als Napoleon Louis Charles, der ältere Bruder Louis Napoleons, der in der Schlacht bei Forli die Todeswunde davontrug! Aus diesen vier Männern besteht die Gruppe, welche sich unter dem mächtigen Baume in der Gebirgsschlucht gelagert hat, und wir können es uns nun wohl denken, warum die andern Flüchtlinge mit einer Art von Ehrerbietung nach derselben hinüberschauen.

Der Mittag war schon ziemlich weit vorgeschritten und noch immer lagerten die vier Männer fast unbeweglich unter dem Baume, selbst ohne nur ein Wort mit einander zu wechseln; doch sah man es nur zu deutlich, daß wenigstens Einen von ihnen, nämlich den Prinzen Louis Napoleon, die Ungeduld fast verzehrte.

„Er kommt immer noch nicht," murmelte er endlich halblaut vor sich hin, „und die Sonne neigt sich schon zum Scheiden. Wenn er am Ende ganz ausbliebe!"

„Der Weg nach San Marino ist weit," erwiederte der Graf Pepoli, „und ohne Zweifel wird er Mühe haben, die Hilfe, die wir erwarten, aufzutreiben."

„Aber," wiederholte Louis Napoleon, nachdem er eine kleine Weile hatte vergehen lassen, „wenn er doch ausbliebe? Sie könnten

sich möglicherweise seiner bemächtigt haben, trotz seines Passes, oder aber hatte er es satt, sich für Unglückliche, wie wir sind, noch länger aufzuopfern, und ist seines Weges weiter gereist."

„Pfui, Prinz," rief Alfred Belgiojoso unwillig. „Wie mögen Sie über einen Mann wie Arthur Stanton eine solche Verdächtigung aussprechen? Ueber einen Mann, der sich von Anfang an als der edelste, treueste und heroischste aller Freunde erwiesen hat!"

„Sie haben Recht, Alfred," entgegnete darauf der Prinz; „vollkommen Recht haben Sie, und ich bereue mein thörichtes Wort. Aber wenn Sie bedächten, welche gräßliche Pein ich erdulde, nicht meinetwegen, sondern wegen dessen, der hier bewußtlos in meinem Schoße liegt, und der nothwendig sich verbluten muß, wenn nicht in der nächsten Zeit ärztliche Hilfe erscheint, so würden Sie meine furchtbare Aufregung natürlich finden!"

„Selbst im größten Unglück muß man sich selbst beherrschen können, mein Prinz," bemerkte Graf Pepoli in seiner gewohnten entschiedenen Weise. „Aber horch," setzte er im Augenblicke hinzu, „tönte das nicht von der Anhöhe herab wie das Wiehern eines Pferdes?"

Sie lauschten aufmerksam, und richtig — das Wiehern wiederholte sich. Es näherte sich ihnen also jedenfalls ein Reiter, aber war es ein Freund oder ein Feind? Doch die Ungewißheit legte sich bald, indem die aufgestellten Schildwachen das Zeichen gaben, daß Alles in Ordnung sei. Gleich darauf sah man drei Männer den steilen Bergabhang in die Schlucht herabklettern, und zwei von ihnen führten jeder ein Pferd am Zügel, dessen Rücken mit Säcken und Fäßchen schwer beladen waren.

„Er ist's, er ist's," rief Alfred Belgiojoso, sich mühsam ein wenig aufrichtend. „Ich erkenne ihn deutlich von hier aus, sowohl ihn als seinen wackeren Diener Duffy. Wer aber der Dritte ist, kann ich nicht unterscheiden, oder vielmehr er ist mir ganz unbekannt."

„Ohne Zweifel ist es ein Arzt,“ versetzte der Graf Pepoli, „denn ohne einen solchen wäre Arthur Stanton nicht zurückgekehrt.“

Es erwies sich ganz so, wie Graf Pepoli soeben gesagt hatte. Arthur Stanton hatte nämlich in der Nacht nach dem Kampfe bei Forli mit Alfred Belgiojoso, dem er nicht von der Seite gewichen, sowie mit den anderen Flüchtigen, die wir dem Leser soeben vorgeführt, in der Bergschlucht oberhalb Rimini eine Zuflucht gefunden, und war am andern Morgen, trotz seiner furchtbaren Ermüdung und trotz einer nicht ganz unbedeutenden Wunde, die er erhalten, mit seinem Diener nach San Marino hinaufgeeilt, um dort Lebensmittel für die schwer erschöpften Kameraden einzukaufen und wo möglich auch einen Arzt für die Verwundeten mitzubringen. Er glaubte dies wohl wagen zu dürfen, da er seinen englischen Paß bei sich führte und sich, wenn man ihn je anhielt, für einen Reisenden ausgeben konnte, der mit seiner Gesellschaft von herumstreifenden Marodeurs ausgeraubt worden sei. Diese Erzählung klang immerhin glaubhaft genug, und da San Marino eine zwar sehr winzige aber dennoch unabhängige und sehr freigesinnte Republik war, welche jedenfalls nicht mit den Oestreichern sympathisirte, so hoffte er vom Kapitän-Podesta, dem obersten Beamten des kleinen Freistaats, der noch zudem den Grafen Pepoli gut kannte, wenigstens das Nöthigste, dessen er bedurfte, zu erhalten. In der That ging Alles nach Wunsch, und es gelang ihm, nicht nur die nöthigen Lebensmittel, sowie zwei Pferde, auf denen dieselben transportirt werden konnten, zu kaufen, sondern der einzige Arzt, den San Marino besaß, sagte ihm auch bereitwilligst seine Hilfe zu. Ja noch mehr, der Kapitän-Podesta theilte ihm das Neueste mit, was er selbst über die Bewegungen der Oestreicher wußte, und schob ihm noch extra all' die Proklamationen in die Tasche, welche in neuester Zeil gegen die Aufständischen verbreitet worden waren.

Die Freude über die Ankunft Arthur Stantons war, wie man sich wohl denken kann, eine allgemeine, und ein Theil der Flüchtigen

zündete sogleich ein Feuer an, um die lang entbehrten Speisen zuzubereiten; der mitgekommene Arzt aber machte sich sofort an die Untersuchung und den Verband der Verwundeten, deren es natürlich nicht wenige waren. Die meisten Verletzungen erklärte er übrigens als unerheblich oder doch ungefährlich, und selbst von Alfred Belgiojoso meinte er, daß derselbe nach einer sorgsamen Pflege von acht oder vierzehn Tagen wieder heil und gesund sein werde. Nur bei dem Grafen Pepoli schüttelte er den Kopf weit bedenklicher, und wie er vollends den Prinzen Napoleon Charles Louis untersuchte, zuckte er so bezeichnend mit den Achseln, daß man über seine Meinung nicht zweifelhaft sein konnte.

„Halten Sie seine Verletzungen für besonders gefährlich, oder gar für tödtlich?“ fragte Louis Napoleon, den immer noch bewußtlosen Bruder mit der äußersten Zärtlichkeit betrachtend.

„So lange der Athem noch nicht entflohen ist,“ erwiederte der Arzt trocken, „darf man die Hoffnung nie aufgeben; aber mein Prinz, denn ich will mich nicht stellen, als ob mir Ihre Person unbekannt wäre, wenn Ihr Bruder noch eine letztwillige Verfügung zu treffen hätte oder von seinen Eltern Abschied nehmen wollte, so dürfte keine Zeit zu verlieren sein.“

„O meine Mutter,“ seufzte Louis Napoleon, „meine arme, arme Mutter! Wenn sie nur an seiner Seite sein könnte!“

„Könnte man sie nicht benachrichtigen?“ fragte der Arzt, sein Auge auf Louis Napoleon heftend.

Sonderbar übrigens, je länger der Arzt seinen Blick auf Louis Napoleon weilen ließ, um so prüfender wurde dieser Blick, und plötzlich griff er nach der Hand desselben, die er nun wohl eine Minute lang zwischen der seinigen hielt.

„Fühlen Sie ein Brennen im Schlunde?“ fragte er sofort, während er den Puls noch immer untersuchte.

„Kaum merklich,“ erwiederte der Prinz, „aber von mir ist jetzt nicht die Rede, sondern von meinem Bruder.“

„Ganz recht, ganz recht,“ versetzte der Arzt trocken. „Ihr Bruder muß augenblicklich unter Dach und Fach gebracht werden, und Sie müssen ihm Gesellschaft leisten. Zum Glück besitze ich ein kleines Landhaus in der Nähe, und dahin werde ich sowohl Sie und Ihren Bruder, als auch die beiden anderen Herren hier neben Ihnen (er deutete auf Alfred Belgiojoso und den Grafen Pepoli) schaffen.“

Er war nun auf einmal voller Rührigkeit, und auf seinen Befehl mußte Alles, was gesunde Gliedmaßen hatte, daran gehen, Zweige abzuhauen, um einige rohe Tragbahren zu verfertigen.

„Hurtig, meine Kinder,“ rief er. „Die Kranke nda würden den Tod davon haben, falls sie die Nacht im Bivouak unter freiem Himmel campiren müßten. Also frisch an's Werk, und was euch selbst betrifft, so könnt ihr eure Abendmahlzeit weit bequemer unter einem Schuppen meiner kleinen Villa verzehren, als hier im Schatten der Waldbäume.“

Das Geschäft war bald gethan und nach einer halben Stunde hatte man die drei gefährlichst Verwundeten auf die rohen Tragbahren gelegt, um sie nach dem Landhause hinzutragen; die beiden Pferde aber belud man wieder mit den Lebensmitteln, welche Arthur Stanton mitgebracht hatte. Den Anführer des Zugs machte der Arzt, denn er allein kannte den Weg; nach wenigen Schritten jedoch winkte er den jungen Engländer zu sich heran, um sich insgeheim mit ihm zu besprechen.

„Sie sind ein vertrauter Freund der Herren, wegen welcher Sie mich von San Marino geholt haben?“ sagte er in seiner gewohnten trockenen Weise.

„Ich bin es,“ erwiederte Arthur Stanton, „und darum sagen Sie mir ohne Umschweife, wie steht es um die drei Verwundeten, die wir auf den Tragbahren transportiren? Ich meine um den Prinzen Napoleon, den Grafen Pepoli und Alfred Belgiojoso.“

„Sie sollen es wissen,“ versetzte der Arzt. „Alfred Belgiojoso

kommt sicher davon, wenn man ihn sorgsam pflegt, und auch Graf Pepoli hat Hoffnung; doch nur Hoffnung, nicht mehr, nicht weniger. Der ältere Bonaparte dagegen ist ein Kind des Todes, ehe vierundzwanzig Stunden um sind."

„Sie sagen das so kalt und bestimmt," rief Arthur Stanton, „wie wenn Sie gar kein Mitgefühl mit seiner Jugend hätten."

„Ich sage, wie es ist," entgegnete der Arzt, ohne seinen Ton zu verändern; „aber daß ich ein Herz im Leibe habe, werden Sie gleich sehen. Herr Engländer," fuhr er dann nach einigem Ueberlegen fort, „hassen Sie die Bonapartes?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?" rief Arthur Stanton. „Sie sollten doch aus meiner Handlungsweise das Gegentheil ersehen haben?"

„Mag sein," versetzte der Arzt, „doch man hat mir gesagt, daß alle Engländer die Bonapartes grundsätzlich hassen. Allein sei dem wie ihm wolle, einen weltberühmten Namen haben die Bonapartes jedenfalls, und überdem meine ich, es sei ein Verbrechen, einer Mutter alle ihre Söhne auf einmal zu entreißen, wenn man es verhindern kann."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," rief Arthur Stanton, den Arzt von oben bis unten betrachtend.

„Sie sollen mich gleich verstehen," fuhr der Letztere äußerst kaltblütig fort. „Ich sagte Ihnen soeben, daß der ältere Bonaparte sterben wird. Gut, dann ist noch Einer da, Louis Napoleon, den Sie so gut kennen als ich; dieser aber ist ebenfalls ein Kind des Todes, wenn man nicht besondere Vorsorge für ihn trifft. Unterbrechen Sie mich nicht, sondern lassen Sie mich Ihnen die Sache erklären, und dann thun Sie, was Ihr Herz Ihnen vorschreibt. Dem Anscheine nach ist der Prinz so gesund, wie wir Beide, aber sein Puls geht fieberhaft, seine Augen sind entzündet und in seinem Schlunde brennt es wie Nesseln. Eine Entzündungskrankheit, wahrscheinlich mit Ausschlag, ist also im Anzug, und wenn er sich während

des Verlaufs derselben auch nur der geringsten Erkältung aussetzt, so gebe ich keinen Quattrino für sein Leben. Wer wird aber im jetzigen Augenblick die Gewalt über ihn haben, ihn im Bett zu halten? Im jetzigen Augenblick der wahnsinnigsten Aufregung, wo sein Bruder stirbt und die einrückenden Oestreicher einen Preis auf seinen Kopf gesetzt haben? Kein Mensch auf Erden ist dies im Stande, einen Einzigen ausgenommen, und dieser Eine ist seine Mutter, die Königin Hortensia. Haben Sie mich nun begriffen?"

„Noch nicht ganz," erwiederte Arthur Stanton. „Sie meinen . . . ."

„Ich meine nichts," erwiederte der Arzt, „sondern was ich weiß, weiß ich gewiß. Louis Napoleon wird, ehe zwei Tage vergehen, von einer tödtlichen Krankheit ergriffen sein, und das einzige Wesen, das ihn retten kann, ist seine Mutter. Wer soll aber diese herbeiholen, wenn Sie es nicht thun? Sie allein als Engländer dürfen nach Rom hinein, uns Andere alle würde man festsetzen oder wenigstens nicht passiren lassen, selbst mich, einen Arzt, nicht ausgenommen."

„Jetzt verstehe ich Sie," rief Arthur Stanton, „und Sie werden sogleich sehen, was mir mein Herz gebietet. Aber eine Bedingung habe ich, Herr Doctor; während meiner Abwesenheit sorgen Sie für Alfred Belgiojoso . . . ."

„Wie für einen leiblichen Sohn," betheuerte der Arzt. „Hier meine Hand darauf!"

Nach wenigen Minuten hatten sie das Landhaus erreicht, und sowie die Verwundeten in den paar Zimmern, die es da gab, leidlich untergebracht waren, befahl Arthur Stanton seinem Diener in aller Stille, die neuerkauften Pferde zu satteln; der Doctor aber wies den Sohn seines Hausverwalters an, ihn auf dem nächsten Wege über das Gebirge nach Foligno zu führen. „Es ist kein Pfad für gewöhnliche Reiter," meinte der Doctor in seiner trockenen Weise, als er sich von Arthur Stanton verabschiedete; „aber ein Mann, der das Herz da trägt, wo Sie es tragen, wird alle Hindernisse zu überwinden wissen, und wir haben ja hellen klaren Mondschein."

Der Doctor hatte Recht, es war in der That ein fast mehr als gefährlicher Weg und oft und viel mußten Arthur Stanton und sein Diener ihre Rosse am Zügel führen, weil's entweder zu abschüssig hinab oder zu steil hinauf ging, um ohne Gefahr, den Hals zu brechen, sitzen bleiben zu können; dagegen aber wurden so bedeutende Umwege abgeschnitten, daß sie kurz nach Tagesanbruch nach Foligno kamen, von wo aus dann eine gute Heerstraße nach Rom weiter führte. Hier also konnte Arthur Stanton Postpferde nehmen, um auf etwas bequemere Weise vorwärts zu kommen, und da das ganze Land links und rechts noch der aufständischen Regierung huldigte, ohne von dem Einmarsch der Oestreicher selbst nur etwas zu ahnen, so legte man seiner Reise natürlich nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Doch warum sollten wir den Leser mit einem Berichte über diese Tour ermüden? Genug, am frühen Morgen des achtundzwanzigsten März erreichte er Rom, und obwohl er von Staub und Straßenkoth vollständig überdeckt war, so ließ er sich doch sogleich vor das Hotel des englischen Gesandten fahren. Auch wurde ihm die verlangte augenblickliche Audienz nicht verweigert, aber um so hartnäckiger wies der Gesandte das Ansinnen zurück, welches Arthur Stanton an ihn stellte.

„Es würde mich und unsere Regierung compromittiren," erwiederte der Gesandte, als Arthur Stanton immer hitziger in ihn drang, mit unerschütterlicher Entschiedenheit, „wenn ich der Gräfin von St. Leu einen Paß mitten in's Heerlager der Aufständischen ausstellen wollte. Aber," setzte er nach kurzer Ueberlegung hinzu, „einen Paß nach Florenz zu ihrem Gatten, dem Exkönig von Holland (dieser hielt sich nämlich damals in Florenz auf, wo er in großer Zurückgezogenheit lebte), kann ich ihr wohl geben, und wenn sie dann auf ihre Gefahr, statt Florenz zu, nach San Marino reist, um von ihren Söhnen Abschied zu nehmen, so wird dies ihr Niemand verargen. Im Gegentheil selbst die östreichischen Generäle müßten die Gefühle eines Mutterherzens respektiren und könnten sie selbst

im schlimmsten Falle weder gefangen nehmen, noch ihr sonst ein Leid anthun, denn mit Frauen führt man keinen Krieg."

„Ich verstehe Sie, mein Lord," entgegnete Arthur, „ich verstehe Sie vollkommen und danke Ihnen von Herzen für Ihre Winke."

Der Paß nach Florenz wurde sofort ausgefertigt und Arthur eilte nach dem Palaste, den die Gräfin von St. Leu, die frühere Königin von Holland, bewohnte. Es wurde ihm auch hier nicht schwer, Eintritt zu finden, denn die hohe Frau führte ein ziemlich bescheidenes Hauswesen und hatte der Diener nur wenige; allein als er sich nun an einen der Letzteren wandte, um sich bei der Königin melden zu lassen, erwiederte dieser, Ihre Majestät sei allzu unwohl, um einen Fremden zu empfangen Dies hatte auch seine vollkommene Richtigkeit, denn seit dem Tage zuvor, wo die ersten Gerüchte von der verlorenen Schlacht bei Forli und von dem totalen Mißlingen des Aufstandes nach Rom gelangt waren, mußte die Königin vom tiefsten Kummer darniedergedrückt das Bett hüten, und das ganze Haus war deßhalb in der größten Besorgniß. Doch Arthur Stanton ließ sich nicht abweisen, sondern bestand darauf, die hohe Herrin sprechen zu müssen. In diesem Augenblicke trat deren vertraute Kammerfrau Mademoiselle Cochelet — die Geschichte hat ihren Namen aufbewahrt, da sie in dem nun folgenden Drama keine unwichtige Rolle spielte — aus einem der inneren Gemächer, und diese, welche alle Verhältnisse und Geheimnisse der Familie kannte, führte ihn augenblicklich in das Vorzimmer des Schlafgemachs der Königin.

„Sie bringen uns Nachrichten vom Schlachtfelde, Sir Arthur Stanton," flüsterte sie ihm zu; „dies sehe ich an Ihrem Anzuge. Aber ich flehe Sie an, schonend zu verfahren, denn Ihre Majestät ist so aufgeregt und so fieberisch, daß sie den augenblicklichen Tod von der ganzen Wahrheit haben könnte."

Mit diesen Worten verschwand sie im Schlafzimmer der Königin,

erschien aber gleich darauf wieder und winkte dem jungen Manne, ihr zu folgen.

Die Königin lag in ein weites Morgenkleid eingehüllt auf einem Divan, und daß sie bedeutend unwohl oder vielmehr wirklich krank sei, konnte man auf den ersten Blick erkennen, denn auf ihren tief eingefallenen Wangen war auch nicht ein Tropfen Blut sichtbar, und ihre Augen blickten so erloschen, wie wenn der Tod bereits mit dem Leben kämpfte. In dem Augenblicke jedoch, wie Arthur Stanton eintrat, richtete sie sich mit Blitzesschnelle und ohne irgend eine Hilfe zur halben Höhe auf, und eine fieberische Gluth überflog ihr Gesicht.

„Sie kommen von meinen Söhnen," rief sie fast athemlos. „Schnell, schnell, lassen Sie mich den bitteren Kelch auf einmal leeren. Bin ich noch Mutter oder . . ."

Sie konnte den Satz vor Aufregung nicht vollenden, aber ihre Augen hafteten mit solch' einem Ausdrucke auf ihm, als wollten sie sein Innerstes durchdringen.

„Beruhigen Sie sich, Madame," erwiederte Arthur Stanton, „Ihre beiden Söhne leben, oder vielmehr," verbesserte er sich, „sie lebten vorgestern Abend, als ich sie verließ, und der Eine von ihnen hatte sogar nicht einmal eine Wunde im Kampfe davongetragen."

„Gott sei gedankt," flüsterte jetzt die Königin, ihre Hände wie zum Gebet faltend, „Gott sei gedankt in alle Ewigkeit! Aber," schrie sie plötzlich laut auf, „täuschen Sie mich nicht? Sir Arthur Stanton, können Sie mir Ihr Wort als Mann geben, daß das, was Sie mir sagten, die reine Wahrheit ist?"

„Ich kann es," entgegnete Arthur Stanton; „allein damit Sie mich nicht mißverstehen, will ich meine Worte näher erklären. Ihre beiden Söhne lebten, als ich sie vorgestern Nacht verließ, doch war der Aeltere schwer verwundet und der Jüngere fühlte sich ohne Zweifel in Folge der Ueberanstrengung unwohl. Der Arzt, der Beide be-

handelt, meinte daher, die Pflege der Mutter wäre unumgänglich nothwendig, und somit übernahm ich es, Ihnen diese Nachricht zu überbringen. Leider finde ich nun aber Eure Majestät erkrankt, und der Zweck meiner Reise . . . .“

„Erkrankt?“ unterbrach ihn die Königin, sich abermals hoch aufrichtend. „Glauben Sie denn, das bischen Unwohlsein werde mich abhalten? Aber — o Gott, o Gott, man wird mir nicht gestatten, Rom zu verlassen!“

„Ich habe dies vorhergesehen, Majestät,“ erwiederte Arthur Stanton, „und von meinem Gesandten einen Paß für Sie nach Florenz ausgewirkt. Natürlich müßten Sie auch für den Anfang die Route dorthin einschlagen, allein sowie Sie das drei Posten von hier entfernte Monterosi, über das die Aufständischen für jetzt wenigstens noch Herr sind, erreicht haben, nehmen Sie die Straße nach Nepi und Foligno, statt der nach Ronciplione und Siena, und wenn Sie die Nacht durch mit Kurierpferden fahren, so können Sie bis morgen früh an Ort und Stelle sein.“

„Aber wo treffe ich meine Söhne?“ fragte die Königin. „Sie haben mir den Ort ihres Verstecks noch nicht genannt.“

„Ich werde Eure Majestät in Monterosi treffen,“ versetzte Arthur Stanton, „und Sie, wenn Sie mir es vergönnen, von da an begleiten. Bis wann ist es Ihnen möglich, von hier fortzukommen?“

„Bis wann?“ rief die Königin. „In zehn Minuten, sogleich, das heißt, so bald mich meine Kammerfrau angekleidet hat und die Postpferde vor dem Hause stehen.“

„Aber,“ versetzte nun Mademoiselle Cochelet, die während der ganzen Unterredung zugegen gewesen war, „bedenken doch Eure Majestät Ihre schwache Gesundheit. Sie können eine solch' anstrengende Reise unmöglich aushalten.“

„Stille, Cochelet,“ erklärte die Königin mit einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, „meine Söhne bedürfen meiner und folglich werde ich zu ihnen eilen.“

In der That ließ sie sich auch sofort, nachdem sie mit Arthur Stanton noch genauere Rücksprache wegen ihres Zusammentreffens genommen hatte, von ihrer Kammerfrau ankleiden, befahl sodann, die nöthigen Koffer zu packen, und betrieb mit Einem Worte die Abreise so außerordentlich, daß sie schon nach einer Stunde im Wagen saß und auf der Straße nach Florenz fortrollte. Ehe wir sie jedoch begleiten können, müssen wir unserem Helden Arthur Stanton folgen, der natürlich Rom nicht verließ, ohne zuvor die Gräfinnen Belgiojoso aufgesucht zu haben. Hätte er es sich erlaubt, blos seinen Gefühlen Rechnung zu tragen, so wäre er natürlich zuallererst nach seiner Ankunft in Rom dorthin geeilt; aber er bezwang sein Herz und vollführte vorher, was ihm die Pflicht vorschrieb. Nunmehr jedoch, als dies geschehen, eilte er mit geflügelten Schritten in das wohl bekannte Haus, und ein Schrei des Entzückens empfing ihn, als Felicitas seiner gewahr wurde. Fast mit derselben Zärtlichkeit kam ihm deren Mutter entgegen, nur war natürlich ihre erste Frage ihr Sohn Alfred. Und welches Glück nun, als sie hörte, derselbe sei zwar verwundet, aber außer aller Gefahr und zugleich in einem so sicheren Versteck untergebracht, daß für den Augenblick wenigstens alle Besorgniß verbannt werden dürfe! Voll Dankbarkeit reichte sie dem Ueberbringer dieser Botschaft die Hand und voll Liebe hing ihr Auge an ihm, denn sie fühlte es wohl, daß es ohne seine Dazwischenkunft ohne Zweifel ganz anders um Alfred stehen würde, als es nunmehr stand. Konnte und durfte sie nach solchen Beweisen seiner Aufopferung je noch daran denken, das Verhältniß zwischen ihm und ihrer Tochter stören oder auch nur nicht gutheißen zu wollen? Schon war sie im Begriffe, die Hände des jungen Liebespaares zu vereinigen, da fuhr ihr plötzlich wieder der Gedanke an den Ohm-Cardinal durch den Kopf, und der bereits gefaßt gewesene Entschluß ward abermals bei Seite gesetzt. Von diesem inneren Seelenkampfe wurden übrigens selbstverständlich die beiden jungen Leute nichts gewahr, denn diese saßen so im Glücke verloren neben

einander, daß sie die ganze Außenwelt darüber vergaßen; allein bald sollten sie aus ihrer Seligkeit aufgeschreckt und zugleich die Mutter zu einem letzten und endgiltigen Entschlusse gebracht werden.

Die Gräfin Belgiojoso hatte nämlich sogleich nach der Ankunft Arthur Stantons ihrem Ohm, dem Cardinal Doria, ein versiegeltes Billet geschickt, worin sie ihm die soeben empfangenen Nachrichten meldete. Sie hielt dies für ihre Pflicht, weil sie wußte, daß der Kirchenfürst eine gar tiefe Zuneigung zu ihrem Sohne Alfred hege und mit unendlicher Begierde auf alle Nachrichten über ihn warte. Plötzlich öffnete sich die Thür und Seine Eminenz trat unangemeldet ein; sein sonst so leutseliges und wohlwollend lächelndes Gesicht aber war diesmal ungemein ernst und von tiefen Falten beschattet.

„Eure Eminenz in eigener Person?“ rief die Gräfin Belgiojoso halb erfreut, halb erschrocken, während Arthur Stanton und Felicitas unwillkürlich weiter auseinander rückten.

„Stille, meine Nichte,“ entgegnete der Cardinal kurz, „und sorge dafür, daß wir unter keinen Umständen gestört werden. Sir Arthur Stanton,“ wandte er sich dann an diesen, „ich bin froh, Sie noch zu treffen, denn ich habe Hochwichtiges mit Ihnen zu reden. Haben Sie die neueste Proklamation, die im Namen Seiner Heiligkeit erlassen wurde, gelesen? Nicht?“ fuhr er fort, als Arthur mit dem Kopfe schüttelte. „Hier ist sie!“

Er zog ein großes gedrucktes Plakat aus der Tasche und überreichte es dem jungen Manne. „Sie mögen es später mit Muße lesen“, sprach er dann weiter, „aber für jetzt haben Sie keine Zeit dazu. Dasselbe enthält übrigens nichts Anderes denn die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie für Alle, welche sich am Aufstande betheiligten. Merken Sie wohl, für Alle ohne Unterschied, also für die Anführer so gut als für die Gemeinen, für die Höhergestellten wie für die Geringeren. Es wird demnach ein großer Jubel entstehen, denn natürlich hat Niemand Ursache, an der Wahrheit der Amnestie zu zweifeln, da ja der Cardinallegat Benvenuti, welchen

der Pabst beauftragte, mit den Rebellen zu unterhandeln, sein heiliges Wort für deren genaue Einhaltung verpfändet hat. Dennoch aber, sage ich Ihnen, wird die Amnestie nicht gehalten werden, sondern Gregor XVI. wird sie, sobald er der Rebellen habhaft ist, für null und nichtig erklären, und wenn man auch vielleicht die minder Gravirten nicht weiter behelligt, so bemächtigt man sich um so gewisser der Hervorragenderen."

„Aber dies wäre ja ein meineidiger Treubruch," rief Arthur Stanton voll tiefen Unwillens.

„Ketzern und Rebellen braucht man kein Wort zu halten," erwiederte die Eminenz mit einem fast unmerklichen Zucken seiner farblosen Lippen. „Genug, es ist beschlossen, daß man den Verworfenen — dies ist der Wortlaut des Beschlusses — den Verworfenen, welche mit tempelschänderischen Händen Verheerung und Jammer in das Gebiet des heiligen Vaters trugen, keine Gnade angedeihen lassen will, sondern daß man sie entweder dem Scharfrichter überliefert oder doch zu immerwährendem Gefängniß verurtheilt."

„Dann ist Alfred verloren," kreischte die Gräfin Belgiojoso, welche vor Entsetzen fast in die Kniee sank.

„Er ist es nicht," sprach der Cardinal, indem er seine Augen durchdringend auf Arthur Stanton ruhen ließ; „er ist es nicht, so wenig als die übrigen Führer des Aufstandes, wenn es ihnen gelingt, über das Meer in ein anderes Land zu entfliehen. Noch ist Ancona nicht von den Oestreichern besetzt und im großen Hafen dieser Handelsstadt liegen immer englische oder griechische Schiffe, auf welchen es leicht ist, nach Korfu zu entkommen. Ich hoffe," setzte er mit einem abermaligen eigenthümlichen Blick auf Arthur Stanton hinzu, „mich deutlich genug ausgedrückt zu haben."

„Eminenz," rief Arthur in seiner gewohnten entschlossenen Weise, „ich danke Ihnen im Namen der Patrioten, die, auf das heuchlerische Amnestiedekret sich verlassend, dem Verderben in die

Hände gelaufen wären. Mein Wort darauf, ich erreiche Ancona, ehe die Oestreicher dahin kommen, und eine Stunde nach meinem Eintreffen daselbst werden alle unsere Tapferen eingeschifft sein."

„Aber Alfred ist verwundet," schluchzte jetzt Felicitas in unaussprechlicher Angst. „Er wird nicht zu Schiff gebracht werden können."

„Er wird doch gerettet werden," erklärte Arthur Stanton, sie zärtlich aufrichtend. „Baue auf mich, Du Kleinod meines Lebens."

Er griff nach seinem Hute, um sich schnellstens zu verabschieden; da trat der Cardinal an seine Seite und breitete die Hände wie segnend über ihn aus.

„Alfred Belgiojoso," sprach der greise Kirchenfürst mit vor Rührung zitternder Stimme; „Alfred Belgiojoso, mein Großneffe, ist der Letzte seines Stammes; rette ihn, Arthur Stanton, und ich will Dich mit Freuden meinen Sohn nennen!"

„Auch ich, auch ich," schluchzte die Gräfin Belgiojoso plötzlich mit neu erwachtem Muthe aufspringend. „Felicitas ist die Ihre, wenn Alfred dieser Noth entkommt."

Arthur Stanton erwiederte keine Sylbe, aber stürmisch umarmte er Felicitas und eilte dann über Hals und Kopf seiner Wohnung zu, wo sein Diener Duffy bereits seit einiger Zeit mit den bestellten Kurierpferden seiner wartete.

Vorwärts ging's nun, was die Pferde laufen konnten, denn die Postillone Italiens sind reichen Trinkgeldern fast noch zugänglicher, als die anderer Länder, und daß Arthur Stanton hierin nicht geizte, wird man sich wohl denken können. In Monterosi traf er mit der Gräfin von St. Leu, wie es abgemacht war, zusammen, und sie setzten nun die fast übermäßig eilfertige Reise gemeinsam fort. Nachts spät ward das Städtchen Foligno erreicht, und sofort wurde die Route nach Fossombrona eingeschlagen, ohne daß sie sich nur einen Augenblick lang Ruhe gegönnt hätten. Wohl bat Mademoiselle Cochelet ihre hohe Herrin mehr als einmal, sich zu schonen, weil die zarte Constitution der Königin solch' furchtbaren Strapazen nothwendig

erliegen müsse; aber die einzige Antwort Hortensias bestand darin, daß sie ihren Begleiter, den Helden unserer Erzählung, bat, die Postillone zu noch größerer Eile anzutreiben. So kamen die Reisenden endlich am Morgen des neunundzwanzigsten in aller Frühe in Fossombrona an, aber hier dauerte es einige Zeit, bis sie weiter befördert wurden. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß die Oestreicher bereits bis Pesaro vorgerückt seien, und der Posthalter weigerte sich deßhalb, neue Pferde vorspannen zu lassen, da dieselben möglicherweise von den Oestreichern confiscirt werden könnten. Der englische Paß jedoch, den Arthur Stanton vorwies, imponirte schließlich dem furchtsamen Italiener, und da man ihm noch überdies den doppelten Fuhrlohn bezahlte, so willigte er endlich ein, die Reisenden weiter zu befördern. Fort ging's also von neuem der nächsten Station Urbino zu, von wo aus man nur noch eine einzige Post nach San Marino hatte, allein in der Nähe von Urbino angelangt gab's neue Hindernisse. Ein hastig Vorübergehender erzählte den Postillonen, wie sie langsam einen Bergabhang hinauffuhren, daß die Kroaten schon ganz in der Nähe bei Fano herumstreiften, und in der Angst vor dieser wilden Völkerschaft weigerten sich die Bursche geradezu, weiter zu fahren.

„Gibt's keinen näheren Weg nach San Marino, auf dem man Urbino gar nicht berühren muß?“ rief Arthur Stanton aus dem Wagen springend.

„Es gibt wohl einen,“ erwiederte einer der Postillone, „aber er ist so schlecht, daß man ihn kaum befahren kann, und überdem sind wir blos bis Urbino bezahlt.“

„Hundert Lire jedem von euch, wenn ihr uns diesen Weg führt,“ fuhr Arthur entschlossen fort. „Weigert ihr euch dessen, so jage ich euch eine Kugel durch den Kopf.“

Er zog seine Pistole und sein Diener Duffy that alsbald das Gleiche. Dies Argument wirkte und den Augenblick darauf ging's auf dem unebenen Wege alsbald wieder im Galopp vorwärts.

Eine Stunde darauf sahen sie San Marino auf der Anhöhe vor sich liegen; doch fuhren sie nicht hinein, sondern bogen rechts ab nach dem Landhause des Arztes, dessen Lage Arthur Stanton sich genau gemerkt hatte. Nur schwer verstanden sich die Postillone auch noch zu dieser Routeabänderung; aber ein Versprechen von weiteren hundert Lire that Wunder. Endlich, endlich gegen Mittag erreichte man das ersehnte Ziel, aber welch' neue Schreckensbotschaft erwartete sie hier? Alfred Belgiojoso allerdings befand sich auf dem Wege der Besserung und Arthur Stanton dankte Gott inbrünstig für diese Gnade. Aber mit Graf Pepoli war es vor kurzem zu Ende gegangen und der ältere Prinz Bonaparte lag schon seit gestern in kühler Erde gebettet. Ja noch mehr, die Krankheit des jüngeren Bonaparte, welche der Arzt prophezeit hatte, machte sich bereits in seinem Gesichte bemerklich, obwohl derselbe noch keineswegs die Gewalt über seine Glieder verloren hatte!

Der Eindruck, welchen all' dies auf die Königin Hortense hervorbrachte, war ein erschütternder, und Arthur Stanton fürchtete schon, daß sie denselben nicht überleben könnte; aber siehe da, mit einer mehr als staunenswerthen Energie gebot sie urplötzlich ihren Thränen und entwickelte von nun an eine geistige Kraft, als ob ihre Nerven von Eisen wären.

„Ich habe einen Sohn verloren," sagte sie zu Arthur Stanton, „aber Gott wird mich stärken, daß ich den zweiten erhalten kann."

„Dann lassen Sie uns sogleich nach Ancona aufbrechen," erwiederte Arthur Stanton, „damit wir es erreichen, ehe es zu spät ist."

Sie wußte, daß es so sein mußte, denn Arthur hatte ihr während der Herreise die ganze verrätherische Handlungsweise der römischen Regierung auseinandergesetzt; aber dennoch zauderte sie, denn sie fürchtete, die Fahrt möchte ihrem Kranken Gefahr bringen. Allem Zureden jedoch wurde ein schnelles Ende gemacht, als nunmehr nach einem Aufenthalte von nur wenigen Viertelstunden die

sichere Nachricht einlief, daß die Oestreicher im Begriffe seien, von Rimini aus San Marino zu besetzen.

„Es ist möglich, daß die nahende Krankheit des Prinzen sich durch die Reise nach Ancona um so schneller entwickelt," erklärte der zu Rathe gezogene Arzt, „und ebenso ist es möglich, daß die Wunden Alfred Belgiojoso's wieder aufbrechen; aber immer besser, als dem Feinde in die Hände zu fallen, der mit unseren Kranken nur kurzes Federlesen machen würde. Damit jedoch für alle Zufälle gleich Hilfe bereit ist, werde ich selbst mit von der Partie sein und meine Patienten nicht verlassen, als bis sie in Ancona sicher untergebracht sind."

Es gelang, von San Marino Pferde herbeizuschaffen, und nachdem man den Prinzen nebst Alfred Belgiojoso sorgsam in den Wagen Arthur Stantons, in welchem die Königin mit ihrer Kammerfrau ebenfalls Platz nahmen, gepackt, trat man die Reise nach Ancona an. War aber schon die Fahrt von Rom bis nach dem Landhaus des Arztes von schrecklichen Umständen begleitet gewesen, so war es diese Fahrt noch weit mehr! Die elendesten Nebenwege mußten gewählt werden, um den Vorposten des Feindes nicht in die Hände zu fallen, und mehr als einmal lag die Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen, in welchem der Wagen nothwendig in Trümmer hätte gehen müssen, äußerst nahe. Dazuhin dann noch die furchtbare innere Aufregung! Wahrhaftig es gehörte ein Heroismus sonder gleichen dazu, um derartigen Qualen nicht zu erliegen, und wer hätte also eine solche Kraft hinter einer schwachen Frau gesucht? Dennoch aber verlor die Königin Hortense nicht ein einziges Mal die Gewalt über sich selbst, obwohl sie so bleich dreinschaute, wie der Engel des Todes selbst!

In Sinigaglia, einer kleinen Station unweit von Ancona, bog man auf die Landstraße ein, und da die Oestreicher noch nicht bis hieher vorgedrungen waren, so konnte man sich endlich einige Erholung gönnen. Menschen sowohl als Thiere waren derselben im höchsten Grade bedürftig, und man mußte es daher als eine wahre

Wohlthat ansehen, daß der Besitzer des dortigen Posthauses sich in jeglicher Beziehung gefällig erwies. Wie man nun aber die beiden Kranken des Näheren besichtigte, hilf Himmel, welch' große Veränderung war mit ihnen vorgegangen? Der Arzt hatte Recht gehabt, die Wunden Alfred Belgiojoso's waren von neuem aufgebrochen und zeigten bereits den Anfang einer Entzündung, den Leib Louis Napoleons aber bedeckten große rothe Flecken, und sein Gesicht flammte, wie wenn ein mächtiges Feuer unter seiner Haut wüthete. Von einer Fortschaffung derselben zur See konnte also keine Rede sein, weder bei dem Einen noch bei dem Andern, denn sie hätten nothwendig den Tod davon getragen.

Diesem Schlage war selbst der Heroismus der Königin Hortensia nicht gewachsen. So nahe am Ziele, und den Sohn doch nicht retten können — dies war zu viel! Todesmüde sank sie zusammen und ein Thränenstrom entrann ihren Augen. Auch Arthur Stanton stand eine Zeit lang entmuthigt und eine tiefe Wehmuth wollte sich seiner bemächtigen. Plötzlich aber schoß ein neuer Gedanke durch sein Gehirn und blitzenden Auges trat er zur Königin.

„Majestät," flüsterte er ihr zu, „ich denke Sie sagten mir, einer ihrer Verwandten besitze in Ancona ein Haus, das Ihnen zur freien Verfügung stehe und in welchem Sie vor neugierigen Blicken so ziemlich geschützt seien?"

„So verhält es sich in der That," erwiederte die Königin.

„Und können Sie sich auch auf Ihre Kammerfrau verlassen?" fragte er leise weiter. „Ich meine nicht sowohl auf ihre Treue, als auf ihren Verstand, ihren Muth und ihre Entschlossenheit."

„Sie ist klüger und besonnener als ich," entgegnete Hortensia, „und würde für mich durch's Feuer gehen."

„Dann wird Ihr Sohn gerettet werden," erklärte nun Arthur Stanton in entschiedenem Tone.

Erstaunt sah ihn die Königin an, aber er gab ihr für jetzt

keine weitere Auskunft. „Ich werde Ihnen auf der Fahrt nach Ancona Alles auseinandersetzen," sagte er, indem er sich hastig an einen Tisch setzte, um einige Zeilen auf ein Blatt Papier zu schreiben. Dann bestellte er Kurierpferde für seinen Diener Duffy, und instruirte denselben, was er zu thun habe. „Duffy," sprach er zu ihm, „Du hast mir schon Großes geleistet, aber einen Dienst wie den jetzigen habe ich noch nie von Dir verlangt, denn Du mußt nunmehr für mich lügen. Hier nimm diesen Zettel und eile sofort nach Ancona. Dort haben sich Tausende von flüchtigen Patrioten gesammelt und nicht wenige von ihnen, wie z. B. den Grafen Zucchi, den General Sercognano, den Marchese Vicini und Andere kennst Du von Person. Es wird Dir nicht schwer werden, den Einen oder den Andern von ihnen aufzufinden, und sobald Du ihn gefunden hast, gibst Du ihm diese Zeilen. Darin steht geschrieben, daß die Amnestie nicht gehalten werde und daß deßhalb Jeder, der nicht Gefängnißkost essen oder um einen Kopf kürzer werden wolle, schleunigst die Flucht über's Wasser auf eine der englischen Inseln ergreifen müsse. Dies hätten, so steht weiter in meinem Briefe, die beiden Prinzen Bonaparte nebst dem Grafen Alfred Belgiojoso und Anderen bereits gethan, das heißt sie hätten sich in Fano auf einer Barke nach Korfu eingeschifft. Merke Dir's also: Alfred Belgiojoso und die beiden Bonaparte, wohlverstanden die beiden, haben sich nach Korfu gerettet, und dies hast Du mit eigenen Augen gesehen, denn Du standest hinter Deinem Herrn, der sie persönlich über das schmale Brett auf die Barke hinübergeleitete, nachdem sie sich von ihrer Mutter, der Frau Königin Hortensia, verabschiedet. Hast Du mich begriffen?"

„Denke, ich hab'," erwiederte Duffy blinzelnd. „Ich werd's beschwören, daß die beiden Prinzen nebst dem Grafen Alfred nach Korfu abgefahren sind und daß also die Herren Oestreicher das Nachsehen haben werden. Verlassen Sie sich auf mich, Sir Arthur,

in zwei Stunden soll die Nachricht in ganz Ancona verbreitet sein."

Arthur Stanton winkte. „Noch eins, Duffy," setzte er dann noch hinzu. „Wenn Du Deinen Brief abgeliefert hast, so miethest Du für mich im ersten Gasthof eine Reihe von Zimmern und bewilligst dem Wirthe jeden Preis, den er von Dir fordern mag. Bist Du auch damit fertig, so erwartest Du mich am Thore, durch welches wir einpassiren müssen."

Kein Wort wurde weiter gewechselt, und einige Minuten später fuhr Duffy mit Kurierpferden nach Ancona ab. Die übrige Gesellschaft mit den Kranken folgte langsam nach und nun natürlich zögerte Arthur Stanton nicht länger, die Königin Hortense nebst dem Arzte in seine Pläne einzuweihen. Beiden leuchtete der Gedanke augenblicklich ein und der Arzt erklärte sich zu seiner Beihilfe bereit, die Königin aber, deren Augen wieder heiterer blickten, rief sogleich ihre Kammerfrau zu sich, um dieselbe in der Rolle, die ihr dabei zugedacht war, zu instruiren. So wurde jede Kleinigkeit ganz genau verabredet, und wie man endlich in der Dunkelheit Ancona erreichte, zweifelten Alle nicht mehr daran, daß das waghalsige Spiel von ihnen gewonnen werden würde. Ja sie waren dessen sogar gewiß, weil man bei ihrer Einfahrt durch das Thor weder von ihnen selbst noch von dem Wagen, auf dem die Kranken lagen, die geringste Notiz nahm, den einzigen Duffy ausgenommen, der ihrer dort schon längere Zeit wartete!

Dies hatte jedoch seinen natürlichen Grund. Die geschlagene Armee der Aufständischen nämlich war, wie wir oben schon gesehen haben, zum größten Theile flüchtigen Fußes nach Ancona geeilt, und eben dahin hatte man auch den Sitz der provisorischen Regierung verlegt, so daß sich also hier der Rest der Insurrection zusammenfand. Unter den vielen Flüchtlingen nun mußte natürlich die am siebenundzwanzigsten März verkündigte Amnestie einen großen Jubel verbreiten, und an diesem Jubel nahm die ganze Bevölkerung

Antheil. Um so größer aber war der Rückschlag, als nun zwei Tage später, am neunundzwanzigsten Abends, sich auf einmal die Nachricht verbreitete, die päbstliche Regierung werde das vom Cardinallegaten Benvenuti verpfändete Wort nicht einlösen, sondern wolle die Amnestie nur als Köder benützen, um die Häupter des Aufstandes und dessen vorzüglichste Theilnehmer desto sicherer zu fangen. Ein furchtbarer Schrecken ergriff die Meisten, und da man zu gleicher Zeit auch die Gewißheit erhielt, daß die Oestreicher nicht mehr allzu ferne ständen, so steigerte sich der Schrecken fast zur Verzweiflung. Viele Hunderte stürzten zum Hafen hinab, um sich auf eines der dort befindlichen Schiffe zu retten, und das Geschrei „nach Korfu oder nach Griechenland" wurde allgemein. So kam nach und nach die ganze Stadt in Bewegung, und die ganze Nacht vom neunundzwanzigsten bis zum dreißigsten März herrschte eine Verwirrung, wie man sie sich nicht toller denken kann. Begreift man es nun, warum kein Mensch von unseren Reisenden Notiz nahm, als sie durch's Thor hereinfuhren?

Uebrigens nicht blos unter dem Thore nahm man keine Notiz von ihnen, sondern auch auf den Straßen rannte, wer ihnen begegnete, mit größter Eile an ihnen vorüber. So kamen sie fast unbemerkt vor das Haus, in welchem die Königin Hortensia ihr Absteigquartier nehmen wollte, und voll Ehrerbietung empfing sie daselbst der Haushofmeister. Er wollte ihr die besten Zimmer in der ersten Etage anweisen, aber sie nahm sie nicht an, sondern verlangte im zweiten Stocke einlogirt zu werden. „Die Lokalitäten weiter oben," sagte sie, „entsprechen meinem Zwecke für diesmal besser, denn ich habe eine schwer kranke Kammerfrau, deren Zimmer ich von meinem Wohngemach aus übersehen will." Der Haushofmeister fügte sich natürlich, und so wie er die Zimmer aufgeschlossen hatte, nahm ihn die Königin bei Seite, um ihm einige Aufträge zu geben; während dem aber trug Arthur Stanton mit Hilfe Duffy's den tief in Decken und Teppiche eingehüllten Louis Napoleon hinauf

und placirte ihn in dem Lokale, welches seine Mutter für denselben schon zum voraus ausersehen hatte. Dies war ein ungemein kleiner und dunkler Alkoven, welcher von einer schmalen Bettstelle ganz ausgefüllt wurde und also kaum Luft genug enthielt, daß Jemand darin Athem schöpfen konnte. Dagegen aber lag er hinter einer großen Himmelbettstelle, die im Nebengemache stand, so gut versteckt, daß ein Uneingeweihter ihn gar nicht zu entdecken vermochte, und somit konnte er als ein wirklich ausgezeichnetes Versteck gelten. Wo wäre also Louis Napoleon sicherer aufgehoben gewesen? Kaum übrigens hatte man ihn in sein Versteck gebracht, so legte sich Mademoiselle Cochelet in das große Himmelbett, von dem wir soeben gesprochen, und galt von nun an als überaus schwer erkrankt, hiedurch dem vertrauten Arzte, der mit von San Marino hereingekommen war, Ursache gebend, tagtäglich ein paar Besuche im Hotel der Königin Hortensia abzustatten.

Der eine Theil des Planes, den Arthur Stanton entworfen, war also gelungen, und nicht minder leicht ging es, den zweiten durchzuführen. Kaum nämlich hatte sich der junge Engländer von der Gräfin von St. Leu verabschiedet, so befahl er dem Gasthofe zuzufahren, in welchem Duffy Zimmer für ihn gemiethet hatte, und dieser Gasthof, la Grande Bretagne, lag so nahe, daß man im Augenblicke vor ihm hielt. Alles schien übrigens in dem großen Hause verödet, denn es zeigte sich weder jene Menge von geschwätzigen Kellnern, denen man sonst in Italien begegnet, noch waren mehr als ein paar einzelne Zimmer erleuchtet. Der Wirth dagegen erschien sogleich und entschuldigte sich bei der Excellenza mit dem allgemeinen Wirrwarr, der in jedem Hause der Stadt herrsche.

„Alle Ecken meines Hotels hatte ich vollgepfropft,“ sagte er, „aber seit einer Stunde sind die Gäste sämmtlich verschwunden, und meine ganze Dienerschaft hat vollauf damit zu thun, das Gepäck der Herren an den Hafen hinabzutragen. Excellenza soll aber deßwegen doch ausgezeichnet bedient werden, ganz Ihrem hohen Range gemäß.“

„Sie haben also Revolutionäre beherbergt?" meinte Arthur Stanton trocken. „Dies dürfte Ihnen von den in ein paar Stunden einrückenden Oestreichern keine besonderen Annehmlichkeiten zuziehen."

„O Excellenza," rief der Wirth, sich bis zum Erdboden verneigend, „was konnte ich machen? Aber wenn Sie mir Ihren hohen Schutz angedeihen lassen wollten — vor Engländern haben die Oestreicher doch noch Respekt; mit uns armen Italienern dagegen gehen sie um, als wären wir zu ihren Fußschemeln geboren."

„Ich will mich Ihrer annehmen," erwiederte Arthur Stanton vornehm; „dagegen aber merken Sie sich Eines. Ich lasse mich nur von meinen eigenen Leuten bedienen und verlange daher, daß Niemand meine Zimmer betritt, als wem ich Erlaubniß dazu gebe. So, nun helfen Sie meinem Burschen, seinen verwundeten Kameraden die Treppe hinauf zu führen. Wir sind in die Hände von Räubern gefallen und diese haben uns bös mitgespielt."

Auf diese Art gelang es, Alfred Belgiojoso in eines der oberen Gemächer, welche Arthur Stanton gemiethet hatte, zu bringen, ohne daß man in ihm, da sein Gesicht vorher über und über mit Pflastern bedeckt worden war, einen Andern vermuthet hätte, als einen der Diener des vornehmen englischen Herrn, und nunmehr, als er es so weit gebracht, wagte es der Letztere, zum ersten Male wieder frei aufzuathmen. Doch der andere Tag schon brachte neue Sorgen und Aengsten, obwohl weniger für ihn, als für die Königin Hortensia, deren Schicksal so eng mit dem seinigen verkettet war.

Noch hatte sich nämlich nicht das volle Sonnenlicht am andern Morgen eingestellt, als auf einmal kriegerischer Lärm ertönte und unter lautem Trommelgewirbel die Oestreicher ihren Einzug in die wehrlose Stadt begannen. Die ganze Einwohnerschaft kam sofort in Allarm, und da natürlich in alle Häuser schwere Einquartirung gelegt wurde, so kann man sich wohl denken, wie viel Sorge und Noth dadurch entstand. Auch der Wirth zur Grande Bretagne wurde

überreichlich bedacht, allein weil außer dem vornehmen Engländer, welcher die besten Zimmer in Beschlag genommen hatte, auch noch zwei französische Offiziere, welche ebenfalls ein gutes Quartier in Anspruch nahmen, in der Nacht angekommen waren, so mußte man doch einige Rücksicht auf ihn nehmen. Die beiden Offiziere reisten zwar allerdings, wie ihr Paß besagte, nur des Vergnügens wegen, allein man vermuthete deßhalb doch hinter ihrem Besuche einen halbofficiellen Charakter und hielt sie für nichts Anderes, denn für Abgesandte Louis Philipps, des Königs von Frankreich, beauftragt, die Fortschritte der östreichischen Armee zu überwachen. Fast in demselben Lichte erschien dem östreichischen Oberkommando der Engländer, und selbst angenommen, daß diese Voraussetzung falsch sei, so mußte man sich doch hüten, ihn offen zu beleidigen, da ja die englische Regierung das Recht Oestreichs, in den päbstlichen Staaten zu interveniren, nicht anerkannt hatte und diese Nichtanerkennung leicht in einen Protest umwandeln konnte. So blieb also Arthur Stanton nebst den beiden französischen Offizieren ganz unbehelligt in seinem Hotel, obwohl man es natülich an heimlicher Ueberwachung, ob er nicht unter der Hand mit den Insurgenten und deren Freunden in Verbindung stehe oder sie gar unterstütze, nicht fehlen ließ. Ganz anders dagegen verfuhr man mit der Gräfin von St. Leu, denn wenn dieselbe auch an der Revolution keinen unmittelbaren Antheil genommen oder sich nicht (dies war der diplomatische Ausdruck) „persönlich compromittirt" hatte, so waren ihre Söhne um so thätigere Haupttheilnehmer gewesen, und man konnte die Mutter also mit vollkommenstem Rechte wenigstens der „moralischen Mitschuld" zeihen. Das Oberkommando der östreichischen Streitkräfte dachte demgemäß alles Ernstes daran, sie in Verhaft zu nehmen, und unterließ dies nur in Rücksicht der Schmach, welche die Gefangenschaft eines Weibes nothwendigerweise nach sich gezogen hätte, sowie weil von Wien aus vorderhand noch keine genauen Weisungen hierüber vorlagen. Stand man aber auch von einer Verhaftnahme ab, so war man um so

mehr darüber im Reinen, daß man sie aus Ancona ausweisen müsse, denn ihr Paß lautete ja auf Florenz, und — was hatte sie überhaupt in Ancona zu thun? Im nächsten Augenblicke übrigens schon stand man auch wieder von einer Ausweisung ab, allein nicht wegen einer etwaigen Rücksichtnahme auf ihre Person, sondern weil man einen gewissen Zweck damit zu erreichen hoffte. Unmittelbar nämlich nach dem Einmarsche der Oestreicher wurden eine Menge von Verhaftungen vorgenommen, und insbesondere fahndete man nach den Koryphäen des verunglückten Aufstandes, also nach den beiden Bonaparte (denn man wußte damals noch nicht, daß der ältere bereits todt war), nach den Generalen Sercognani und Zucchi, nach den Grafen Mamiani, Pepoli, Belgiojoso und Anderen. Da zeigte es sich nun aber — und da alle Nachrichten, die man einzog, hierüber einstimmig waren, so ließ sich an der Wahrheit derselben durchaus nicht zweifeln —, daß diese Koryphäen sämmtlich die Nacht zuvor auf verschiedenen Schiffen das Weite gesucht hätten, und die Hoffnung, wenigstens Einige derselben zu fangen, wurde also dadurch total zu nichte gemacht. Daß nun hierüber die Oestreicher nicht gerade erfreut waren, wird man sich wohl denken können, und vor Allem erregte es ihre Wuth, daß auch die Prinzen Napoleon, auf deren Beibringung man das äußerste Gewicht legte, entkommen sein sollten. Allerdings beorderte nun der Oberkommandant, Feldmarschall-Lieutenant Frimont, sogleich einige in Ravenna liegende östreichische Kreuzer, auf die Schiffe, in welchen die Anführer entflohen waren, zu fahnden, allein wie unwahrscheinlich war nicht der Erfolg?*) Doch, so fragte man sich plötzlich, hatte es nicht viel für sich, anzunehmen, oder vielmehr war es nicht beinahe gewiß, daß die Mutter der beiden

*) Eines der Schiffe, nämlich dasjenige, auf welchem sich der General Zucchi und verschiedene Modenesen befanden, wurde auch wirklich aufgebracht, und Zucchi erhielt durch Kriegsspruch zwanzig Jahre schweren Kerker in Munkatsch. Die Andern kamen in die Bleikammer nach Venedig, wo sie ebenfalls eine Reihe von Jahren schmachten mußten.

gefürchteten Prinzen noch immer in Verbindung mit ihnen stand, und daß man also durch deren genaue Ueberwachung möglicherweise herausbringen konnte, wohin sich die Flüchtlinge gewendet? Hatte man aber einmal ihren Zufluchtsort erkundet, dann konnte es auch nicht allzu schwer fallen, sie aus demselben herauszulocken und sich ihrer schließlich doch noch zu bemächtigen! So dachte der östreichische Obergeneral, und um nun die Ueberwachung der Königin recht consequent durchzuführen, nahm er alsbald mit seinem ganzen Stabe Quartier in demselben Hause, in dessen oberem Stocke Hortensia ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Ja nicht genug damit — der Mann, dessen ganzes Streben darnach ging, ihren Sohn gefangen zu nehmen, machte ihr gleich nach seinem Einzug in das Hotel seine Aufwartung, und sie mußte ihn in ihrem Salon, welcher unmittelbar an das Schlafgemach mit dem bewußten Alkoven stieß, empfangen; aber gerade die Nähe und Furchtbarkeit der Gefahr stählte ihren Geist, und nie zeigte sie einen größeren Heroismus und eine vollkommenere Selbstbeherrschung, als an diesem Tage!

Der General fand sie nämlich bei seinem Eintreten am Piano sitzend und einen Vers aus dem Lied: Partant pour la Syrie singend. Sobald sie aber des alten Kriegers ansichtig wurde, stand sie höflich auf und ging ihm lächelnden Antlitzes entgegen.

„Ich freue mich," eröffnete der General, der im Augenblicke begriffen hatte, warum die Königin gerade jenes Lied sang, das Gespräch, „ich freue mich, die Frau Gräfin von St. Leu in so munterer Stimmung zu finden."

„Warum," erwiederte sie in der ungezwungensten Weise von der Welt, „warum sollte auch eine Mutter nicht fröhlich sein, welche endlich der Angst, die sie für ihre Kinder haben mußte, entledigt ist? Aber," fuhr sie nicht ohne Spott fort, „ich berühre eine unangenehme Saite bei Ihnen, da ich weiß, daß durch die gelungene Flucht meiner beiden Söhne die Erfüllung eines der Lieblingswünsche der östreichischen Regierung vereitelt worden ist."

„Madame," entgegnete der General, „die Heimath . . ."

„Mein Herr," unterbrach ihn Hortensia, die es ohne Zweifel darauf abgesehen hatte, den alten Feldmarschall in Harnisch zu bringen. „Mein Herr, es gab eine Zeit, wo mich Ihr Herr und Kaiser mit Majestät anredete, und ich hoffe, daß Sie sich nicht rücksichtsloser benehmen werden, als Ihr Regent."

Doch der Feldmarschall-Lieutenant nahm keine Rücksicht auf diese Unterbrechung, sondern fuhr ganz ruhig in seinem früheren Tone fort. „Madame," sagte er, „die Heimath Ihrer Söhne ist nicht Italien und noch weniger der Kirchenstaat. Darum, wenn dieselben es versuchten, die bestehende Regierung umzustürzen, so gilt für sie nicht einmal der Milderungsgrund, den unzufriedene und sich bedrückt glaubende Unterthanen für sich anführen können, sondern sie sind Hochverräther im strengsten Sinne des Wortes. Von diesem Gesichtspunkt geht meine Regierung aus und ich thue nur meine Pflicht, wenn ich ganz denselben Grundsätzen huldige."

„Um so mehr habe ich Grund, mich zu freuen," versetzte sofort Hortensia, den General abermals spöttisch fixirend, „daß meine Söhne längst außer dem Bereiche ihrer Feinde sind."

„Zugegeben, Madame," versetzte der alte Krieger kaltblütig; „aber," meinte er dann plötzlich, der Königin voll in's Gesicht schauend, „wenn Ihre Söhne in Sicherheit sind, welchen Zweck hat dann Ihre längere Anwesenheit hier in Ancona?"

„O," meinte die Königin lachend, „die Annehmlichkeit der östreichischen Besatzung hält mich sicherlich nicht zurück. Im Gegentheil wäre ich, nachdem ich von meinen Söhnen Abschied genommen, sogleich abgereist, wenn mich nicht die gefährliche Krankheit meiner Kammerfrau — sie ist mir übrigens weniger Kammerfrau als Freundin — nöthigte, deren Genesung hier abzuwarten."

In diesem Momente ließ sich vom Nebenzimmer her ein leises Stöhnen vernehmen, gerade wie wenn Jemand mit Gewalt einen lauteren Schmerzenston unterdrückte, und urplötzlich wurde nun die

Königin so weiß wie die Wand, denn sie wußte nur zu gut, von wem dieses Stöhnen ausgehe. Doch nicht eine Sekunde lang dauerte es, so hatte sie sich schon wieder vollständig gefaßt.

„Die arme Cochelet!" rief sie. „Ach, sie leidet furchtbar und die Aerzte kennen keine Linderung. Entschuldigen Sie also für einen Augenblick, mein General, denn ich habe wenig Dienerschaft und unterziehe mich deßhalb persönlich ihrer Verpflegung."

Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre in das anstoßende Schlafgemach und ließ dieselbe weit aufstehen. Dann trat sie an das große Himmelbett, in welchem die Kammerfrau lag, machte ihr die Kissen zurecht und gab ihr schließlich einen Löffel voll von der nebenan stehenden Arznei, indem sie sich zugleich gütig nach deren Befinden erkundigte; der General aber trat bis unter die Thüre, welche in das Schlafgemach führte, und sah sofort mit eigenen Augen die krank im Bette liegende Demoiselle Cochelet, denn daß der wirklich Kranke hinter dem Himmelbett in dem verborgenen Alkoven versteckt sei — wie hätte er dies ahnen können?

Gleich darauf verabschiedete er sich, vollkommen überzeugt, daß die beiden Söhne Hortensia's ganz sicher aufgehoben sein müßten. „Ihre Mutter hätte sonst nicht in diesem spöttisch-höhnischen Tone sprechen können," murmelte er vor sich hin.

Noch am nämlichen Abende machte er einen Bericht nach Wien, worin er diese seine Ansicht klar auseinanderlegte.

## Achtes Kapitel.

## Die Errettung Louis Napoleons.

Wir sind nun nahezu am Schlusse unserer Erzählung angelangt und können das Ende derselben mit verhältnißmäßig wenigen Sätzen geben.

Volle drei Wochen bedurfte es, bis die Entzündungskrankheit Louis Napoleons sich gelegt hatte, und während dieser ganzen Zeit durfte er den engen, schmalen und dunklen Alkoven nicht verlassen. Während dieser ganzen Zeit raste das Fieber durch seine Adern, und er lag in einem Raume, der ihm kaum Athem zu holen gestattete. Während dieser ganzen Zeit durfte er kein lautes Wort reden und mußte sogar den Reiz zum Husten mit Gewalt unterdrücken, aus Angst, gehört und verrathen zu werden. Ja während dieser ganzen Zeit sah er nie Sonne oder Mond, nie Licht oder Sterne, und es nahm sich gerade so aus, als ob sein winziges Kloset durch das mächtige Bett, in welchem Mademoiselle Cochelet die Kranke spielte, in ein finsteres Grabgewölbe verwandelt worden wäre. So furchtbar er nun aber auch unter diesen Entbehrungen litt, so erschienen doch seine Leiden als eine wahre Kleinigkeit gegen die seiner Mutter. Ihr Herz war vom Schmerz über den Tod ihres Aeltesten zerrissen, und doch mußte sie äußerlich Glück und Zufriedenheit über die Rettung ihrer Söhne heucheln. Tag und Nacht wurde sie von der Angst für die Sicherheit ihres Jüngstgeborenen gemartert, da die geringste Unvorsichtigkeit ihn in's Verderben stürzen konnte, und in Miene und Wort durfte sie nichts als Heiterkeit zeigen. Eine solche Aufgabe zu lösen — wem wäre es möglich gewesen, als nur allein einer Mutter, und zwar einer Mutter, wie sich Hortensia eine zu sein rühmen durfte? Oft und viel glaubte sie, der gräßlichen Prüfung nicht mehr gewachsen zu sein, aber immer wieder raffte sie sich auf, und die alte Standhaftigkeit, der alte Muth stellte sich wieder ein. Fast die ganze Zeit brachte sie im Krankenzimmer der Cochelet oder vielmehr ihres Sohnes zu, und wenn seine Schmerzen sich durch das geringste Geräusch Luft machten, so wußte sie dasselbe augenblicklich dadurch zu übertönen, daß sie sofort eines jener französischen Lieder anstimmte, welche sie seit dem Sturze der napoleonischen Dynastie nicht mehr gesungen hatte. Nicht selten jedoch mußte sie auch Besuche empfangen, Besuche von Menschen, die, wie

sie wohl wußte, nur kamen, um sie zu beobachten, und dann spielte sie die liebenswürdige Wirthin, welche von keiner Sorge, keiner Angst, keiner Qual etwas wußte, sondern sich mit weiblicher Neugierde nach den neuesten Alltäglichkeiten erkundigte. Kurz sie leistete in jenen drei Wochen fast Uebermenschliches und wußte durch ihr sicheres Auftreten die östreichischen Offiziere, die das erste Stockwerk ihres Palais eingenommen hatten, vollkommen zu täuschen; am allerevidentesten aber zeigte sie ihre Geistesgegenwart dadurch, daß sie während jener ganzen Zeit in steter Correspondenz mit ihrem Gemahle blieb und demselben, im Bewußtsein, daß alle ihre Briefe aufgebrochen und gelesen würden, voller Triumph meldete, wie ihre beiden Söhne sich glücklich gerettet und ohne Zweifel längst auf neutralem Boden angekommen seien.

Und alles dies that sie ohne irgend eine Unterstützung und Beihilfe von außen. Ja nicht einmal Trost und geistige Aufrichtung wurde ihr von irgend einer Seite zu Theil, den Arzt allein ausgenommen, welcher unter dem Vorwande, der kranken Cochelet seine Dienste zu widmen, ihren Sohn behandelte und ihr zugleich die Wahrheit über das berichtete, was in der Außenwelt vorging. Er war es auch, der, weil er „den schwer verwundeten Diener des englischen Lords" (unter diesem Namen figurirte Alfred Belgiojoso im Gasthof zur Grande Bretagne) ebenfalls behandelte, als Vermittler zwischen ihr und Arthur Stanton auftrat, da dieser, um ja recht vorsichtig zu verfahren, das Hotel der Königin nicht ein einziges Mal besuchte, sondern sich vielmehr den Anschein gab, als gehöre die Gräfin von St. Leu unter diejenigen Wesen in der Welt, welche ihn am wenigsten interessiren, und wiederum von ihm, dem Arzte, der natürlich keinen Verdacht erregen konnte, erfuhr sie schließlich, welchen Plan ihr junger englischer Freund entworfen habe, um dem Rettungswerke der beiden Kranken, wenn dieselben erst wieder gesund seien, die Krone aufzusetzen. Allein wenn sie auch diesen Einen oder vielmehr diese beiden Freunde besaß, ist ihr eigenes Verdienst deßwegen geringer anzuschlagen?

Weit weniger peinlich war die Lage Arthur Stantons während dieser für die Gräfin von St. Leu so qualvollen drei Wochen. Zwar allerdings lag es ihm gleichermaßen, wie ihr, ob, die Anwesenheit seines Kranken, nämlich die Alfred Belgiojoso's, zu verbergen und zugleich denselben zu pflegen; allein die gegenwärtigen Beherrscher Ancona's, die Oestreicher, glaubten, wie schon oben angedeutet, Grund zu haben, gegen den vornehmen Engländer mit einiger Rücksicht verfahren zu müssen, und somit konnte dieser im Innern seiner Wohnung so ziemlich ungenirt thun, was er wollte. Ueberdies kam es Niemanden in den Sinn, in dem Verwundeten, der in einem kleinen Nebengemach dieser Wohnung verpflegt wurde, einen Andern als einen englischen Diener zu vermuthen, da der Arzt, der ihn behandelte, sich oft und viel laut darüber beklagte, wie schwer ihm diese Behandlung wegen der Unmöglichkeit, sich mit dem nur englisch redenden Burschen in's Einvernehmen zu setzen, werde, und da außerdem der Hotelbesitzer mit großer Zungenfertigkeit allüberall erzählte, wie sein vornehmer Gast nur mit Mühe einem räuberischen Anfall, wobei einer der Diener eine schwere Wunde davongetragen, entgangen sei! Von Seiten der östreichischen Invasionstruppen hatte also Arthur Stanton nicht viel zu befürchten um so mehr jedoch von der Neugierde der Hausangehörigen. Diese konnten oder wollten es nämlich durchaus nicht begreifen, wie „ein Lord" sich nur allein mit seinem einzigen Kammerdiener begnügen könne, und versuchten es also mehr als oft, dem Anscheine nach um sich dienstfertig zu erweisen, in Wahrheit aber, um ihre Neugierde zu befriedigen, in die Zimmer Arthurs einzudringen. Allein als Duffy, welcher Tag und Nacht Wache hielt, einmal einen solchen Eindringling ohne weiteres so derb die Treppe hinabwarf, daß derselbe beinahe Hals und Bein gebrochen hätte, kühlte sich der Feuereifer des Hausdienstpersonals bedeutend ab. Dasselbe begnügte sich von nun an, den Engländer für einen Sonderling oder vielmehr für einen Halbnarren und Geizhals zu erklären, bei dem man

am besten thue, wenn man ihn in seinem Spleen nicht weiter störe. Natürlich aber blieb Duffy nur ganz kurze Zeit der „einzige" Diener, denn Arthur Stanton hatte gleich nach seiner Ankunft in Ancona seine noch in Rom verweilenden beiden anderen Bursche nebst seiner Garderobe und sonstigen Requisiten per Staffette verschrieben, und es war nun kein Grund mehr vorhanden, dem Lord als einem dienerlosen Herrn seine Dienste aufzudrängen. So gingen vierzehn Tage herum, ohne daß sich irgend etwas Nennenswerthes ereignet hätte; dagegen zeigten sich die Wunden Alfred Belgiojoso's mit jedem Tage besser, und seine vollkommene Genesung konnte als ganz nahe bevorstehend bezeichnet werden. Auf einmal nun trat Arthur Stanton ganz allein, jedoch mit unterlegten Pferden, eine kleine Reise in der Richtung nach Rom zu an, und sowie er nach wenigen Tagen heiteren Antlitzes von dieser Reise zurückkehrte, hatte er eine lange Unterredung mit dem Arzte, der sofort noch am selbigen Abend im Krankenzimmer bei der Gräfin von St. Leu sich ebenfalls übergewöhnlich lange aufhielt. Was übrigens da besprochen und verhandelt wurde, können wir nicht sagen, da die betreffenden Personen den Schleier des tiefsten Geheimnisses darüber herzogen; allein der Leser wird aus den nun folgenden Ereignissen den Inhalt doch zu errathen wissen.

Am andern Morgen nämlich, also den Tag nach der stattgehabten langen Besprechung, ließ die Gräfin von St. Leu den östreichischen Obergeneral um eine kurze Unterredung bitten, und dieser stellte sich auch alsbald bei ihr ein.

„Herr Feldmarschall-Lieutenant," sagte sofort die Gräfin ohne alle weiteren Umschweife, „ich habe Grund zu glauben, daß meine Gegenwart hier Ihnen und Ihrer Regierung nicht gerade angenehm ist, und ich hoffe mir daher Ihr Wohlwollen zu erwerben, wenn ich Ihnen die Anzeige mache, daß ich, da meine Kammerfrau bereits wieder im Stande ist, das Bett zu verlassen, entschlossen bin, Ancona in den nächsten Tagen den Rücken zu kehren, oder mit andern

Worten, Sie von der lästigen Aufsicht über meine Person zu befreien."

„Und wohin gedenkt die Frau Gräfin von St. Leu zu reisen?" erwiederte der alte Soldat, in dessen Mienen eine sichtliche Befriedigung lag, denn die Pflicht, eine Frau zu bewachen, war ihm wohl schon längst zum Ueberdruß geworden.

„Ich denke, es sollte mir freistehen, mich dahin zu begeben, wo ich hin will," entgegnete die Gräfin, indem sich ihre Lippen unmerklich verzogen. „Oder sind Ihnen darüber besondere Vorschriften gemacht worden?"

„Frau Gräfin," sprach nun der alte Soldat, „es wird wohl das Beste sein, wenn wir offen und ohne Rückhalt gegen einander reden. Nach Oestreich, Spanien und Frankreich ist Ihnen der Weg längst abgeschnitten; in der Schweiz aber, sowie in den kleineren Ländern Deutschlands möchten wir Sie ebensowenig gerne sehen. Diese Gebiete liegen alle zwischen Frankreich und Oestreich mitten inne, und Ihre Gegenwart daselbst, vollends aber die Ihrer Söhne, könnte nur aufregend wirken."

„Mein Gemahl lebt in Florenz," versetzte darauf die Gräfin dem General einen forschenden Blick zuwerfend.

„Ihr Herr Gemahl beschäftigt sich nicht mit der Politik," erwiederte der Feldmarschall-Lieutenant kaltblütig, „sondern ist zufrieden, wenn er sich im Theater oder auf der Jagd erlustiren kann. Man wird ihn daher in Florenz nie belästigen, und sogar wenn er in eine andere Stadt Italiens übersiedeln wollte, hätte man ohne Zweifel nichts dagegen; allein bei Ihnen, Madame, fürchte ich, wäre es etwas Anderes, und Sie werden sich daher wohl einen andern Aufenthaltsort auslesen müssen."

„Aber mein Gott," rief jetzt die Gräfin, „Sie werden mir doch nicht zumuthen, nach den kalten Steppen Rußlands überzusiedeln? Oder verlangt Ihre Regierung gar, daß ich in Amerika eine Zuflucht suche?"

„Keines von Beiden, Madame," entgegnete der General; „allein es gibt noch ein Land, dessen Gastfreundschaft in solchen Fällen, wie der Ihrige ist, gewöhnlich in Anspruch genommen wird, und meiner Meinung nach . . . ."

„Ah," unterbrach ihn die Gräfin, „Sie meinen England. Es ist dies zwar kein Reich, wo es einem Franzosen und besonders einem Mitgliede der napoleonischen Familie besonders wohl sein könnte; doch wenn mir jeder andere Ausweg abgeschnitten ist, so muß ich mich wohl dazu bequemen. Ich werde mich also an Seine Lordschaft, den englischen Gesandten in Rom, wenden, um mir einen Paß nach London auszuwirken, und sowie ich das Papier in Händen habe, reise ich auf dem nächsten Wege dahin ab. Oder haben Sie vielleicht Befehl, mir eine besondere Reiseroute vorzuschreiben?"

„Nein, Madame," erklärte der alte Krieger, „die Vorschrift einer Reiseroute habe ich Ihnen nicht zu geben; dagegen kann ich Ihnen die angenehme Nachricht mittheilen, daß, falls Ihnen der lange Seeweg durch das mittelländische Meer und den atlantischen Ocean nach der britischen Insel allzu beschwerlich fiele, die Erlaubniß einer Fahrt quer durch Frankreich hindurch von Seiner Majestät dem Könige Louis Philipp leicht erlangt werden könnte. Ueberdies, wenn Ihnen etwas daran liegt, sich recht schnell mit dem englischen Gesandten zu verständigen, lade ich Sie ein, den Kurier, den ich heute Mittag nach Rom sende, zu benützen, sowie überhaupt über meine Dienste zu verfügen."

Mit diesen Worten verabschiedete er sich, und, eigenthümlich, Beide, sowohl er als die Gräfin von St. Leu, waren diesmal äußerst zufrieden mit einander. Ja, die Letztere hatte Mühe, eine laute Freudensäußerung zu unterdrücken, obwohl sie sich dem General gegenüber den Anschein gegeben hatte, als ob ihr die Reise nach England wie eine Art Verweisung in's Exil vorkomme! Eine Stunde darauf war der Brief an den englischen Gesandten in Rom bereits fertig, und natürlich übergab sie ihn sofort dem Kurier, von

dem der östreichische Oberkommandant gesprochen hatte, denn seit der bewußten langen Unterredung lag ihr an nichts mehr, als an der schnellsten Abreise von Ancona.

Vor Abfluß von zwei Tagen konnte übrigens die erwünschte Antwort nicht eintreffen, und natürlich benützte die Gräfin diese Zeit, um ganz ostensibel die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Abreise in's Werk zu setzen; in der Grande Bretagne dagegen, wo Arthur Stanton immer noch sein Quartier hatte, ging Alles seinen gewöhnlichen Gang, und kein dort lebender Mensch hätte es sich auch nur träumen lassen, daß hier ebenfalls eine Abreise bevorstehe.

Im Gegentheil sprach Arthur Stanton laut genug davon, welche Annehmlichkeiten der Aufenthalt in Ancona biete, und man schloß daraus, daß er noch lange daselbst zu verweilen gedenke. Am dritten Tage jedoch, nachdem es bekannt geworden, daß die Gräfin von St. Leu Italien verlassen werde, gerade drei Wochen nach deren Ankunft in Ancona, hielt eine von der englischen Gesandtschaft in Rom expedirte Staffette vor der Grande Bretagne, und überbrachte dem dort residirenden Arthur Stanton eine Depesche, welche dem längeren Aufenthalte des letzteren in Ancona auf einmal ein Ende machte. Sobald derselbe nämlich die Depesche gelesen hatte, gab er urplötzlich seiner Dienerschaft Befehl, Alles zur schleunigsten Abreise fertig zu machen, und er selbst verfügte sich sofort in das Hotel, welches die Gräfin von St. Leu bewohnte. Ehe er jedoch zu den oberen Appartements hinanstieg, ließ er sich beim Oberkommandanten der östreichischen Armee melden und wurde, da sein Besuch dienstliche Angelegenheiten betraf, augenblicklich vorgelassen.

„Herr Feldmarschall-Lieutenant,“ sprach er nach der üblichen Begrüßung, „die Frau Gräfin von St. Leu hat, wie Ihnen sicherlich bekannt ist, bei dem Gesandten unseres Königs um einen sichern Geleitschein nach Großbritannien gebeten, und der Gesandte übermacht mir hier die nöthigen Papiere, mich zugleich anweisend, die Frau Gräfin bis in den Seehafen zu begleiten, in welchem sie sich einschiffen wird.“

„In der That,“ erwiederte der General, der seine Betroffenheit nicht ganz bergen konnte, „eine äußerst schmeichelhafte Aufmerksamkeit für die Gräfin von St. Leu, besonders in Anbetracht von deren nahen Verwandtschaft mit der ehemaligen napoleonischen Dynastie, mit welcher England, wie mir däucht, früher keineswegs auf besonders freundschaftlichem Fuße stand.“

„Herr Feldmarschall-Lieutenant,“ entgegnete Arthur Stanton in gehobenem Tone, „meine Regierung hat ihrer Zeit den Kaiser Napoleon so lange bekämpft, bis sie dessen Sturz bewerkstelligt hatte, aber sie ehrt das Unglück selbst in ihren Feinden. Auch wird sie nie außer Acht lassen, daß Madame de St. Leu einst eine Krone trug und mit vielen jetzt noch regierenden Machthabern, worunter auch Seine Majestät der Kaiser von Oestreich, in nahen Verwandtschafstbeziehungen steht.“

Der Feldmarschall-Lieutenant biß sich auf die Lippen vor Verdruß und heftete seine Augen auf den Boden. „Wir wollen uns hierüber nicht erhitzen,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „denn es steht Ihrer Regierung natürlich frei, nach ihrem eigenen Geschmacke zu handeln; allein was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?“

„Mein Gesandter hat mich angewiesen,“ entgegnete Arthur Stanton, „Sie zu ersuchen, unter diesen Paß Ihr Visum zu setzen, damit wir auf der Reise nicht unnöthigen Chikanen und Verzögerungen ausgesetzt sind.“

Er übergab dem Feldmarschall die betreffenden Papiere, und dieser las sie aufmerksam durch. „Der Tag der Abreise ist hier nicht festgesetzt,“ sagte er nach genauer Prüfung, „und ebensowenig Bestimmtes kann ich über die Reiseroute finden.“

„Diese zwei Dinge hat mein Gesandter dem besseren Ermessen der Frau Gräfin von St. Leu anheimgegeben,“ erwiederte Arthur Stanton, „aber wenn Sie die Güte hätten, mich zu der Dame, der ich soeben meine Aufwartung zu machen im Begriffe bin, hinauf zu

geleiten, so könnten die offen gelassenen Rubriken sogleich definitiv ausgefüllt werden."

„Sie haben vollkommen Recht," versetzte der Oberkommandant, und erklärte sich sofort bereit, den Engländer zu begleiten.

Sie stiegen die Treppe hinan und standen bald vor der Gräfin; doch verrieth weder diese, noch Arthur Stanton durch irgend Etwas, nicht einmal durch einen Blick, daß sie früher schon mit einander bekannt gewesen oder gar in näheren Beziehungen gestanden seien.

„Madame," eröffnete der Obergeneral das Gespräch, „Seine Lordschaft der brittische Gesandte hat Ihrem Wunsche entsprochen und ist sogar so weit gegangen, Ihnen in Sir Arthur Stanton hier einen Reisemarschall zu senden."

„Natürlich," setzte Arthur Stanton hinzu, „natürlich nur für den Fall, daß meine Person der gnädigsten Frau nicht mißfällig sei."

So sprechend überreichte er der Gräfin einen Brief des Gesandten, welchen diese schnell überflog, um sich dann mit ungemeiner Freundlichkeit an Sir Arthur zu wenden.

„Seine Lordschaft schlägt die Route über Civitavecchia als die kürzeste und bequemste vor," sagte sie, „was ist Ihre Meinung, mein junger Herr Reisemarschall?"

„Ich stimme Seiner Lordschaft ganz bei," entgegnete Arthur Stanton, „und zwar um so mehr, als dort, wie der Gesandte ebenfalls meldet, Gelegenheit vorhanden ist, augenblicklich nach Cannes in Frankreich abzufahren."

„Und was sagen Sie dazu, Herr Feldmarschall-Lieutenant?" fuhr die Gräfin fort, sich an den Oberkommandanten wendend.

„Auch ich bin für diese Route," meinte derselbe, „vorausgesetzt, daß Rom auf dem Wege dahin nicht berührt wird."

„Ihre Voraussetzung ist natürlich Befehl für mich," lächelte die Gräfin. „Nun wir aber hierüber im Reinen sind, bleibt uns nur noch übrig, den Tag und die Stunde der Abreise zu bestimmen.

Ich selbst bin mit meinen Vorbereitungen längst fertig, denn," setz sie nicht ohne einige Bitterkeit hinzu, „die paar Koffer für mich und meine Kammerfrau, außer welcher ich derzeit kein Gefolge besitze, waren bald gepackt. Auch habe ich in der That keine Lust, hier in der Geschwindigkeit noch ein paar Bediente zu miethen, da diese bei ihrer Unkenntniß der englischen Sprache doch für mich in London werthlos sein würden."

„Gnädigste Frau," entgegnete Arthur Stanton, „auch in dieser Beziehung hat mein Gesandter Vorsorge getroffen, denn er hat mich beauftragt, Ihnen wo möglich für einige Lakaien, welche außer der englischen auch noch der französischen Sprache mächtig seien, zu sorgen, und da mir nun von meinen eigenen Leuten zwei, bei denen jene Voraussetzung eintrifft, entbehrlich sind, so werde ich sie Ihnen mit größtem Vergnügen abtreten. Doch — die gnädige Frau haben den Tag Ihrer Abreise noch nicht bestimmt."

„In der That," versetzte nun die Gräfin, „es drängt mich, von hier fortzukommen, denn obwohl ich mich über nichts beklagen will, so bin ich doch lieber in einer Lage, wo ich mich als meinen eigenen Herrn betrachten darf. Wenn Sie es daher möglich machen können, so möchte ich am liebsten schon morgen aufbrechen"

„Die Stunde, Frau Gräfin?" fragte Arthur Stanton. „Brechen wir sehr frühe auf, so erreichen wir vielleicht bis morgen Mittag Civitavecchia."

„Gut also, wir reisen mit Tagesanbruch," entschied die Gräfin.

Mit einer freundlichen Handbewegung entließ sie die Herren, und diese stiegen zusammen die Treppe herab; doch trennten sie sich nicht eher, als bis der Oberkommandant sein Visum unter den Paß gesetzt und die genaue Reiseroute darauf verzeichnet hatte. Uebrigens auch jetzt noch nahmen sie keinen Abschied von einander, indem der alte General meinte, seine Pflicht gebiete es ihm, der Abfahrt der Gräfin von St. Leu anzuwohnen.

„Ich hätte ihm diese Pflicht geschenkt," murmelte Arthur

Stanton vor sich hin, während er langsam seinem Gasthofe zuschritt, „denn so alt er auch ist, so hat er ein paar ausnehmend gute Augen im Kopfe, und wir müssen also doppelt vorsichtig sein. Doch dem Muthigen gehört die Welt, und ich hoffe, Gott wird das kühne Wagniß, das er bis jetzt sichtbarlich gesegnet, nicht im letzten Augenblicke noch scheitern lassen."

Wie die Gräfin von St. Leu diese letzte Nacht, die sie in Ancona verlebte, zubrachte, ob ruhig schlafend im Bette oder leise mit den Ihrigen berathschlagend, können wir nicht sagen. Dagegen wissen wir, daß in ihren sämmtlichen Zimmern schon lange vor Mitternacht kein Licht mehr brannte, und daß die unter ihr wohnenden Offiziere des östreichischen Generalstabs auch nicht ein einziges Mal während der ganzen Nacht bis gegen den Morgen hin das Geräusch eines Fußtrittes hörten. Etwas weniger still ging es in der Grande Bretagne zu, wo die französischen Offiziere, deren wir oben erwähnt haben, es sich nicht nehmen ließen, dem scheidenden Mitbewohner einen kleinen Abschied zu geben; doch auch Arthur Stanton riß sich bald los, um, wie er sagte, im Schlafe Stärkung auf die morgigen Strapazen zu suchen. Allzu lange übrigens dauerte dieser Schlaf nicht; denn schon um drei Uhr in der Frühe wurde es in seiner Wohnung lebendig (obwohl sich die dort hin und wieder gehenden Personen alle Mühe gaben, so wenig laut als möglich aufzutreten), und da es den Leser interessiren dürfte, dem Thun und Treiben dieser Personen anzuwohnen, so bitten wir ihn, uns in die Zimmer Arthur Stantons zu begleiten.

Schon gleich der Umstand, daß alle in's Innere dieser Zimmer führenden Thüren fest verschlossen sind, fällt uns auf, und unwillkürlich sagen wir uns, es könne dies aus keinem andern Grunde geschehen sein, als um alle neugierigen Blicke der übrigen Hausbewohner auszuschließen. Es gab also hier jedenfalls ein Geheimniß, und diese unsere Vermuthung findet sich dadurch bestätigt, daß alle Gemächer, bis auf das kleine, nach hinten hinaus gehende, in welchem

bisher der kranke Diener verpflegt wurde, in vollkommenes Dunkel gehüllt waren. Ja in diesem Zimmerchen hatte man sogar noch besondere Vorsichtsmaßregeln ergriffen, denn das einzige Fenster war dicht mit Vorhängen verhüllt und vor der ebenfalls einzigen Thüre, die in dasselbe führte, stand einer der Diener Arthur Stantons Wache!

Noch sonderbarer übrigens als alles dieß erscheint uns das Gebahren und Aussehen der in diesem Gemache Anwesenden, und wenn wir nicht den Ernst in ihren Gesichtern sehen würden, so wären wir versucht zu glauben, es handle sich um eine lustige Maskerade. Wir erblicken nämlich hier zuerst Arthur Stanton, der bereits ganz reisefertig gekleidet ist; dann haben wir vor uns dessen Kammerdiener Duffy nebst noch einem weiteren Diener, welche ebenfalls bereits fix und fertig in ihrer Livree stecken; endlich haftet unser Auge auf einer vierten Person, die uns zwar ziemlich bekannt vorkommt, die wir aber doch längere Zeit äußerst genau betrachten müssen, ehe wir mit Bestimmtheit sagen können, wer es ist. Als wen jedoch weist sich diese vierte Person schließlich aus? Als Niemanden anders, denn als den uns so wohlbekannten Alfred Belgiojoso, den Bruder von Felicitas Belgiojoso! Ja er ist es, darüber kann gar kein Zweifel sein, und wir überzeugen uns sogar davon, daß er seine völlige frühere Gesundheit wieder erlangt hat; allein wie merkwürdig hat sich derselbe dennoch verändert? Schon sein eigenthümlicher Anzug macht ihn für uns fast unkenntlich, denn er trägt einen roth bordirten Rock, kurze Hosen mit Schnallen und Strümpfe nebst Schuhen, gerade wie Duffy und der andere Diener Arthur Stantons. Nebendem ist sein Gesicht bemalt, offenbar in der Absicht, um einen brünetten Italiener in einen blonden Sohn Albions zu verwandeln, und eben jetzt macht sich Duffy daran, ihm das dichte schwarze Kopfhaar wie den Bart glatt vom Kopfe weg zu rasiren. Was kann nun dies Alles zu bedeuten haben, wenn nicht eine Maskerade oder sonst einen lustigen Schwank? Doch be-

lauschen wir das leise Gespräch, das sie führen, so werden wir vielleicht in's Klare kommen.

„Wenn dich Felicitas in diesem Kostüme sehen würde!“ sagte Arthur Stanton mit trübem Lächeln, indem er sich vor seinen Freund hinstellte. „Aber wahrhaftig, Duffy verwandelt Dich nach und nach in einen so vollkommenen englischen Livrée-Bedienten, daß Dich selbst Deine Mutter nur schwer erkennen würde. Um so weniger werden dies die Herren Oestreicher im Stande sein.“

„Warten Sie nur, Sir Arthur,“ meinte Duffy, der soeben mit dem Rasiren des Haares fertig geworden war und nun nach einer auf einem Stuhle liegenden blonden Perücke langte, „warten Sie nur, bis wir den Kopfputz arrangirt haben. So,“ fügte er, die Perücke befestigend, hinzu, „jetzt ist's recht. Jetzt soll mir Einer kommen und sagen, der Herr Graf sehe keinem Engländer gleich. Nur Eines befürchte ich, nämlich ob Sie auch ein bedientenmäßiges Betragen annehmen können.“

„Ich werde mich stets in Deiner Nähe halten,“ erwiederte Alfred Belgiojoso, „und Du wirst mich anweisen, was ich zu thun habe, denn zum Glück verstehe ich so viel englisch.“

„Das werde ich,“ versetzte Duffy, „aber Sie dürfen mir's später nicht nachtragen, wenn ich Sie nunmehr wie einen unter mir stehenden Diener behandle. Und dann noch eins. Lassen Sie sich unter keinen Umständen dazu verleiten, ein italienisches Wort zu sprechen, denn in diesem Falle würde man Sie im Augenblicke als geborenen Italiener erkennen. Nichts als englisch, gnädiger Herr, gar nichts als englisch, und dazwischenhinein, wenn Sie einen Koffer auf- oder abladen helfen, ein recht kräftiges Goddam oder einen andern englischen Fluch, dann schwört Jeder auf Ihre englische Identität.“

Mit der Glocke vier Uhr war die Verwandlung Alfred Belgiojoso's fertig, und gerade auf diese Stunde hatte Arthur Stanton die Postpferde bestellt. Nun regte es sich aber natürlich auch in

den Wirthschaftszimmern, denn der Wirth konnte doch einen so vornehmen Gast nicht abreisen lassen, ohne vorher seine Bücklinge gemacht zu haben, und daß die Kellner aus ihren Betten herbeisprangen, um ihre Trinkgelder in Empfang zu nehmen, versteht sich von selbst. Doch ging Alles glücklich vorüber, und ohne daß Alfred Belgiojoso in seiner neuen Funktion Verdacht erregt hätte. Sobald nämlich die Postpferde angekommen und an die zwei Reisewägen gespannt waren, beorderte Duffy augenblicklich die unter seiner Leitung stehenden Diener, das Gepäck hinabzutragen, und hiebei erwies sich Alfred Belgiojoso als einer der thätigsten. Ebensoviel Eifer zeigte er beim Aufpacken, und wie man mit Allem zu Ende gekommen, kletterte er mit einer Behendigkeit auf den Bock hinauf, als sei er sein Lebenlang nichts Anderes gewohnt gewesen. Die erste Gefahr der Entdeckung wurde also mit Leichtigkeit überstanden, und als die Postillone knallend von dem Hotel abfuhren, fühlte Arthur Stanton, wie sein Herz um ein Bedeutendes ruhiger schlug, als eine Stunde zuvor, obwohl er wußte, daß der wichtigste Augenblick des Wagnisses noch keineswegs vorüber sei.

Um halb fünf Uhr donnerten die beiden Wagen in den Hof des Hauses, dessen oberen Theil die Gräfin von St. Leu bewohnte, und Arthur Stanton fand es also ganz in der Ordnung, daß dieser obere Theil hell erleuchtet war. Um so widerwärtiger jedoch fiel es ihm auf, daß auch im ersten Stock schon Licht brannte und einige Fenster sich öffneten, als die Wagen hereinfuhren.

„Der alte Feldmarschall hält in der That Wort," murmelte er, „aber zum Glück ist das Tageslicht noch fern, und in der grauen Dämmerung wird er wohl keine Entdeckungen machen. Duffy," rief er dann laut, „zwei unserer Leute läßt Du unten bei den Wagen, Du selbst aber folgst mir mit den beiden andern Bedienten, um das Gepäck der Frau Gräfin herabzuholen."

Mit diesen Worten eilte er die Treppe des Hotels hinauf, und Duffy, der ihn gar wohl verstand, und alsobald einen der Bursche

nebst Alfred Belgiojoso im dunkeln Hofe bei den Gefährten zu bleiben beorderte, folgte ihm fast auf dem Fuße. Doch eigenthümlich, hinter ihm drein ging nur ein einziger Diener, und zwar einfach deßwegen, weil gar kein vierter vorhanden war, — warum sprach also Arthur Stanton von „zweien", die ihm folgen sollten? Geschah es vielleicht deßwegen, damit die unter den Fenstern des ersten Stockwerkes Horchenden glauben möchten, es seien außer Duffy „vier" Diener vorhanden?

Die Gräfin von St. Leu war vollkommen zur Abreise gerüstet, als Arthur Stanton, gefolgt von seinen Leuten, in den Salon trat, und ebenso auch ihre Kammerfrau; allein deßhalb stand es doch fast zehn Minuten an, bis man wirklich an das Antreten der Abreise dachte, und während dieser Zeit machte sich auf einen Wink der Kammerfrau der mit Duffy heraufgekommene Diener unendlich viel damit zu thun, mit dem Hin- und Herrücken der gepackt dastehenden Koffer so viel Geräusch als möglich hervorzubringen, gerade wie wenn hier oben die größte Geschäftigkeit herrschte. Was trieben nun aber einstweilen die Uebrigen, nämlich die Gräfin von St. Leu, Sir Arthur Stanton und der Kammerdiener Duffy? Ei nun, diese drei verschwanden sämmtlich im bisherigen Schlafgemache der Kammerfrau Cochelet, neben welchem der bewußte dunkle Alkoven lag, und schlossen, um vor jeder Ueberraschung sicher zu sein, die Thüre sorgfältig hinter sich zu. Kaum jedoch waren sie eingetreten, so öffnete sich auf ein Zeichen der Gräfin von St. Leu der Alkoven von innen und über das vor demselben stehende Bett kletterte ein junger Mann, der allhier volle drei Wochen lang verborgen gelegen hatte.

Der junge Mann war Louis Napoleon, doch — wenigstens dem Anscheine nach — nicht mehr ganz derselbe Napoleon, dem wir im Anfange unserer Erzählung begegnet sind. Obwohl nämlich das heftige Scharlachfieber, von dem er heimgesucht gewesen — Dank der sorgsamen Pflege seiner Mutter und der Geschicklichkeit

des treuen Arztes, der ihn behandelte — als gehoben betrachtet werden konnte, so zeigte sich sein Gesicht doch immer noch stark geröthet, zum Theil sogar geschwollen, und da das üppige braunschwarze Haar fast ganz glatt vom Kopfe abgeschoren war, so erschien dieser nur um so runder und voller. Den vollkommensten Gegensatz hiezu bildete der Leib des Reconvalescenten, denn dieser bestand so zu sagen aus nichts als aus Haut und Knochen, so sehr hatte ihn die schwere Krankheit mitgenommen, und so war von dem Louis Napoleon auf dem Arenenberg nichts übrig geblieben, als das scharfe Auge und die tiefnachdenkliche Stirne. In diesem Augenblicke jedoch blickte sein Auge unendlich freundlich, und seine beiden Hände ausstreckend lief er auf Arthur Stanton zu.

„Ich habe keine Worte,“ sagte er mit äußerst bewegter Stimme, „Ihnen für Ihre großartige Hilfe zu danken. Ein Bruder könnte nicht mehr thun.“

„Stille, mein Prinz,“ entgegnete Arthur, „denn wahrhaftig wir haben keine Zeit zu Floskeln und Redensarten. Duffy, schnell heraus mit Deinem Anzuge und hilf dem Prinzen beim Ankleiden.“

Duffy knüpfte seinen Oberrock auf, zog aus dessen weiten Taschen eine Livrée ganz ähnlich derjenigen, welche Alfred Belgiojoso trug, und nun begann ganz dieselbe Umwandlung, welcher wir schon einmal angewohnt haben. Selbst die blonde Perücke fehlte nicht, und nach wenigen Minuten betrachtete Duffy sein Werk mit sichtlicher Befriedigung.

„Meinen Sie,“ flüsterte die Gräfin von St. Leu dem nebenstehenden Arthur Stanton zu, „man werde ihn nicht erkennen?“

„Sicherlich eben so wenig, als den Grafen Belgiojoso,“ erwiederte der Angeredete.

„Oder vielmehr noch weniger,“ murmelte Duffy halblaut, indem er zugleich die soeben abgelegten Kleider des Prinzen zusammenpackte, „denn das von der Krankheit her noch aufgedunsene Gesicht

paßt so vortrefflich zu der Livrée, daß wir sogar das Bemalen desselben ersparen können."

Sie traten in den Salon zurück, um nun mit dem Hinabschaffen der Effekten zu beginnen; aber — in diesem Augenblicke hörte man den schweren Schritt eines bespornten Stiefels auf der Treppe, und sowie sie diesen hörte, knickte die Gräfin todesbleich zusammen.

„Es ist der östreichische Oberkommandant," hauchte sie, „und sicherlich erkennt er meinen Sohn auf den ersten Blick."

„Muth, meine Mutter," flüsterte Louis Napoleon, schnell an ihre Seite springend; aber mit kräftiger Hand ergriff ihn Arthur Stanton und schob ihn auf die andere Seite zu Duffy und dem zweiten Bedienten hin.

„Vorwärts, Charley, hurtig, Joë," schrie jetzt Duffy, der seinen Herrn im Momente begriff, auf englisch in lautem kommandirendem Tone. „Da, der Koffer hier muß zuerst hinab, und stoßt ihn mir nicht nach eurer Gewohnheit an allen Ecken an, daß am Ende der Deckel aufspringt. So, nun rasch voran und kehrt gleich wieder zurück, daß wir bald fertig werden."

Natürlich gehorchten die beiden Bursche, der wirkliche und der verkleidete Bediente, ohne irgend eine Widerrede, und wie der alte General in's Zimmer trat, hoben sie den schweren Koffer, um die Sekunde darauf durch die Thüre zu verschwinden; hinter ihnen drein aber eilte Duffy mit einem leichteren Gepäckstück, ohne Zweifel weil er unten beim Aufladen noch weitere Befehle zu ertheilen hatte.

„Eure Excellenz halten wirklich Wort?" rief Arthur Stanton, dem Feldmarschall-Lieutenant ein paar Schritte entgegengehend. „Wahrhaftig zu so früher Stunde hätten Sie sich eine solche Aufmerksamkeit nicht zumuthen sollen."

„Ich weiß, was meine Pflicht ist," erwiederte der alte Soldat, sich der Gräfin von St. Leu nähernd; „aber," setzte er sofort,

als er die außerordentliche Blässe derselben bemerkte, hinzu, „sollten Sie sich etwa unwohl fühlen?"

„Eine Kleinigkeit," entgegnete die Gräfin, die sich, als sie sah, wie der General den arbeitenden Bedienten gar keine Aufmerksamkeit schenkte, schnell wieder erholte. „Ich kann das frühe Aufstehen nicht gut ertragen, aber der Anfall wird hoffentlich im Augenblicke vorüber sein."

Sie bot dem General einen Stuhl und er nahm ihn an; Arthur Stanton aber, der wohl fühlte, welche unendliche Qual diese Lage für ein Mutterherz haben müßte, erhob sich alsobald, um, wie er sagte, zu sehen, ob unten Alles richtig geordnet werde, in Wahrheit aber, um eine Wiederkehr Louis Napoleons zu verhindern. Hiefür hatte übrigens Duffy bereits gesorgt, wie sich Arthur, ehe er noch die Thüre erreichte, sogleich überzeugen konnte, denn soeben kehrten die Diener zurück, um weitere Effekten zu holen, aber die Stelle Louis Napoleons war durch einen Andern, d. h. durch einen wirklichen Lakaien ersetzt.

Nach zehn Minuten waren die letzten Koffer auf die Wägen gepackt, und Arthur Stanton beeilte sich sofort, die Gräfin von St. Leu zu benachrichtigen, daß Alles zur Abfahrt bereit sei. Sie stand hastig auf; doch plötzlich drang zum zweitenmale all' ihr Blut zum Herzen zurück, und bleich wie der Tod sank sie auf den Sessel nieder. „Wenn jetzt im letzten entscheidenden Momente der General doch noch entdeckte, wer in der Lakaienkleidung verborgen sei!" — Dieser Gedanke flog mit Blitzesschnelle durch ihr Gehirn und ein förmliches Entsetzen erfaßte sie.

„Sie sind ernstlich unwohl und sollten Ihre Abreise wenigstens um einen Tag verschieben," sagte jetzt der Feldmarschall-Lieutenant, die Gräfin halb mitleidig, halb mißtrauisch betrachtend.

Die Gräfin fühlte diesen Blick, obwohl sie ihn nicht sah, und mit einer unglaublichen Anstrengung ward sie plötzlich wieder Herrin ihrer Gefühle. „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme," erwiederte

sie mit fester Stimme, „aber ich kenne meine Natur zu genau, um nicht zu wissen, daß dieses mein Unwohlsein von ganz und gar keiner Bedeutung ist.“

Sie erhob sich abermals, und diesmal ohne zu wanken oder auch nur zu zittern. Sofort bot ihr der General den Arm, um sie an den Wagen zu führen.

Der Weg die Treppe herab hatte kaum die Länge von hundert Schritten, aber es war ihr, als könnte sie dessen Ende gar nicht erleben. Doch endlich — endlich erreichte sie die Hausflur, und der nächste Augenblick mußte sie an's ersehnte Ziel bringen. Aber — Herr Gott im Himmel, wenn doch dieser Augenblick schon überstanden wäre! Am Arme des Feldmarschall-Lieutenants betrat sie den Vorplatz des Palais, wo die Wägen hielten, und jetzt — jetzt mußte es sich entscheiden, ob der kühne Wurf gelingen sollte oder nicht. Fest drückte sie die Hand auf's Herz, um dessen lautes Pochen zu hemmen, und mit Gewalt zwang sie sich — zum erstenmale, seitdem sie ihren Salon verlassen — die Augen aufzuschlagen!

Es herrschte noch ziemliche Dunkelheit, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es brannten deßhalb etliche Laternen, bei deren Schein man die Wägen bepackt hatte; aber ihr Licht blendete eher, als daß es erhellte, und somit mußte sich die Gräfin doppelt anstrengen, um einen genauen Ueberblick zu gewinnen. Was sah sie nun aber, als ihr Auge endlich die Finsterniß durchdrang? Rechts vom Portale einige Soldaten — ohne Zweifel Offiziersbediente, welche ihr Dienst schon so frühe wach gerufen hatte; links die Frau des Haushofmeisters mit ihren beiden Knaben, welche es sich nicht hatte nehmen lassen, bei der Abfahrt der hohen Herrin zugegen zu sein, und unmittelbar vor sich hart am Wagenschlage fünf Männer in der Livrée des Sir Arthur Stanton. Natürlich war Einer dieser Männer ihr Sohn und ein Anderer derselben Graf Alfred Belgiojoso, allein sie standen alle Fünfe so gleichförmig in Reih und Glied und unterschieden sich so wenig von einander,

daß Einer, der nicht um das Geheimniß wußte, unmöglich auch nur ein Mißtrauen fassen konnte. Dennoch fing ihr Herz wieder an zu pochen, als müßte es zerspringen, und unwillkürlich suchte ihr Blick den des Generals, ob sich nichts Gefahrdrohendes in demselben zeige. Doch dem Himmel sei Dank, sein Auge schweifte so kalt und gleichgiltig über den Hof hin, daß man wohl sah, wie ihm aller Verdacht fern liege! So erholte sie sich im Augenblicke wieder, und gewann sogar so viel Gewalt über sich, der Frau des Hausmeisters die Hand zum Abschied zu reichen, sowie mit den beiden Knaben einige freundliche Worte zu wechseln. Jetzt wurde die Wagenthüre vor ihr geöffnet und der General hob sie hinein. Im nächsten Augenblicke nahm Arthur Stanton an ihrer linken Seite Platz und fast zu gleicher Zeit sprangen zwei Lakaien auf den hinteren Bock hinauf. Wer waren aber diese beiden Lakaien? Weder die Gräfin von St. Leu noch Arthur Stanton konnten es sehen, denn sie wandten den Kopf nicht um, allein sie wußten es doch Beide, dieweil ihr Herz es ihnen sagte. Der Eine derselben war Prinz Louis Napoleon, der jetzige Kaiser der Franzosen, und der Andere Graf Alfred Belgiojoso, der Großneffe des Cardinals Doria!

Ein Knall mit der Peitsche und der Postillon fuhr davon. Noch ein Knall, und unmittelbar hinter ihnen folgte ein zweites Gefährt, in welchem die Kammerfrau Cochelet nebst dem Kammerdiener Dussy und den zwei anderen Lakaien saß. So verließen sie Ancona, und kein einziger Mensch in der ganzen Stadt hatte nur eine Ahnung davon, welch' wichtige Persönlichkeit soeben dem Arme seiner Feinde entronnen sei. Der kühne Wurf war gelungen, und Louis Napoleon mit seinem Parteigenossen war gerettet!

Wir könnten nun unsere Erzählung mit Einem Male hier abbrechen, da sie in Wahrheit mit dem Entkommen Louis Napoleons zu Ende ist, allein wir halten es doch für unsere Pflicht, den Leser

noch kurz von dem Verlaufe der Flucht Louis Napoleons aus Italien, sowie von dem weiteren Schicksale der in unserer Geschichte aufgetretenen Hauptpersonen zu unterrichten. Ganz gesichert nämlich war das Schicksal Napoleons und seines Genossen Belgiojoso's mit dem Entkommen aus Ancona noch nicht, denn es konnten ja Zwischenfälle eintreten, welche ihre Gefangennehmung veranlaßten, lange ehe sie Civitavecchia, den von ihnen erwählten Einschiffungshafen, erreichten. Namentlich befürchtete die Königin Hortense, ihr Sohn Louis, dessen Persönlichkeit nur fast Allzuviele getreu im Gedächtnisse hatten, möchte auf einer der vielen Stationen, auf denen man Pferde wechseln mußte, erkannt werden, und diese Furcht erwies sich als eine nicht nur keineswegs ganz eitle, sondern vielmehr als eine nur allzu wahre. Einen Vorschmack hievon bekamen unsere Reisenden schon in Osimo, der ersten Station von Ancona aus gerechnet, allein dieser Vorschmack lief noch gut genug ab. Die beiden französischen Offiziere nämlich, welche mit Arthur Stanton in der Grande Bretagne logirt hatten, wollten diesem eine letzte Ehre erweisen und waren in aller Frühe, während die Wagen vor dem Palais der Gräfin von St. Leu gepackt wurden, nach Osimo vorausgeritten, um ihrem Freunde noch einmal die Hand zu reichen, vielleicht auch um der Königin Hortense aus Pietät gegen den Kaiser Napoleon ihre Verehrung zu bezeugen. Natürlich ging dieß Alles in größter Eile ab, denn man hielt in Osimo nur so lange bis die Pferde gewechselt waren; doch so kurz auch die Augenblicke bemessen waren, so genügten sie hinlänglich, um den Einen der Offiziere eine Entdeckung machen zu lassen, welche, als er sie seinem Freunde Stanton zuflüsterte, die Wangen des Letzteren mit hoher Röthe bedeckten. Was flüsterte er ihm nämlich zu? Nichts Anderes, als „es werde gut sein, wenn der Eine der beiden Lakaien hinten auf dem Bocke seinen geschorenen Kopf besser mit der blonden Perücke bedecke, dieweil es sonst leicht wäre, daß irgend ein Begegnender in ihm einen verkleideten

Flüchtling vermuthe." Diese Bemerkung galt dem Prinzen Napoleon, dem man in der Eile die Perücke nicht ganz kunstgerecht aufgesetzt hatte; von einer schlimmen Folge begleitet aber waren die Worte nicht, einmal weil der Offizier zum Zeichen, daß er nie den Verräther machen werde, vertraut nickte, und zum Andern weil der Fehler, sobald man Osimo im Rücken hatte, sogleich bestens reparirt wurde. Weit gefährlicher standen die Dinge in Macerata, der fünften Station von Ancona aus, denn hier hielt vor dem Posthause eine kleine Abtheilung Oestreicher, welche einen gefangenen Italiener transportirten, und dieser Gefangene, ein junger Römer von edlem Geschlecht, erkannte den Prinzen auf den ersten Blick. Ohne Zweifel nun hätte sich derselbe durch Angabe seiner Entdeckung die Freiheit erkaufen können, aber — er zog Gefangenschaft dem Verrathe vor, und unsere Reisenden kamen abermals unbehelligt davon. Am allergefährlichsten übrigens sah es auf der nächsten Station, in Tolentino, aus. Hier nämlich begegnete man wiederum Gefangenen, welche von Oestreichern transportirt wurden, und sobald Einer dieser Gefangenen die Reisewägen anfahren sah, rief er dem kommandirenden Offiziere zu, daß hier ein Fang zu machen sei. Der Offizier ließ sich sofort die Pässe der Reisenden vorweisen, allein man sah es seinem ehrlichen Gesichte an, daß er kein Freund von Angebern und Spionen sei, und darum erklärte er auch, nachdem er die Papiere sorgfältig untersucht, und Arthur Stanton ihm das Nöthige auseinandergesetzt hatte, daß Alles in der Ordnung sei und die Reisenden weiter fahren könnten. „Was geht es mich an, was der englische Lord für Diener zu halten beliebt?" meinte er, dem Angeber einen verächtlichen Blick zuwerfend, und zum drittenmale hatte man die Gefahr der Entdeckung hinter sich. Auch später noch gab es für die Reisenden eine Menge von Fährlichkeiten und Abenteuern zu bestehen, aber schließlich erreichten sie doch nach einer Tag und Nacht fortgesetzten Fahrt von sechsunddreißig Stunden den Hafen von

Civitavecchia, wo sie sich schon mehr in Sicherheit fühlen konnten. Ganz geborgen jedoch durften sie sich nicht eher halten, als bis sie die italienische Küste hinter sich, oder vielmehr bis sie den französischen Boden unter sich hatten, denn obwohl sie wußten, daß ihnen König Louis Philipp unter keiner Bedingung einen bleibenden oder auch nur längeren Aufenthalt innerhalb der Grenzen seines Reichs gestatten werde, so war es dagegen umgekehrt eben so evident, daß er ihnen die Durchreise nach England erlaube und sie in gar keinem Falle an Oestreich ausliefere. Aus diesem Grunde schifften sie sich gleich nach ihrer Ankunft auf einem nach Cannes in Frankreich abgehenden Paketboote ein und kamen da nach einer ziemlich stürmischen Fahrt heil und gesund an. Jetzt also war Louis Napoleon nebst dem Grafen Belgiojoso wirklich gerettet, und jetzt durfte sich Arthur Stanton sagen, daß er sein dem Cardinal Doria und der Gräfin Felicitas gegebenes Wort in seinem vollsten Umfange gelöst habe!

Wie glühend ihm die Gräfin von St. Leu dankte, und wie selbst Louis Napoleon tief ergriffen war, darüber ein Mehreres zu sagen möchte wohl überflüssig sein. Das aber dürfen wir nicht verschweigen, daß Arthur Stanton nach einem Aufenthalte von nur wenigen Stunden Cannes wieder verließ, um über Marseille so schnell als möglich nach Civitavecchia zurückzukehren. Es zog ihn nach Rom, um den Lohn einzuernten, der ihm daselbst zugesagt worden war. Und er ward ihm nicht vorenthalten, dieser Lohn, sondern als er nun die Hand der geliebten Felicitas begehrte, um dieselbe als sein Weib nach England heimzuführen, wo Alfred bereits ihrer warte, da segnete ihn der alte Cardinal als seinen Sohn und die Gräfin Belgiojoso küßte ihn als seine Mutter.

„Du hast Dich als Märtyrer der Freundschaft erwiesen,“ sagte der greise Kirchenfürst, „somit soll Dir auch die Krone der ewigen Liebe nicht fehlen.“

Die Einsegnung der Ehe „ganz im Stillen“ fand statt in einer Nebenkapelle der Kirche zum Kapuzinerkloster in Rom, und der Einsegnende war kein Anderer, als der Pater Isidoro. Ihn, den Liebling des Volkes, zu verfolgen, wagte die Regierung nicht, und überdies schützte ihn nicht schon sein heiliger Stand? Einen Monat später trafen die Neuvermählten in England ein, und das Jahr darauf nach dem Tode des Cardinals Doria folgte ihnen dahin auch die Gräfin Belgiojoso, um wieder mit ihren Kindern vereinigt zu sein

---

# II.

## Ein eigenthümlicher Leichenconduct.

Nach einer wahren Begebenheit.

Eines der schönsten Länder der Welt ist das Land Mexiko im mittleren Amerika. Die Natur hat hier Alles gethan, um die Menschen glücklich zu machen, die Erzeugnisse der gemäßigten Zone wie die der heißeren Himmelsstriche kommen fort, der fruchtbarste Boden, der reinste Himmel, das klarste Wasser machen das Land zu einem Paradiese; und — doch ist es eines der elendesten und verkommensten Länder, die auf der Welt zu treffen sind. Seit Jahrzehnten zerfleischen sich dort die Menschen, ohne je zur Ruhe zu kommen; seit Jahrzehnten wechselt dort eine Regierung mit der andern, ohne daß sich eine länger als ein halbes Decennium hätte halten können; seit Jahrzehnten herrscht im ganzen Lande Raub, Erpressung, Mord und Brand, ohne daß eine Behörde da wäre, die sich kräftig genug fühlte oder den Willen hätte, solchen schändlichen Zuständen ein Ende zu machen. Einmal unter der Diktatur Santa Anna's schien es, als ob die Ordnung wenigstens einigermaßen wiederkehren wollte; denn damals gab es wenigstens in der Hauptstadt Mexiko keine offenen Banditen und Räuber mehr, da der Diktator äußerst strenge auftrat und in seiner Strenge von einem Oberrichter unterstützt wurde, welchem man wunderbarer Weise nachsagte, daß er unbestechlich und weder für Geld noch Versprechungen zugänglich sei. Allein wenn auch damals die Hauptstadt dieses

schönen Landes vorübergehend einiger Sicherheit genoß, so waren doch die übrigen Provinzen durchaus in den Händen der verschiedenen Parteiführer und Guerillashäuptlinge, welche unter dem politischen Vorwande, entweder den Diktator Santa Anna von seinem Halbthrone stürzen oder ihn auf demselben erhalten zu wollen, fast alle Städte und Dörfer mit Raub und Brand erfüllten und dadurch jede ruhige Entwicklung der Landwirthschaft und des Handels unmöglich machten. Ja man flüsterte sich sogar in die Ohren, daß solche Banditenführer und Räuberhauptleute in einem Manne, der sich in der nächsten Umgebung Santa Anna's befinde, ihre Hauptstütze fänden, ohne daß dieser Letztere darum wisse oder auch nur irgend einen Verdacht geschöpft habe. Anders wenigstens konnte man es sich nicht erklären, daß Dinge, welche tief verborgen schienen, Maßregeln, welche ganz insgeheim gefaßt worden waren, nicht selten zur Kenntniß der Diebsbanden gelangten und von diesen zu ihrem Vortheil ausgebeutet wurden, lange bevor das übrige Publikum irgend Etwas von jenen Dingen und Maßregeln wußte und erfuhr. Somit durfte man jedenfalls schließen, daß die Banditen und Räuber vortreffliche Spione in der Hauptstadt hätten, welche Alles, eine Stunde nachdem es im Regierungspalaste beschlossen worden war, wieder erfuhren und es im Augenblicke ihren Verbündeten im Lande durch Expresse mittheilten, damit sie sich darnach richten könnten. Wer aber diese Spione seien, und wer etwa in der nächsten Umgebung des gefürchteten Diktators zum Verräther seiner geheimsten Beschlüsse und Gedanken werde, das konnte nicht nur Niemand sagen, sondern man hatte hierüber nicht einmal eine Vermuthung.

Schon einige Zeit hatte dieser Zustand gedauert, und die Unsicherheit der Straßen nahm trotz der strengen Gesetze Santa Anna's mit jedem Monat eher zu als ab; da sollte auf einmal ein Zufall das Geheimniß enthüllen, in welches bisher der Hauptverräther am Regierungssitze sich zu begraben geschickt genug gewesen war; — und nicht wenig Aufsehen machte diese Entdeckung, obgleich man sie

dem Publikum so sehr als möglich zu verheimlichen suchte, weil sie ein gar zu schlimmes Licht nicht blos auf die höchsten Familien des Landes, sondern auch auf die nächste Umgebung Santa Anna's und sogar auf diesen selbst warf.

Es begab sich nämlich eines Tages, daß sich der bisherige französische Consul, ein reicher Handelsherr Namens Laroix, bei dem Diktator zur Audienz melden ließ. Der Consul war seit langen Jahren in Mexiko ansässig, wollte aber jetzt in seine Heimath Frankreich zurückreisen, um seine letzten Lebenstage dort zu beschließen. Er hatte deßhalb nicht blos das Consulat abgegeben, sondern auch seine sämmtlichen Kaufmannsgeschäfte abgewickelt und sein großes Vermögen in baar Geld oder in gute Wechsel nebst andern Kleinodien verwandelt. Nunmehr handelte es sich nur darum, diese Reichthümer sicher und ungefährdet an die Meeresküste nach Veracruz zu bringen, wo des gewesenen Consuls ein französisches Kriegsschiff wartete, das ihn sicher nach Frankreich bringen würde. Als daher der Besuch des reichen Herrn Laroix angemeldet wurde, konnte sich der Diktator wohl denken, welchen Zweck ein solcher Besuch haben werde, nämlich den, Schutz zu verlangen für den sichern Transport der Güter des gewesenen Consuls nach Veracruz.

Santa Anna befand sich in seinem geheimen Kabinet, als Herr Laroix eintrat. Niemand war sonst gegenwärtig, als der Geheimsekretär des Diktators, der zugleich sein erster Adjutant und erklärter Liebling, sowie überdieß Kommandant des Leibdragonerregiments war, und von dem man sogar sagte, daß er mit der Zeit dem Beherrscher Mexiko's noch näher stehen würde, und zwar durch die eheliche Verbindung mit der schönen Ximene, der Nichte des gefürchteten Diktators. Dieser Geheimsekretär nun, dessen Name Don Gonzalez de los Torres war, arbeitete in diesem Augenblicke emsig an einem Schreibtisch, der in einer Ecke des Zimmers stand, und sah nicht einmal auf, als der Besuch eintrat; so eifrig war er mit seiner Scriptur beschäftigt!

„Ich weiß zum voraus, Sennor Laroix,“ sagte Santa Anna, „was mir die Ehre dieses Ihres Besuches verschafft, da die Abschiedsaudienz längst vorüber ist. Sie verlangen eine Schwadron meiner Dragoner, um Sie sicher nach dem Seehafen zu bringen. Ich werde nicht anstehen, Ihnen zu gewähren, was Sie nur irgend wünschen können, denn es liegt mir viel daran, die Freundschaft Frankreichs zu gewinnen. Allein wenn ich Ihnen sogar mein ganzes Dragonerregiment mitgäbe, wer steht mir dafür, daß nicht eine überlegene Bande Sie angreift? Ja, wer ist mir Bürge, daß nicht einzelne der Dragoner mit den Banditen gemeinschaftliche Sache machen und durch ihren Verrath das ganze Regiment in Unordnung bringen? — Bleiben Sie bei uns in der Hauptstadt, so will ich Ihnen dafür stehen, daß Ihnen kein Haar gekrümmt wird und Sie Ihre Reichthümer in Ruhe genießen können; aber eine Sicherheit für eine Reise nach Veracruz auf eine Strecke von zweihundert Meilen zu gewähren, das ist mehr, als ich versprechen kann. Doch, — Sie kennen die Zustände ja so gut als ich, und somit werden Sie selbst am besten urtheilen können.“

„Eure Herrlichkeit,“ erwiederte der Handelsherr ruhig, „ich muß unter allen Umständen nach Frankreich reisen; alle meine Anordnungen sind getroffen, und ich könnte die Sache nicht mehr rückgängig machen, wenn ich auch wollte. Aber ich glaube ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, das mich und mein Eigenthum auch ohne besonders große Eskorte sicher und unangetastet nach Varacruz bringt, wofern Eure Herrlichkeit Ihre Einwilligung dazu geben. Doch wünschte ich, hievon mit Eurer Herrlichkeit unter vier Augen zu sprechen.“

„Reden Sie ungenirt,“ rief Santa Anna, „wir sind so gut als allein, denn mein Geheimsekretär kennt meine innersten Gedanken, und Sie sehen ja, er ist so emsig beschäftigt, daß er schwerlich hört, was wir sprechen. Hat er ja doch noch nicht einmal Ihre Anwesenheit im Zimmer bemerkt, wie viel weniger wird er auf unsere

Unterredung aufmerksam sein! Doch wie gesagt, ich stehe für ihn wie für mich selbst.“

In der That war es, oder schien es wenigstens so, wie der Diktator sagte. Don Gonzalez de los Torres sah weder nach links noch nach rechts, sondern schrieb über Hals und Kopf, als ob ihn Alles nichts angehe, was sonst im Zimmer vorgehe; ja als ob er sich gar nicht einmal bewußt sei, daß außer ihm sich noch Jemand im Kabinet befinde.

„Wenn Eure Herrlichkeit es so befehlen,“ sagte nun der Consul, „so werde ich ungescheut reden. Mein Auskunftsmittel besteht einfach darin, daß Eure Herrlichkeit mir statt aller Dragoner oder sonstiger Schutzmannschaft Ihren Hauskaplan, den Padre Theodosio, als Geleitsmann mitgeben. Unter seiner Obhut gedenke ich unberaubt nach Veracruz zu gelangen.“

„Meinen Hauskaplan, den Padre Theodosio?“ rief der Diktator verwundert. „Glauben Sie denn, die Banditen haben vor einer Kutte so viel Respekt, daß sie Ihre Kisten und Kästen nicht leeren werden, weil der fromme Padre dabei steht und vielleicht mit seinen Händen eine abwehrende Bewegung macht? Wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht, Sennor Laroix.“

„Eure Herrlichkeit werden mich bald verstehen, wenn ich Ihnen meinen Plan näher auseinandersetze,“ erwiederte der Handelsherr, „und ich bin gewiß, Sie werden ihn selbst gutheißen. Eure Herrlichkeit müssen nämlich wissen, daß mir gestern ein langjähriger Diener und früherer Hausvogt gestorben ist. Ich habe die Leiche sorgfältig einbalsamiren lassen, und wünsche, dieselbe nach Veracruz mitzunehmen, um sie auf Frankreichs Boden zu begraben. Wenn nun der Hauskaplan Eurer Herrlichkeit unsern Zug begleitet, um bei der Leiche während des Transportes die nöthigen Gebete zu sprechen, so wird jeder Bandenführer den Sarg als einen unantastbaren respektiren, da keiner derselben so irreligiös ist, den Zorn der Kirche auf sich laden zu wollen, und da man im ganzen Land

wohl weiß, daß der Padre Theodosio bei der geringsten Verfehlung gegen die Satzungen unserer Religion gleich mit der Excommunication bei der Hand ist."

„Ei," lachte Santa Anna, „das ist sicher genug; den todten Körper Ihres vorstorbenen Hausvogts werden die Räuber ohne allen Zweifel unangetastet lassen. Aber glauben Sie denn, deßwegen seien auch Ihre übrigen Effekten unantastbar? Diese werden so gewiß ausgesucht und ausgeplündert werden, als wir hier in diesem Kabinette beisammen sind, wenn Sie nicht eine so große Mannschaft Bewaffneter bei sich führen, daß Sie den Räubern damit imponiren. Das sollte Ihnen doch so gut bekannt sein, als es mir ist."

„Ich gedenke auch, meine sämmtliche Dienerschaft mit Schießgewehren und Säbeln zu versehen," erklärte Herr Laroix, „und wenn wir von einem schwächeren Feinde angegriffen werden, so soll es ihm übel genug bekommen, denn wir werden uns in diesem Fall zur Wehre setzen. Allein wenn die Uebermacht auf der umgekehrten Seite ist, so gedenke ich den Räubern die Schlüssel zu meinen Koffern und Kisten zu übergeben und sie nach Herzenslust nehmen zu lassen, was sie sich nur immer anzueignen für gut finden. Ich will nur, daß der Leichnam in seinem Sarge unangetastet bleibt!"

„Gottes Tod!" rief jetzt der Diktator. „Ich verstehe Sie immer weniger. Ist Ihnen denn der todte Diener mehr werth, als alle Ihre Reichthümer, die Sie sich hier erworben haben? In diesem Falle brauchen Sie freilich keine Bedeckung irgend einer Art."

„Mein Eigenthum, das ich mir durch Fleiß und Mühe in langen Jahren erworben habe, ist von hohem Werthe für mich," meinte der Handelsherr lächelnd, „und aus eben diesem Grunde lege ich ein so großes Gewicht darauf, daß die Leiche in ihrem Sarge gänzlich unberührt bleibe. Ich werde nämlich die sämmtlichen Kisten und Mantelsäcke, so ich mitführe, mit nur weniger werthvollen Gegenständen anfüllen, mit Gegenständen, die ich zur Noth entbehren kann, und deren Verlust mich nicht zum armen Manne macht. Der Sarg

dagegen, in welchem der Leichnam liegt, besteht durchaus aus einem gedoppelten Gehäuse, und es sind vier verborgene Behälter in diesem gedoppelten Gehäuse angebracht; oder um mich noch deutlicher zu machen, es ist nicht Ein Sarg, sondern es sind zwei Särge, welche in einander geschoben, aber so künstlich in einander geschoben sind, daß man gar nichts davon gewahr werden kann. Auch das geübteste Auge sieht nichts, als nur Einen massiven Sarg, und denkt nicht daran, daß überall doppelte Wände da sind und zwischen den Wänden hohle Räume. Auf diesen Umstand nun habe ich meine Rechnung gestellt, und alle meine Werthsachen, alle meine Papiere, mein Gold, meine Pretiosen in diese hohlen Räume versteckt. Kein Mensch kann sie dort entdecken oder auch nur vermuthen, der nicht in das Geheimniß eingeweiht ist. Wenn ich demnach auch unterwegs ausgeplündert würde; wenn ich das Unglück hätte, daß alle meine Kisten und Koffer aufgerissen und ihres Inhalts beraubt würden, so wäre mein Verlust deßwegen doch ein verhältnißmäßig nur geringer, sobald nur der Sarg sicher in Veracruz ankommt, denn mein Hauptvermögen, mein werthvollstes Eigenthum steckt dort innen. Nun wissen Eure Herrlichkeit, warum ich mich der Mühe unterziehe, den Leichnam meines früheren Majordomo mit solch' hohen Ehren nach Frankreich zu transportiren, und warum ich Ihren Hauskaplan Padre Theodosio als Eskorte für den Sarg verlange."

„Gottes Tod!" rief Santa Anna, hastig aufspringend und mit seinem hölzernen Beine *) heftig auf den Boden stampfend. „Gottes Tod, Herr Laroix, Sie sind ein kluger Mann, und Ihr Plan ist so pfiffig angelegt, daß es schade wäre, wenn er nicht gelänge. Aber wer hat Ihnen den Sarg mit den doppelten Böden gemacht? Fürchten Sie nicht, daß dieser Mann Sie verrathen könnte? Denn

*) Der Diktator Santa Anna hatte bekanntlich eines seiner Beine in der Schlacht verloren und dasselbe durch einen hölzernen Stelzfuß ersetzt.

ich setze voraus, daß derselbe von freien Stücken durch Sie in das ganze Geheimniß eingeweiht wurde, weil er sonst auf heimliche Weise dahinter kommen wollte, zu welchem Zwecke er eine solch' ungewöhnliche Todtenbahre habe fertigen müssen."

„Eure Herrlichkeit haben wie immer vollkommen Recht," erwiederte der Handelsherr; „deßhalb säumte ich auch nicht, meinen Sargfabrikanten mit Allem bekannt zu machen, ja sogar ihn mit der Verpackung meiner Pretiosen und Kostbarkeiten in die hohlen Räume der Bahre zu beauftragen, damit er sieht, wie ich ihm volles Vertrauen schenke. Im Uebrigen glaube ich mich vollkommen auf ihn verlassen zu können, denn er ist zwar ein noch junger Mann, aber er befindet sich dennoch schon über sieben Jahre als Schreiner und Packer in meinen Diensten, und ich habe ihn immer treu und ergeben befunden. Da er nun meines Abzugs wegen aus meinen Diensten tritt und sich hier als selbstständiger Meister etabliren will, so versprach ich ihm eine nicht unbeträchtliche Unterstützung, wenn ich mit meinem Transporte sicher in Veracruz angelangt sein werde, und dieses Versprechen wird ihm Anreizung genug sein, nicht zu plaudern, sondern über die Geheimnisse des Sarges reinen Mund zu halten. Ueberdies wird er mich auf meinem Marsche begleiten, und ich werde ihn nicht aus den Augen lassen. Wehe ihm, wenn er mich verrathen hätte! Aber dies ist ganz und gar nicht denkbar, denn seine Braut, mit der er sich nach seiner Etablirung verheirathen wird, befindet sich ebenfalls mit auf dem Zuge, da sie bei meiner Tochter seither in Diensten stand und dieselbe bis zum Schiffe begleiten wird. Die beiden Leutchen sind gar nicht fähig, an etwas Schlimmes auch nur zu denken; im Gegentheil, ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, die Belohnung zu verdienen, die ich meinem Alphonso — so heißt der Schreinerbursche — zugedacht habe, damit sie sich um so rascher in der Ehe vereinigen können."

Der Diktator lachte laut auf, als der Handelsherr nunmehr seinen ganzen Plan enthüllt hatte. „Das ist die köstlichste Geschichte,

die ich in meinem ganzen Leben erfahren habe," rief er, „und wenn Ihnen die Sache, wie ich nicht zweifle, gelingt, so werden die vielen Banditenchefs, von denen das Land wimmelt, vor Wuth außer sich kommen, falls sie nachträglich erfahren, welcher wichtige Fang ihnen entgangen ist. Den Padre Theodosio sollen Sie haben; er mag Morgens und Abends die Messe über dem Leichnam lesen und mir nachher Bericht erstatten, wie die Reise von Statten gegangen ist. Soll ich ihm das Geheimniß anvertrauen, oder wollen wir ihn im Glauben lassen, sein Geleite sei nur der religiösen Ceremonien wegen für nöthig erachtet worden?"

„Das Letztere, Eure Herrlichkeit," versetzte der Handelsherr eifrig, „das Letztere. Ein Geheimniß ist immer desto besser aufgehoben, je weniger Menschen darum wissen. Wir können ja dem Padre als Grund, warum ich dem Verstorbenen so hohe Ehre erweise, angeben, daß mein früherer Majordomo einer altadeligen französischen Familie angehöre und nur durch die Revolution in die dürftigen dienstlichen Verhältnisse, in denen er hier lebte, gerathen sei."

„Ihr Wunsch soll auch hierin erfüllt werden," erwiederte der Diktator „Bis wann gedenken Sie Ihre Reise anzutreten?"

„Meine Anstalten sind sämmtlich getroffen, und wenn Eure Herrlichkeit Ihre Einwilligung geben, so könnten wir den morgigen Tag als den Abschiedstag festsetzen. Auch werde ich nicht ermangeln, meiner Regierung getreulich Bericht darüber zu erstatten, wie bereitwillig mir der Mann beigestanden, dem die Geschicke der Republik Mexiko anvertraut sind."

Der Consul verabschiedete sich nun, um die letzte Hand an seine Vorbereitungen zur Reise zu legen; der Diktator aber wandte sich lachend zu seinem Geheimsekretär, der diese ganze Zeit her eifrigst fortgeschrieben hatte, ohne auch nur ein einziges Mal aufzusehen

„Nun, Gonzalez," sagte der Diktator, „was sagst Du zu dieser tollen Leichenconductfarce? Wäre sie nicht ein prächtiger Stoff zu einem Lustspiel?"

„Wahrhaftig, Sennor," erwiederte der Geheimsekretär, seinem Herrn voll Verwunderung in's Gesicht schauend, „ich weiß nicht, von was Eure Herrlichkeit spricht. Sie haben mir einige Dekrete zur Ausarbeitung übergeben, und in diese war ich so vertieft, daß ich Nichts von Allem hörte, was hier gesprochen wurde. Mußte ich mich ja doch auf's höchste beeilen, wenn ich noch zur rechten Zeit fertig sein wollte, um die Empfangsstunde der Sennora Ximene nicht zu versäumen! Aber hier sind die Scripturen zur Unterschrift bereit; belieben Eure Herrlichkeit Ihren Namen darunter zu setzen?"

„Ach, ich dachte wirklich nicht daran, daß Du verliebt bist," versetzte nun Santa Anna lächelnd. „Gottes Tod, Du hast den köstlichsten Spaß überhört, den je ein Komödiendichter ersonnen hat. Aber nun gib her und laß mich unterschreiben, denn ich möchte Dich nicht des Glücks berauben, meiner Nichte Deine Aufwartung zu machen, da sie sich, glaube ich, eben so sehr nach Deiner Gesellschaft sehnt, als Du Dich nach der ihrigen."

Der Diktator unterschrieb die Dekrete, und der Geheimsekretär ward entlassen. In der That wandte sich der Letztere nun denjenigen Gemächern des Palastes zu, welche die schöne Ximene, die Nichte des Beherrschers von Mexiko, bewohnte, und sobald er sich hatte anmelden lassen, ward er auch angenommen. Das Gerücht hatte also wohl Recht, wenn es behauptete, es bestehe ein Liebesverhältniß zwischen dem Don Gonzalez de los Torres und der reizenden Donna Ximene de Abaque, welche dereinstens bestimmt war, einen Theil der Reichthümer des allgewaltigen Diktators zu erben. War es aber ein Wunder, wenn ein solches Verhältniß bestand? Konnte ein Weib einen schöneren Gegenstand ihrer Liebe auslesen, als der ritterliche Obrist Gonzalez war? Sahen nicht alle Mädchen und Sennora's der ganzen Stadt Mexiko hinter dem prächtigen Cavaliere her, wenn er in sausendem Galopp durch die Straßen sprengte und die ganze schöne Welt an die Fenster lockte, um sich an seiner edeln Gestalt zu weiden? Konnte man einen Zweiten finden, der sich mit seiner

Freigebigkeit, die sich oft bis zur Verschwendung steigerte, der sich mit seiner Feinheit, seiner Eleganz, seinen „Manieren eines vollendeten Edelmanns“ zu messen verstand? Nimmermehr! Sennor Gonzalez de los Torres war und blieb der allbewundertste Cavalier Mexiko's, mit dem kein Anderer, sei er Militär oder Civilist, den Vergleich aushalten konnte! Allerdings war er noch vor wenigen Jahren ein ziemlich ungekannter Jüngling gewesen, und hatte nur durch den Glanz, den er entfaltete, sowie durch die Gunst des Diktators, welche er sich zu erwerben wußte, diese merkwürdig schnelle Carrière gemacht. Allerdings wußte Niemand genau anzugeben, woher die ungeheuren Revenüen flossen, die er nothwendig haben mußte, um den tollen Aufwand zu bestreiten, den er machte; allein wer fragte nach solchen Dingen, wenn man die Wirklichkeit, das Faktische jenes Reichthums vor Augen hatte? Wenn man sah, wie er mit vollen Händen ausstreute, ohne sich lange zu besinnen und ohne auch nur ein einziges Mal zu knausern? Wer fragte nach seiner früheren Laufbahn, wenn man sich tagtäglich überzeugen konnte, wie ihn der Diktator Mexiko's auszeichne, und wie ihm die schönste, reichste und mächtigste Dame der Stadt holdselig zulächelte?

Auch heute mußte Sennor Gonzalez von Sennora Ximene wieder überaus gnädig empfangen worden sein, denn als er nach einer Stunde Aufenthalt aus ihren Gemächern zurückkehrte, glänzte sein Gesicht von Wonne und Seligkeit, und sein stolzer, fast hochmüthiger Tritt verkündigte die Huld, die ihm zu Theil geworden war. Vor dem Palaste hielt sein Diener mit den Rossen, und voller Lust sprengte er nun durch die Straßen der Kaserne zu, wo sein Dragonerregiment einquartiert war. Nachdem er hier seine Funktionen als Kommandant erfüllt, winkte er, trotzdem es bereits Nacht geworden war, seinem Adjutanten, mit dem er besonders vertraut schien, um noch einen Spazierritt vor die Stadt hinaus zu machen. Die Beiden sprengten ganz allein dahin, ohne einen Diener zum Geleite zu haben. Auch fiel dies gar nicht auf, da sie es oftmals so zu halten

pflegten, und man einem Cavalier, wie Herr Gonzalez war, scho einige Excentricitäten zu Gute halten mußte. Vor der Stadt besaß der Letztere ein Landhaus, das mitten unter Weinreben, Blumen und Bäumen versteckt war. Hier hielten die beiden Reiter einen Augenblick ihre schnaubenden Rosse an, aber nur so lange, bis der Obrist aus einem Wandkasten zwei weite und lange Ueberwurfmäntel hervorgezogen hatte, in welche sie sich alsobald hüllten, so daß von ihren glänzenden Uniformen nichts mehr zu erblicken war. Nun sprengten sie abermals vorwärts; ihr Weg führte sie jedoch alsbald von der Landstraße ab einer Gegend zu, die von den Einwohnern Mexiko's nur wenig oder gar nicht besucht war, ob sie gleich ihres wilden und romantischen Charakters wegen ziemlich sehenswerth genannt werden konnte. Eben nämlich wegen ihrer Wildheit und vielleicht auch wegen ihrer Abgelegenheit, führte kein gebahnter Weg hindurch, und wenn je Jemand dorthin verschlagen wurde, so beeilte er sich, aus der Wildniß herauszukommen, da dieselbe nicht eben im besten Rufe stand. Trotz allem dem stand doch eine Art Wirthshaus daselbst, und zwar gerade an der verstecktesten, wildesten Stelle, am Fuße eines Waldes, der sich weit in's Land hinein zog und zum Theil so dicht von Schlingpflanzen durchwachsen war, daß man kaum durchdringen konnte. Vor nicht lange vergangenen Zeiten hatte dieser Wald verschiedenen Räubern und Banditen, von denen damals auch noch die Umgegend der Hauptstadt wimmelte, zum Schlupfwinkel gedient, und man erzählte sich viel schaurige Geschichten, welche in jener Gegend gespielt haben sollten. In neuester Zeit jedoch, seit das strenge Regiment Santa Anna's wenigstens die allernächste Umgebung Mexiko's von diesem Gesindel befreit hatte, war seit Jahren Nichts vorgefallen, das Jemanden berechtigt hätte, jene Gegend noch immer für eine verrufene zu erklären. Dennoch wollte sich unter dem gewöhnlichen Volke die Furcht vor dem Platze nicht verlieren, und man hätte Manchem viel bieten können, er solle bei Nacht allein den Weg nach jenem einsamen Wirthshaus am

Fuße des Waldes einschlagen, — man würde es ihm vergebens geboten haben, denn die Angst wäre allzu groß gewesen, als daß der Geiz sie hätte überwinden können. Sennor Gonzalez de los Torres und sein Adjutant dagegen schienen von solcher Furcht nichts zu wissen, denn sie sprengten lustig vorwärts und gerade auf jenes Wirthshaus zu. Offenbar waren sie hier schon öfters gewesen, denn sie fanden den Weg trotz der Dunkelheit der Nacht, und ließen sich weder von Gestrüpp, noch Gräben, noch sonst einem Hindernisse aufhalten. Sogar die Pferde mußten mit der Lokalität vertraut sein, denn sie griffen rascher aus, je näher sie kamen, ohne eines Spornes oder der Peitsche zu bedürfen. Und doch war von dem Hause weit und breit nichts zu sehen! Vor einer Viertelstunde noch meinte man von weiter Ferne ein einsames Licht darin zu erkennen, allein seit sie so nahe kamen, daß man das Wiehern und die Hufschläge der Rosse von dort aus vernehmen konnte, war das Licht plötzlich verschwunden und das Wirthshaus lag nun in so tiefe Nacht gehüllt, daß es schien, dasselbe sei entweder nicht bewohnt, oder die Bewohner lägen in tiefer Ruhe dem Gott des Schlafes in den Armen. Nicht einmal das Gebell der Hunde, dieses unentbehrlichen Möbels in einem spanischen Wirthshause, ließ sich vernehmen, obgleich solche da waren; allein dieselben kannten wohl die neuen Ankömmlinge näher, denn sie sprangen ihnen entgegen, hüpften vor Freude an den Pferden empor, und stießen jenes tiefe Geheul aus, welches bei derlei Thieren das höchste Vergnügen anzeigt. Don Gonzalez pfiff dreimal auf eine eigenthümliche Weise, als er mit seinem Begleiter an dem einsamen Häuschen anlangte, und alsobald erschienen einige Männer, welche sich sofort beeilten, die Rosse abzuzäumen und in einen hintern Schuppen zu führen, wo noch mehr Pferde standen und des Futters im Ueberflusse vorhanden war. Don Gonzalez und sein Begleiter traten in's Haus ein, und jetzt zeigte sich's noch deutlicher, daß dasselbe keineswegs unbewohnt sei; denn der große Tisch in der Stube war mit Speisen überdeckt, und mächtige

Krüge mit Wein standen umher, so daß nichts zu einem tüchtigen Gelage fehlte. Dagegen konnte man die Beleuchtung eine nur spärliche nennen, denn nur eine einzige Lampe brannte in dem weiten Gemache, und zum Ueberfluß waren noch die Fensteröffnungen mit dicken Teppichen verhängt, damit man von außen auch diesen geringen Schein nicht bemerken könne.

„Endlich," rief eine kräftige, stämmige Gestalt, welche eben an der langen Tafel Platz genommen hatte, „endlich hört und sieht man auch wieder etwas von Ihnen, Sennor. Ich glaube, es ist schon ein ganzer Monat vergangen, ohne daß wir auch nur ein Sterbenswörtchen von Ihnen vernommen hätten, denn Sie verboten uns ja auf Tod und Leben, daß sich Keiner in den Straßen Mexiko's sehen lasse."

„Und zum Glück that ich so," erwiederte Don Gonzalez, „denn bei Santa Anna ist nun aller Verdacht verschwunden, daß in seiner nächsten Nähe noch Bursche eures Schlages getroffen werden könnten. Aber rufe Deine Leute herbei, denn wir haben Wichtiges zu verhandeln, und ein Fang steht uns in Aussicht, der euch für eure Unthätigkeit fünfzig- und hundertfach entschädigen soll."

Bald war das Innere mit Männern vollgefüllt, deren Gesichter den Diktator im Augenblicke aus dem Wahne gerissen haben würden, daß das Räuber- und Banditenwesen innerhalb der Grenzen der Hauptstadt gänzlich vertilgt sei. Die Männer grüßten den Geheimsekretär zwar mit tiefer Unterwürfigkeit, aber doch mit jener Vertrautheit, welche die geheime Kameradschaft verrieth. Es mochten ihrer zwanzig bis fünfundzwanzig sein, worunter auch Jene, die sich im Abzäumen der Pferde so geschäftig erwiesen hatten. Die großen Weinkrüge wurden frisch gefüllt, und die Gesellschaft saß bald vertraulich genug bei einander. Jetzt ergriff Sennor Gonzalez de los Torres das Wort, und der Inhalt seiner Rede mußte ein außergewöhnlich großes Interesse für sie haben, denn sie saßen mit offenem Munde und mit glühenden Augen da, die mit jeder Minute heftigere Blitze schossen. Ja so außerordentlich war der Eindruck, welchen die

Worte des Geheimsekretärs auf sie machten, daß sie sogar den Weinbecher darüber vergaßen, dagegen um so öfter mit der Faust auf den Tisch schlugen, wahrscheinlich um ihre beifällige Zustimmung figürlich auszudrücken. Endlich hatte Don Gonzalez geendigt, und nun brach ein so lauter und allgemeiner Jubel aus, daß man ihn auf weithin in die Runde gehört haben müßte, wenn die Nachbarschaft bewohnt gewesen wäre.

„Stille, Ruhe!“ donnerte jetzt die Stimme des stämmigen Mannes, dessen wir soeben erwähnt haben und welcher durch seinen Platz obenan an der Tafel bewies, daß er als Besitzer des Anwesens ein Recht habe, hier zu gebieten. „Stille, Ruhe! Seid ihr Männer oder Kinder? Könnt ihr denn das Glück, das uns bevorsteht, so wenig ertragen, daß ihr wie alte Weiber aufkreischen müßt? Sennor Gonzalez,“ fuhr er fort, als die Ruhe wieder hergestellt war, „wie viel Dienerschaft mag der Handelsherr bei sich führen, und sind es tapfere und gut bewaffnete Leute?“

„Es mögen, so weit ich vermuthen kann, denn eine Gewißheit habe ich hierüber nicht,“ erwiederte der Geheimsekretär, „ihrer fünfzehn bis zwanzig sein. Eure Anzahl beträgt fünfundzwanzig; dazu kommen noch zehn von meinen eigenen Leuten, welche euch Don Cäsar“ — mit diesen Worten deutete er auf seinen Adjutanten, der neben ihm saß — „zuführen wird. Bei solcher Stärke könntet ihr eine Eskorte von hundert Mann Miliz in die Flucht schlagen, wie viel mehr eine feige Dienerschaft von fünfzehn oder zwanzig Köpfen! Das Einzige, worauf ihr euer Hauptaugenmerk richten müßt, ist das, daß ihr besser beritten seid, als die, welche ihr anzugreifen habt. Ich werde deßhalb meine zehn Leute mit den besten Rossen ausstatten, die ich im Stalle habe, denn drei Tage nach dem Raube müßt ihr euch sämmtlich wieder hier befinden, damit kein Mensch auch nur eine Ahnung habe, von wem der Anfall ausgegangen ist, und es gehören gute Thiere dazu, um einen solch' weiten Weg in so kurzer Zeit zurückzulegen.“

„Aber warum müssen wir den Angriff verschieben," frug jetzt ein Anderer, „bis der Consul Laroix beinahe am Ziele seiner Reise in Veracruz angelangt ist? Setzen wir uns da nicht der Gefahr aus, daß uns eine andere Bande zuvorkommt und wir, wenn wir dann angreifen, uns mit den übriggelassenen Brosamen begnügen müssen?"

„Rodrigo, Du beweisest wieder, daß Du ein Dummkopf bist," wies ihn der Inhaber der Banditenherberge (denn daß wir uns in einer solchen befinden, brauchen wir wohl jetzt nicht mehr zu verhehlen) zurecht. „Das Geheimniß des Sarges ist von der Art, daß wir unserer Beute sicher sein dürfen, und der Angriff geschieht deßhalb nicht früher, damit Jedermann glaubt, der Raub sei von einer der Banden, die um Veracruz herumstreifen, begangen worden. An uns friedfertige Menschen hier denkt dann Niemand. Aber, Don Gonzalez, werden Sie uns selbst führen, oder werden Sie diese Führerschaft mir übertragen?"

„Don Cäsar kennt meinen ganzen Plan," erwiederte der Geheimsekretär, „und er wird ihn nach meinem Willen ausführen. Ich selbst werde meinen Posten in Mexiko nicht verlassen, damit es unmöglich ist, einen Verdacht auf mich zu werfen. Aber merkt euch nochmals, laßt euch nicht verleiten, die Werthpapiere des Kaufmanns anzutasten, oder von seinen Kleidern, seinem Weißzeug etwas anzurühren. Solches Alles würde uns nothwendig früher oder später verrathen. Das Einzige, was wir uns aneignen dürfen, sind die Pretiosen und das Gold. Einem Goldstück sieht man nicht an, wem es früher gehört hat, und was die Schmucksachen betrifft, so brechen wir, wenn wir getheilt haben, die Diamanten und kostbaren Steine aus ihrer goldenen Fassung und schmelzen die letztere ein, so daß auch hier eine Entdeckung unmöglich ist."

So wurde der ganze Plan auf's genaueste besprochen und bis auf die geringste Kleinigkeit abgemacht; dann erst, eine gute Stunde später, ritt Don Gonzalez de los Torres mit seinem Begleiter wieder

der Stadt Mexiko zu, um sich den andern Tag auf's neue seinen Geschäften im Palaste zu widmen oder der Donna Ximene seine Huldigungen darzubringen, und sich überhaupt so zu benehmen, wie man es von dem allbewunderten und allbeneideten Obrist des Leibdragonerregiments nur erwarten konnte. Seinen Adjutanten Don Cäsar aber sandte er am hellen Tage mit einem offenen Auftrage auf eines seiner Güter, die er in einer etwas entfernten Provinz liegen haben wollte, und man fand es ganz natürlich, daß sich dieser Offizier von einem Dutzend Dragoner begleiten ließ, um den Fährlichkeiten einer solchen Reise desto leichter begegnen zu können.

Unterdessen war der reiche Kaufmann Laroix mit seinen Vorbereitungen zur Reise fertig geworden und hatte diese wirklich angetreten. Natürlich aber unter dem Zulaufe der ganzen Einwohnerschaft der Hauptstadt, da man einen solchen Reisezug nicht alle Tage sehen konnte. Derselbe war nämlich auf eine ganz eigenthümliche Art zusammengesetzt: Voraus ritten auf guten Rossen etwa vier oder fünf Bewaffnete, deren Anführer der Kaufmann Laroix selbst war. Dann kam eine Art Sänfte, welche von Maulthieren getragen wurde und in welcher die Tochter des Kaufmanns nebst ihrer Dienerin saß. Nun folgten wenigstens zwanzig weitere Maulthiere, sogenannte Packesel, die alle mit Reisesäcken und ledernen Beuteln wohl bepackt waren. Auf diese kamen vier Pferde, welche vor einen offenen, aber himmelbettartig gestalteten Wagen gespannt waren, und auf diesem Wagen unter dem schwarz dekorirten Himmelbette lag ein Sarg, von einem großen schwarzen, mit einem weißen Kreuze geschmückten Tuche überdeckt. Hinter dem Sarge kam abermals eine Sänfte oder Palanquin, in welchem der Padre Theodosio mit einem zweiten untergeordneten Geistlichen saß, um unterwegs die heiligen Ceremonien mit dem Leichnam vorzunehmen, welche die Kirche vorschreibt. Den Schluß des Zuges bildeten zehn oder zwölf Bewaffnete, welche alle gut beritten waren. In solcher Ordnung bewegte sich die Karawane des Sennor Laroix vorwärts, und man kann

sich denken, daß sie überall, wo sie durchkam, nicht geringes Aufsehen erregte. Auch machte sie nur kurze Tagreisen, denn einmal konnte man nicht vorsichtig genug sein, und mußte sich besonders hüten, die Pferde zu übertreiben, weil sie sonst leicht ganz untauglich werden konnten; zum zweiten aber war die Last, welche die Maulthiere zu tragen hatten, so groß, daß sie sich nur langsam vorwärts bewegten und schon nach einem Marsche von sieben oder acht Stunden zur Ruhe gebracht werden mußten. Trotzdem aber war die Reise mit keinen oder doch nur wenigen Unannehmlichkeiten verknüpft, denn das Wetter blieb immer gleich schön und von Banditen war weit und breit nichts zu sehen. Einmal allerdings, am dritten Marschtage, sprengten einzelne Reiter heran, gleichsam um zu recognosciren; allein wie sie den Leichenwagen erblickten und die beiden Padre in der hintendreinfahrenden Sänfte, wandten sie ihre Pferde schleunigst um und jagten querfeldein, als ob sie bis in den Tod erschreckt worden wären. Ein anderes Mal, da die Reisenden in einem Wirthshause an der Straße Halt gemacht hatten, um dasselbe zu ihrem Nachtquartier zu erwählen, wurden sie dadurch erschreckt, daß am Abend plötzlich eine ganze Bande Berittener dieselbe einsame Taverne zu ihrem Nachtlager ausersah und im Anfange nicht abgeneigt schien, die Karawane des Handelsherrn auszuplündern; als aber die bewaffneten Diener in Gegenwart der Banditen ihre Gewehre scharf luden, fanden es die Letzteren doch gerathener, von ihrem Vorhaben abzustehen, und begnügten sich mit einem Präsente, das ihnen Herr Laroix von freien Stücken anbot. Weitere Störungen kamen gar keine vor und die Reise ging somit ganz ungefährdet von statten bis zum achten Tage, wo sie in einer Entfernung von zwölf oder vierzehn Stunden von Veracruz abermals Halt machten. Hier fühlten sie sich wegen der Nähe ihres Reiseziels nicht wenig beruhigt und glaubten allen weiteren Fährlichkeiten so ziemlich überhoben zu sein, da in der Nähe der großen Städte die Räuberbanden meist keinen Ueberfall wagten. Demgemäß überließen sie sich am Abend dieses

Tages mehr als je der Fröhlichkeit, und der reiche Handelsherr befahl, einen der Mantelsäcke zu öffnen, um die ganze Cavalcade mit dem herrlichen Weine zu erquicken, den er in Flaschen und Krügen bei sich führte. Sogar der Wirth wurde nicht ausgeschlossen, eben so wenig als ein Fremder, der vor kurzem ebenfalls zu Pferde angekommen und im Wirthshause abgestiegen war. Diese Höflichkeit hatte natürlich zur Folge, daß der Fremde und Herr Laroix bald in ein Gespräch verwickelt wurden, an dem sich auch der Padre Theodosio betheiligte. Der Fremde erzählte von Diesem und Jenem, und wußte über die Gegend genauen Bescheid, was auch ganz natürlich und zu glauben war, da er seiner Versicherung nach ein kleines Landgut in der Nähe besaß.

„Also sind Sie dessen sicher;“ fragte Herr Laroix, der zu dem derben, vierschrötigen, von der Sonne fast schwarzbraun gefärbten und mit einem außerordentlich dichten schwarzen Barte geschmückten Fremden ein ziemliches Vertrauen zu fassen schien; „also sind Sie sicher, daß wir keinerlei Gefahr mehr zu bestehen und von Räuberbanden nichts zu gewärtigen haben?“

„Nicht das Geringste,“ erwiederte der Fremde. „Ich lebe nun schon an die fünfzehn Jahre in der Nachbarschaft, wenn man eine Entfernung von zehn Stunden eine Nachbarschaft nennen kann, und kenne mich also genau genug aus, denn ich muß wegen des Absatzes meiner Produkte alle Jahre zehn oder zwölf Male nach Veracruz reiten. Allein so sicher und ruhig konnte man noch nie reisen als gegenwärtig. Das macht: das scharfe Regiment des Diktators hat uns die Schufte, die sonst das ganze Land beunruhigten, bis auf wenige Exemplare vom Halse geschafft, und wir können nun, wenn wir ein paar Piaster in der Tasche haben, doch wenigstens der Angst überhoben sein, wegen dieser paar Thaler ermordet zu werden. Besonders glücklich fühlen wir uns hier in der Gegend darüber, daß dieser Umschwung eingetreten ist, weil wir gerade in der nächsten Nachbarschaft von den Räubern am meisten zu leiden

hatten. Keine zweitausend Schritte von hier führt nämlich die Straße durch eine tiefe Schlucht, welche besonders gut für einen Ueberfall gelegen ist, und dieselbe wurde deßhalb auch von den Räubern früher regelmäßig als passendste Lokalität für einen Ueberfall ausersehen. Hat man aber den Engpaß einmal hinter sich, so läuft der Weg auf ebenem, weithin sichtbarem Terrain bis nach Veracruz hin, und von einer Gefahr ist dann gar keine Rede mehr. Nicht wahr, so ist es?" setzte er, dem Wirthe zuwinkend, hinzu.

Der Wirth bestätigte sofort Alles, was der Fremde gesagt hatte, und dieser Umstand diente unsern Reisenden natürlich zu nicht geringer Beruhigung. Nur der Padre Theodosio schüttelte ein paar Mal wie nachdenklich mit dem Kopfe, denn die Physiognomie des Fremden sowohl als die des Wirths wollten ihm nicht gar sehr gefallen. Auch glaubte er sicher, den Fremden schon irgendwo anders gesehen zu haben, nur konnte er sich nicht erinnern, wo und unter welchen Umständen; darum schwieg er auch still, seine Unruhe in seinem Innern verschließend, damit nicht die Andern, vielleicht unnöthigerweise, ebenfalls von derselben angesteckt würden, oder gar der Fremde selbst Kenntniß von dem Mißtrauen erlange, das er in ihn setze. Gerade umgekehrt dachte der Handelsherr Laroix, denn dieser war hoch erfreut, als er hörte, daß der Landgutsbesitzer, den er hier so unvermuthet getroffen, ebenfalls nach Veracruz reise, und er lud ihn daher ein, sich seiner Gesellschaft anzuschließen, da ein des Wegs so kundiger Mann ihm von nicht geringer Wichtigkeit erschien. So sind die Ansichten der Menschen oft verschieden. Es wird sich aber bald zeigen, welches die richtige war.

Den andern Morgen erhob sich die ganze Gesellschaft in aller Frühe, denn man wollte die Reise so bald als möglich antreten, um bis zum Abend Veracruz so nahe gerückt zu sein, daß man es den Tag darauf noch in der Morgenstunde erreiche. Die Maulthiere, wie die Pferde, waren gut gefüttert worden und schienen so risch und munter, als wenn sie selbst gewußt hätten, das Ende ihrer

Mühseligkeiten sei nahe. Um sechs Uhr war Alles im Sattel und der Zug bewegte sich in derselben Ordnung vor sich, welche er vom Beginn der Reise an inne gehabt hatte; nur war der Vortrab um einen Mann vermehrt, den Fremden nämlich, welcher neben Herrn Laroix ritt, und dessen Pferd wegen seiner Schönheit, sowie wegen der Gelenkigkeit seiner Glieder allgemeine Bewunderung erregte. Der Himmel zeigte sich wunderbar klar und stimmte die Herzen der Reisenden noch mehr zur Fröhlichkeit, als sie es vorher schon gewesen waren. Nach einer Stunde erreichte die Cavalcade die Schlucht, welche vordem den Reisenden sich als so überaus gefährlich erwiesen hatte, und in der That sah sie auch schaurig genug aus. Der Weg führte nämlich durch einen tiefen Hohlweg, dessen beide Seiten mit dichtem Walde besetzt waren. Der Hohlweg selbst aber war so eng, daß höchstens zwei Mann neben einander reiten konnten, und nur in der Mitte desselben befand sich eine Art von freiem Platze, der dazu bestimmt schien, den Fuhrwerken und Karawanen, welche sich hier begegneten, Gelegenheit zum Ausweichen zu geben.

„Dies hier ist die gefährliche Stelle, von der Sie gestern Abend gesprochen haben?“ fragte Herr Laroix den Fremden, indem er unwillkürlich sein Pferd anhielt und nicht ohne Beben in die finstere Schlucht hinabblickte.

„Es war einst eine gefährliche Stelle,“ erwiederte der Fremde; „aber seit die Banditen von dem Diktator wie wilde Thiere gehetzt werden, ist alle Gefahr beseitigt, und man kann durch diese enge Gasse so sicher reisen, wie durch irgend eine der Straßen Mexikos selbst. Oder,“ setzte er mit spöttischem Blicke hinzu, „fürchten Sie sich etwa in den Hohlweg einzureiten? Dann lassen Sie mir den Vorrang. In weniger als zehn Minuten will ich das andere Ende der Schlucht erreicht haben.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, ritt Herr Laroix vorwärts und bald war die ganze Cavalcade in der Schlucht verschwunden. Einige Minuten lang ging Alles ganz gut von Statten und nicht das

geringste Hinderniß legte sich den Reisenden in den Weg. Schon hatten die Vordersten den freien Platz inmitten des Hohlwegs erreicht, ohne daß sich etwas Verdächtiges gezeigt hätte. Im Gegentheil, es herrschte die tiefste Ruhe, und nicht einmal der Laut eines Vogels ließ sich hören. Da, urplötzlich, gerade in dem Augenblicke, als Herr Laroix neben dem Fremden an der Spitze des Zugs auf den freien Platz einritt, setzte der Letztere eine Pfeife an den Mund und entlockte derselben einige schrille, markdurchbebende Töne. In demselben Momente zog er eine schwere Pistole aus der Satteltasche und schlug damit den sich nichts versehenden Handelsherrn vor den Kopf, daß dieser bewußtlos vom Pferde stürzte. Nun entstand eine Scene der merkwürdigsten Verwirrung. Sobald nämlich die Pfeife des Fremden ertönte, antworteten ihm von allen Seiten her ähnliche Töne, und bald hörte man das Geknatter einzelner Pistolenschüsse, sowie das Auffallen schwerer Steine, welche von den steilen Seitenwänden der Schlucht herabgerollt und den lasttragenden Maulthieren an die Beine geschleudert wurden, so daß ein Theil der letzteren sich im Augenblicke im Staube wälzte. Von vorn und von hinten sprengten schwerbewaffnete Reiter heran, welche die Säbel schwingend und die Pistolen hoch emporhaltend jeden Ausgang verwehrten; hinter den Bäumen zu beiden Seiten der Schlucht aber standen sichere Schützen, welche zwar nicht die Menschen, wohl aber die Pferde und andere Vierfüßler, so sich in der Karawane befanden, zum Zielpunkte erwählten, um so die bewaffneten Diener des Herrn Laroix zu Falle zu bringen. Wohl setzten sich Einzelne der Letzteren zur Wehre; wohl versuchten auch sie es, dem Feinde mit Säbel oder Pistole zu schaden, aber die Schützen hinter den Bäumen waren zu sicher verborgen, als daß man sie hätte treffen können, während sie umgekehrt ein Kreuzfeuer über den Hohlweg hinüber unterhielten, dem Niemand zu widerstehen vermochte. So konnte es nicht fehlen, daß nach wenigen Minuten die bewaffnete Begleitung des Laroix'schen Zuges überwältigt, entwaffnet und gebunden war. Die zwei Frauen-

zimmer, die Tochter des Handelsherrn und ihre Zofe, waren die Räuber so artig, nicht zu binden, sondern sie nur zu überwachen, daß sie nicht davonrannten. Dasselbe geschah mit dem Padre Theodosio und seinem Begleiter, gegen welche Beide sich die Banditen sehr unterwürfig erwiesen, ohne jedoch deßwegen auf deren zornige Mahnungen, von ihrem frevelhaften Beginnen abzulassen, irgendwie Rücksicht zu nehmen.

Während nun Solches geschah, war der Consul, welchen die Räuber natürlich ebenfalls gebunden hatten, von seiner Betäubung wieder erwacht, und rief jetzt dem Hauptmann der Banditen — natürlich war derselbe kein Anderer, als der Fremde vom letzten Nachtquartier her — mit lauter Stimme zu, von weiteren Feindseligkeiten abzustehen, denn er wolle lieber irgend ein annehmbares Lösegeld zahlen, als sich sein Gepäck und seine Reiserequisiten ausplündern lassen. „Wenn ihr aber uns durchaus plündern wollt," setzte er zum Schlusse hinzu, „so sind hier die Schlüssel zu meinen Kisten und Koffern. Nehmt, was euch ansteht, aber verderbt mir wenigstens den Rest nicht, damit ich meine Reise fortzusetzen nicht gehindert bin."

„Sie befinden sich in der That in großem Irrthum, Sennor Laroix," erwiederte der Banditenchef mit vollkommener Artigkeit, „wenn Sie glauben, wir seien gekommen, Sie zu berauben. Behalten Sie Ihre Schlüssel, wir werden Ihre Mantelsäcke und Kisten nicht antasten. Dagegen sind wir zu gute Christen, um dulden zu können, daß der Leichnam eines Rechtgläubigen aus unserem frommen Mexiko in ein Land entführt wird, wo der Unglaube und die Unheiligkeit zu Hause ist. Wir werden daher den Leichnam hier behalten und in geweihte: Erde bestatten."

„Wie?" rief der reiche Handelsherr, bis zum Tode erbleichend. „Sie haben es auf den Leichnam hier abgesehen?"

„Auf den Leichnam wie auf die Bahre," erwiederte der Räuberhauptmann lächelnd. „Vielleicht noch mehr auf die letztere, als den ersteren. Ich denke, Sie verstehen mich nun, Sennor Laroix."

„Zurück, ihr Tempelschänder!“ rief jetzt der Padre mit vor Zorn bebender Stimme. „Wollt ihr euch an dem Eigenthum Gottes vergreifen? Denn wessen anders ist ein Todter, als nur allein Gottes? Den Fluch der Kirche rufe ich auf euch herab und eure Seelen werde ich dem höllischen Feuer übergeben, wenn Ihr . . .“

Weiter konnte er aber nicht sprechen, denn der Banditenchef legte ihm die eine Hand auf den Mund und drückte ihn mit der andern auf den Boden nieder.

„Hier bleibt ruhig und stille sitzen, Padre,“ sagte er höflich, aber bestimmt, „bis wir mit unserem Geschäfte zu Ende sind. Wir wollen Euch weder mißhandeln, noch Euch Gewalt anthun, aber Ihr wißt gar nicht, was der Sarg dort enthält, und Eure Heiligkeit ist zu einem argen Possenspiele mißbraucht worden, wie Ihr sogleich sehen werdet. Kommt, Kinder, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, denn in einer Stunde wird die Postkutsche von Veracruz vorüberkommen, welche immer von einer starken berittenen Mannschaft escortirt wird. Schnell, den Sarg aufgesprengt; legt den Leichnam schonend hierher in's Gras; aber dann die Bahre in Stücke zerschlagen, damit wir sie um ihren Inhalt erleichtern.“

Der Befehl des Chefs wurde in einer Minute vollzogen; die Räuber hatten Stemmeisen und Aexte mitgebracht, und die Bretter, aus denen die doppelte Bahre zusammengefügt war, konnten ihren Anstrengungen daher nicht lange widerstehen. Der Leichnam wurde sorgfältig und mit Schonung herausgenommen, aber dann ging es mit gedoppeltem Eifer an das Zersprengen und Zerschlagen des Sarges, so daß die Reichthümer, die dort verborgen lagen, bald zu Tage gefördert wurden.

Das Erstaunen des Padre Theodosio wie der ganzen Begleitungsmannschaft des Leichenconductes war grenzenlos, als dieser Fund zu Tage kam; die Räuber aber lachten laut auf, wie sie die verzweiflungsvolle Miene des Herrn Laroix bemerkten, der sich so auf Einen Schlag seiner in einer Reihe von Jahren erworbenen Reich-

thümer beraubt sah. Diese Jammermiene hinderte die Räuber aber nicht, Alles, was sie vorfanden, in große Säcke zu werfen, die sie zu diesem Behufe mitgebracht hatten, und dieselben dann auf ein paar Pferde zu laden, welche mit Packsätteln versehen waren. Nur allein die Werthpapiere packten sie nicht ein, sondern legten sie sorgfältig zusammen, und der Hauptmann übergab sie nach beendigtem Geschäft dem beraubten Handelsherrn, oder vielmehr er legte sie neben ihn auf den Boden.

„Ihr seht, Sennor Laroix," sagte er, sich verbindlich gegen den gefesselten Kaufmann verneigend, „wir verfahren glimpflich mit Euch, denn Eure Papiere haben zum mindesten denselben Werth, wie das Gold und die Pretiosen, welche wir Euch abnehmen. Ich hoffe deßhalb, Ihr werdet mir auf dieses hin das Zeugniß der Artigkeit nicht versagen."

Der beraubte Kaufmann stöhnte hörbar, aber plötzlich schien Ein Gefühl alle übrigen zu überbieten, denn seine Augen blitzten und eine flammende Röthe bedeckte seine Wangen.

„Wenn Ihr wirklich ein Mann von Artigkeit seid," rief er, „ja wenn Ihr nur ein menschlich Fühlen in Eurer Brust tragt, so nennt mir Den, der Euch das Geheimniß mit dem Sarge verrathen hat, und ich will Euch zu Eurem Raube hin noch fürstlich belohnen."

„Ich werde Euch diese Höflichkeit umsonst erweisen," erwiederte der Räuberhauptmann, sich abermals verbeugend. Dann schritt er auf den Platz zu, wo ein noch junger Mann, den alle Mitglieder des Reisezugs unter dem Namen Alphonso kannten, schwer gefesselt auf dem Boden lag. Dieser Alphonso war, wie wir aus dem Anfang dieser Erzählung wissen, der Mann, welcher, seit Jahren in dem Dienste des Herrn Laroix stehend, von diesem mit der Verfertigung des Sarges und sogar mit der Verpackung der Pretiosen in demselben beauftragt gewesen war. Er hatte in dem Handgemenge mit den Räubern tapfer gekämpft und lag nun aus einer

schweren Wunde blutend da, ein Bild der Verzweiflung. Verlor er ja doch durch diesen Raubüberfall alle Hoffnung auf die reiche Belohnung, welche ihm im Falle der glücklichen Ankunft des Zuges in Veracruz von Herrn Laroix zu seiner Etablirung als freier Mann zugesagt worden war! Konnte man übrigens seinen Jammer hierüber, sowie überhaupt über das Unglück, das seinem bisherigen Herrn zugestoßen, jetzt schon groß nennen, so sollte sich derselbe doch noch steigern, wie wir sogleich sehen werden. Sobald nämlich der Räuberhauptmann ihn aufgefunden hatte, zog er seine Börse, zählte zwanzig Goldstücke ab und legte diese vor die Füße des Gefesselten.

„Ich habe Dir,“ sagte der Banditenchef, „zwanzig Goldstücke für den Verrath des Geheimnisses mit dem Sarge versprochen, und hier liegen sie wohlgezählt vor Deinen Füßen. Du siehst, ich habe Wort gehalten; weiter aber habe ich Dir nichts versprochen, und so magst Du den Lohn für Deine Verrätherei empfahen, denn einem Nichtswürdigen, der für einige Goldstücke seinen Herrn an's Messer liefert, gebührt der Galgen.“

Voll Hohn wollte er sich abwenden, aber es sollte ihm nicht gelingen. Zwar der gefesselte Alphonso konnte ihm nichts anhaben, denn trotzdem er fast wahnsinnige Anstrengungen machte, sich zu erheben und auf den Räuber einzudringen, so hielten doch seine Bande allzu fest, und er konnte nichts thun, als ohnmächtige Fluchworte über die schändliche Lüge ausstoßen, mit der man ihn als Verräther brandmarken wollte; dagegen kam ihm eine Hilfe von ganz anderer Seite, auf die weder er, noch der Banditenchef gerechnet hatte. Die Tochter des Herrn Laroix und ihre Zofe, welche, wie wir wissen, die Braut Alphonso's war, standen nämlich diese ganze Zeit über sprachlos vor Schrecken neben ihrer Sänfte, aus der man sie auszusteigen genöthigt hatte, jedoch ohne sie zu fesseln. Wie nun aber die Zofe hörte, wessen man ihren Bräutigam beschuldige, kam auf einmal Leben in ihre erstarrten Glieder, und wie eine Furie stürzte sie sich auf den Räuberhauptmann. „Lügner, schurkischer Lügner!“

schrie sie und fuhr ihm mit ihren Nägeln in's Gesicht, mit der Kraft einer Wahnwitzigen bemüht, ihn niederzuwerfen. Der Räuber war auf einen solchen Angriff nicht gefaßt und konnte sich ihrer nur mit Mühe erwehren. Allerdings sprangen ihm augenblicklich einige seiner Gesellen zu Hilfe und suchten das tolle Mädchen von ihm wegzureißen, aber sie hatte ihre Hände so fest in seinen Hals eingebohrt, daß sein Oberrock über die Brust herab einen großen Riß bekam, als man ihre Hände endlich wegriß. Und sogar jetzt ließ sie in ihrem Angriffe noch nicht nach, sondern erfaßte in der Verzweiflung seine Degenquaste, um ihm das Schwert zu entreißen, und so fest hatte sie ihre Hände eingekrallt, daß, wie man sie zuletzt auch hievon losriß, einige Stücke dieser Quaste in ihren Händen zurückblieben, sowie sie auch einen Knopf der Uniform, welche der Räuberchef unter seinem Oberrocke trug, abgerissen und in ihrer Faust festgehalten hatte. Die andern Räuber bemerkten übrigens in ihrem Eifer, die Wahnwitzige von ihrem Hauptmann zu trennen, von diesem Allem nichts, eben so wenig als die Zofe selbst im ersten Augenblicke sich dessen bewußt war, was sie gethan hatte. Nur allein der Padre hatte beim Zerreißen des Oberrocks des Banditenchefs die blitzende Uniform darunter entdeckt und diese Entdeckung half seinem Gedächtnisse bei der Frage, wo und unter welchen Umständen er jenen Mann wohl schon gesehen habe, auf einmal nach. Doch hatte er nicht Zeit, auch nur ein Wort hierüber zu äußern, denn in diesem Augenblicke gab einer der Banditen, welcher als Wache ausgestellt war, das Allarmzeichen, daß Gefahr im Anzuge sei, und nun warfen sich die Räuber im Nu auf ihre Pferde, die Packpferde neben sich her treibend. In der nächsten Sekunde schon stoben sie davon, daß man nach einer Minute auch nicht eine Spur mehr von ihnen entdecken konnte, und auf dem Schauplatze des Ueberfalls blieb Niemand zurück, als der beraubte Leichenconduct.

Die Gefahr, welche im Anzuge war und die Räuber verscheuchte, bestand in nichts Anderem, als im Herannahen der mächtigen Post-

kutsche, welche, von zehn Maulthieren gezogen, alle ander Tage von Veracruz nach Mexiko zu fahren hatte. Natürlich war dieselbe der Sicherheit der Passagiere und der Postsäcke wegen von einer ziemlichen Anzahl Bewaffneter eskortirt, und somit hatten unsere Reisenden nunmehr den gehörigen Schutz, aber leider viel zu spät, erhalten. Ja sogar dazu schien es zu spät, den Feind zu verfolgen; wenigstens machte kein Mensch hiezu Anstalt. Dagegen löste man augenblicklich die Bande der Gefesselten und leistete den Verwundeten allen Beistand, den man ihnen mit den wenigen Hilfsmitteln, welche bei der Hand waren, nur immer gewähren konnte. Auch schickte man sogleich in's nächste Städtchen, das zufällig nicht allzu weit entfernt war, um neue Maulthiere gegen Geld und gute Worte zu requiriren, wobei es ein wahres Glück genannt werden konnte, daß Herr Laroix nicht all' sein Gold dem Sarge anvertraut hatte, sondern eine ziemliche Summe in Baarem bei sich trug. So gelang es endlich mit vieler Mühe und nach einer Arbeit von mehreren Stunden, die Karawane des Herrn Laroix wieder in einige Ordnung zu bringen, so daß er seine Reise hätte fortsetzen können; allein der Handelsherr wollte nun von solcher Fortsetzung nichts mehr wissen, sondern begehrte vielmehr umzukehren, um in der Hauptstadt Mexiko bei dem Diktator Santa Anna seine Klage anhängig zu machen. Er wollte wo möglich nicht blos das Geraubte wieder erlangen, sondern auch die Schuldigen zur wohlverdienten Strafe ziehen. Zu diesem Behufe sprach er mit dem Anführer der Eskorte, welche den Postwagen begleitete, und dieser schritt augenblicklich zu der Verhaftung des jungen Alphonso, weil dieser von dem Räuberchef als der Verräther des Geheimnisses bezeichnet worden war, — eine Verrätherei, deren Wahrheit durch die zwanzig Goldstücke nur zu sehr bestätigt wurde. Zwar schien sich jetzt der Auftritt von vorhin mit der Zofe wiederholen zu wollen, allein der Padre Theodosio legte sich höchst energisch darein, und seinem Machtgebot gelang es, das Mädchen wenn nicht sofort zu beruhigen, so doch für den Augenblick

zum Stillschweigen zu bringen. Auch dem Alphonso wußte er Muth zuzusprechen. „Deine Unschuld," sagte er zu ihm, „wird an den Tag kommen, so gewiß als ein allsehender Gott im Himmel ist. Gib Dich ruhig in Deine Gefangenschaft und vertraue auf mich; denn wie ich jetzt schon von Deiner Schuldlosigkeit überzeugt bin, so werde ich auch dafür sorgen, daß der Oberrichter in Mexiko, der ein zwar strenger, aber zugleich ein unbeugsam gerechter Mann ist, sich ebenfalls davon überzeugt."

So ward denn nun die Rückreise nach Mexiko angetreten, aber natürlich nicht in derselben Ordnung wie die Herreise. Nicht nur nämlich hatte Herr Laroix es vorgezogen, mit der Postkutsche, deren Oberdeck auch den gefangenen Alphonso beherbergte, vorauszufahren, sondern es fehlte die Hauptsache beim Zuge, der Sarg mit dem Leichnam, da man den letzteren auf den Kirchhof des nächsten Dorfes unter den üblichen Ceremonien beerdigte, weil Herr Laroix ihn nunmehr keineswegs nach Frankreich zu führen begehrte. Die Oberleitung des Zuges übernahm jetzt der Padre Theodosio, und man konnte bemerken, wie er sich besonders sorgfältig um die junge Zofe, die Braut Alphonso's, bemühte. Stundenlang unterhielt er sich insgeheim mit ihr, und sie faßte so vollkommenes Zutrauen zu ihm, daß sie bald ganz beruhigt und sogar heiter wurde. Den Uniformsknopf und die Seidenquastenstücke, die sie in dem Kampf mit dem Räuberhauptmann als Trophäen erobert, hatte sie ihm natürlich längst übergeben, denn durch diese Stücke hoffte er den Beweis zu liefern, wer der wirklich Schuldige sei, wodurch sich dann natürlich die vollkommene Unschuld Alphonso's herausstellen mußte. — Während nun aber der Zug sich langsam nach Mexiko zurückbewegte, eilen wir demselben voraus, und versetzen uns wieder in die Gesellschaft des Don Gonzalez de los Torres, des Geheimsekretärs des Diktators Santa Anna.

Es war am Mittag des dritten Tages nach dem Ueberfall des Leichenconductes in der Schlucht von Veracruz, da erhielt Sennor Gonzalez, während er an seinem Schreibpulte im Palaste

beschäftigt war, ein zierliches Zettelchen, welches ihn benachrichtigte, daß sein Adjutant, Don Cäsar, von der Reise nach dem großen Gute, auf das er ihn mit Aufträgen gesandt hatte, zurückgekehrt sei und ihm Rapport über den Verlauf des Geschäftes abzustatten wünsche. Don Gonzalez kürzte daher seine Arbeit so viel als möglich ab, und sprengte dann voll Ungeduld der Kaserne zu, wo Don Cäsar seiner wartete.

„Gewonnen, gewonnen!“ rief dieser ihm schon von weitem zu, und gleich darauf sprengten sie auf ihren raschen Pferden nach dem Landhause, wo Don Gonzalez seine Verkleidungen vorzunehmen pflegte, ehe er das einsame Wirthshaus am Saume des Waldes zu besuchen wagte. Erst jetzt, als sie dieses Landhaus erreicht hatten, hielt sich Don Gonzalez für hinlänglich vor Lauschern gesichert, um seinen Adjutanten zu einem genauen Berichte aufzufordern, den dieser nun auch natürlich abstattete. Es war keine kurze Erzählung, um so weniger, als Don Gonzalez der Querfragen viele dazwischen warf; aber je weiter Don Cäsar in seinem Berichte kam, um so heller funkelten die Augen des Geheimsekretärs, und als endlich der Erstere ganz fertig war, da rief auch der Letztere mit triumphirendem Lächeln: „Gewonnen, gewonnen!“ Doch plötzlich flog ein trüber Schatten über sein schönes Gesicht und es schien ihn eine große Bangigkeit zu erfassen.

„Ueber Eines habt Ihr mir noch keine Auskunft gegeben, Don Cäsar,“ sagte er. „Versuchtet Ihr es nicht, wie ich Euch doch aufgetragen, den Verdacht der Verrätherei auf den jungen Bediensteten des Sennor Laroix, auf den jungen Mann, dessen Namen Alphonso ist, zu wälzen? Wir hatten doch hierüber genaue Rücksprache genommen.“

„Auch dieses, wie alles Uebrige, ist mir vollkommen gelungen,“ erwiederte Don Cäsar, „und Sennor Laroix, ich wette darauf, schwört Stein und Bein, kein Anderer, als sein bisheriger Hausschreiner, habe den so überaus klug angelegten Plan den Banditen

kundgethan. Ich opferte zu diesem Behufe zwanzig vollwichtige Goldstücke, entfernte aber damit alle und jede Möglichkeit, daß auf einen Andern der Verdacht des Verraths fallen kann. Ihr seid also vollkommen gesichert, Don Gonzalez; denn mag der junge Alphonso auch hundertmal schwören, den Banditenchef gar nicht gekannt zu haben, die zwanzig Goldstücke sprechen gegen ihn, da kein vernünftiger Mensch vermuthen kann, daß ein Räuber so viel Gold für nichts und wieder nichts opfert, nur um einen Unschuldigen auf's Schaffott zu bringen."

Jetzt erst schwanden die Wolken aus dem Gesichte des Geheimsekretärs, und das triumphirende Lächeln von vorhin kehrte verdoppelt und verdreifacht darauf zurück.

„Wie viel beträgt die Summe, die wir zu vertheilen haben werden?" rief er jubelnd.

„Nach meinem Ueberschlag zum Mindesten zweimalhunderttausend schwere Piaster," erwiederte Don Cäsar, „und dabei habe ich die Diamanten und Pretiosen ganz gering angeschlagen. Doch wir werden dies in wenigen Stunden, wenn wir zur Theilung schreiten, näher erfahren."

„Triumph," rief Don Gonzalez, abermals laut aufjubelnd, „so beträgt mein Antheil zum Mindesten sechzigtausend Piaster. Ich werde also der Dame Ximene den versprochenen Diamantenschmuck kaufen können, und sie wird mir dann ihre Hand nicht länger mehr verweigern."

Es ging in der That Alles so, wie es die beiden Männer voraussahen. Die Beute betrug fast mehr, als sie vermuthet hatten, und auf das Drittheil, welches Don Gonzalez de los Torres als Oberanführer der Banditen anzusprechen hatte, kamen gegen siebzigtausend Piaster, welche natürlich ausgereicht hätten, sein verschwenderisches Leben wieder auf lange hinein zu sichern. Auch in Beziehung auf den Verdacht, wer das Geheimniß des Sennor Laroix verrathen habe, traf die Voraussetzung des Don Cäsar ein; denn

wenige Tage darauf kam die Postkutsche von Veracruz an, welche den gefangenen Alphonso mitbrachte, der alsobald dem Gerichte zur weiteren Untersuchung übergeben wurde. Santa Anna war wüthend über diese Raubgeschichte, besonders weil er selbst einer der vier Männer war, welche einzig und allein um das Sarggeheimniß wußten, und von denen daher Einer nothwendig den Verräther gemacht haben mußte. Er schärfte demnach dem Oberrichter ein, der Sache ganz genau auf den Grund zu gehen und ohne Rücksicht der Person unter allen Umständen die Wahrheit an den Tag zu bringen. Natürlich ward nun der arme Alphonso hart inquirirt, nicht sowohl um ein Geständniß seiner Verrätherei von ihm zu bekommen — denn diese ward als vollständig erwiesen vorausgesetzt —, sondern vielmehr um die Namen seiner Mitschuldigen aus ihm herauszupressen. Schon wollte man zur peinlichen Frage übergehen, weil er hartnäckig Alles läugnete, was man ihm zur Last legte, da änderte auf einmal die Ankunft des Padre Theodosio mit dem rückkehrenden verunglückten Leichenconducte die ganze Sachlage. Sobald nämlich der Padre die Hauptstadt erreicht hatte, so begab er sich, ohne auch nur eine Minute zu anderen Geschäften zu verwenden, zu dem Oberrichter, welcher mit der Untersuchung des Raubprozesses beauftragt war. An seiner Hand führte er ein tiefverschleiertes Mädchen, das vor Aufregung zitterte. Die Unterredung beim Oberrichter dauerte wohl eine Stunde oder länger, denn der strenge, aber rechtliche und überaus kluge Gesetzesausleger ließ, nachdem er die Erzählung des Padre und des Mädchens vernommen hatte, mit Fragen und Inquisitorien nicht nach, bis er sich ein ganz genaues Bild von dem Falle verschafft hatte.

„Es kann nicht anders sein,“ sagte er endlich, sich würdevoll erhebend; „für mich wenigstens ist kein Zweifel mehr vorhanden. Der Knopf hier gehört zur Uniform eines Offiziers des Leibdragonerregiments. Kein anderes Regiment führt die gleichen Knöpfe. Ein nicht geringerer Beweis sind die zwei goldenen Schnürchen,

welche aus der Degenquaste ausgerissen wurden. Der Räuberhauptmann steckte also sicherlich in der Uniform eines Offiziers der Santa-Anna-Dragoner. Nun wußten, nach der Aussage des Diktators sowohl als des Kaufmanns Laroix, nur vier Personen um das Geheimniß: Santa Anna, Laroix, Alphonso und — Don Gonzalez de los Torres. Don Gonzalez ist der Oberst des Leibdragonerregiments; er macht einen fast unerschwinglichen Aufwand, ohne daß man weiß, woher seine Reichthümer fließen; er muß bei den Räubereien, welche dieses schöne Land verpesten, betheiligt sein, wenigstens war er es jedenfalls bei diesem letzten Raubanfalle. Aber wie ihn entlarven? Er ist des Diktators besonderer Liebling, ja er ist so gut wie verlobt mit der Nichte Santa Anna's und der Letztere wird gar nicht glauben wollen, daß sein Schützling ein solcher Schuft ist. Aber — ich will ihn zwingen, es zu glauben. Kommt," rief er begeistert, „kommen Sie, Padre, komm', Mädchen, wir müssen eine Audienz beim Diktator selbst nachsuchen."

Eine Viertelstunde darauf standen sie im Vorzimmer zu dem geheimen Kabinette, in welchem Santa Anna mit seinem Geheimsekretär zu arbeiten pflegte. Sie wurden gemeldet, und der Diktator empfing sie voller Verwunderung. Es befand sich wie gewöhnlich außer ihm Niemand im Zimmer, als Don Gonzalez de los Torres, der Geheimsekretär.

„Eure Herrlichkeit," begann der Oberrichter mit dem herben, strengen Tone, der ihm eigen war; „Eure Herrlichkeit haben mir befohlen, den Raubanfall, dem der Sennor Laroix den Verlust der Hälfte seines Vermögens verdankt, mit aller Sorgfalt, sowie mit aller Strenge zu untersuchen. Ist das noch der Wille Eurer Herrlichkeit, oder wollen Sie Gnade für Recht ergehen lassen?"

„Gnade?" rief der Diktator. „Gnade? Gottes Tod, wer spricht von Gnade? Gerechtigkeit will ich, die strengste Gerechtigkeit. Am Ende deutete man gar noch mit Fingern auf mich und beschuldigte mich selbst, Theil an dem Verrathe gehabt zu haben, der

den Sennor Laroix seines Vermögens beraubte! Gottes Tod, Mann, siehst Du noch nicht, daß ich nichts will und wollen kann, als die strengste Gerechtigkeit?"

„Eurer Herrlichkeit Wille soll bis auf's Aeußerste befolgt werden," erwiederte der Oberrichter mit starker Stimme, indem er sich zugleich hoch emporrichtete; „darum verlange ich, daß der hier anwesende Geheimsekretär, Sennor Gonzalez de los Torres, Obrist des Leibdragonerregiments und Adjutant Eurer Herrlichkeit, sofort in Gewahrsam genommen und streng bewacht werde, damit er in keine Correspondenz oder sonstige Verbindung mit der Außenwelt treten könne."

„Sind Sie rasend, Don Jose?" rief der Diktator, mit seinem hölzernen Beine auf den Boden stampfend. „Glauben Sie, daß mein Geheimsekretär zum gemeinen Banditen herabgesunken sei? Ueberdies hat er die Stadt in den letzten vierzehn Tagen gar nicht verlassen und kann also bei dem Raube nicht betheiligt sein."

„Wenn Eure Herrlichkeit wollen, daß Gerechtigkeit geübt werde, so muß das geschehen, was ich anzuordnen für gut finde," sprach der Oberrichter mit Würde. „Im andern Falle ziehe ich mich von der Untersuchung zurück, und bitte Eure Herrlichkeit, einen andern Richter mit der Sache zu betrauen."

„Gut, Don Jose," versetzte der Diktator mit verbissenem Grimme. „Nehmen Sie die Verhaftung vor; aber es geschehe auf Ihre eigene Verantwortung."

„Wenn ich nicht genügenden Grund hätte, so würde ich nicht so weit gegangen sein," sprach der Oberrichter. Dann wandte er sich an den Geheimschreiber, der bleich wie der Tod an der Wand lehnte. „Don Gonzalez," sagte er, „wenn Sie unschuldig sind, so muß dies das erste Verhör herausstellen. Ich will deßhalb Ihrer Ehre nicht zu nahe treten und Sie wie einen gemeinen Verbrecher in's Gefängniß transportiren lassen, sondern ich werde Sie selbst in einem geschlossenen Wagen dahin bringen. Aber bevor dies geschieht,

muß ich Eure Herrlichkeit noch um eine Erlaubniß oder vielmehr um einen Befehl bitten."

„Gottes Tod!" rief der Diktator, abermals mit dem Stelzfuße stampfend; „soll ich mich am Ende auch noch selbst im Gefängnisse stellen?"

„Nein," erwiederte der Oberrichter mit kalter Ruhe; „aber Eure Herrlichkeit soll das Santa-Anna-Dragonerregiment jetzt zur Stelle in die Kaserne consigniren, und zwar so, daß nicht Ein Soldat oder Offizier ein Stück von seiner Uniform oder Bewaffnung anrühre, bis die Untersuchung, die ich mit jedem einzelnen Manne vorzunehmen habe, beendet ist. Alles muß in dem Zustande verbleiben, in dem es sich gegenwärtig befindet, sonst ist meine ganze Haussuchung eine vergebliche."

„Auch das soll geschehen," versetzte der Diktator heftig. „Ich selbst werde den Befehl in die Kaserne bringen, denn ich werde Sie begleiten, um bei der Untersuchung gegenwärtig zu sein. Aber Gottes Tod, nehmen Sie sich in Acht, wenn dieser auffallende Schritt ein vergeblicher ist!"

„Gott wird uns den Schuldigen finden lassen," sprach nun der Padre, der die ganze Zeit her stillschweigend zugehört hatte. „Aber wie es unsere Pflicht ist, alle unsere Verstandeskräfte anzustrengen, um das Verbrechen zu Tage zu fördern, so ist es Ihre Pflicht, Herr Diktator, Ihre Macht dazu zu gebrauchen, daß dem Recht — Recht, und dem Unrecht — Unrecht werde."

Es ward nun alsobald Befehl gegeben, einen großen bedeckten Wagen vorfahren zu lassen, in welchem sofort die ganze Gesellschaf Platz nahm. Der Diktator verbat sich jede Eskorte und weitere Begleitung, denn er wollte für diesmal die Soldaten und Offiziere in der Kaserne überraschen. Zuerst ward vor dem Criminalgefängniß gehalten und dem Geheimsekretär darin ein besonderes Zimmer angewiesen; dann ging es im Galopp vor die große Reiterkaserne, so daß die auf der Straße Wandelnden nicht wußten, was

sie aus der Sache machen sollten. Der Wagen fuhr in den Hof und hielt vor dem Portale. Verwundert präsentirte die Schildwache, als sie den Diktator erkannte, aber dieser ließ, nachdem er mit dem Oberrichter aus dem Wagen gestiegen war (der Padre und die Zofe mußten darin zurückbleiben), augenblicklich Allarm schlagen, so daß das ganze Regiment im Hofe antreten mußte. Offizieren und Soldaten war es, als hätte der Blitz neben ihnen eingeschlagen, so betäubt vor Erstaunen waren sie über diese unvermuthete Erscheinung des Diktators; allein mechanisch gehorchten Alle, ohne sich zu erlauben, ihrer Verwunderung auch nur mit einem Worte Luft zu machen. An der Stelle des Obristen kommandirte Santa Anna selbst, und der Regimentsadjutant stand dienstbereit hinter ihm. Da bemerkte das Falkenauge des Diktators einen kleinen Knaben, der sich leise schleichend dem Platze näherte, wo der Adjutant hinter ihm stand. Anscheinend nahm Santa Anna keine Notiz von dem Burschen, sondern kommandirte ruhig weiter; aber er ließ ihn nicht aus den Augen, und wie nun der Junge, sich unbemerkt glaubend, ganz nahe hinter den Adjutanten geschlichen war und dem Letzteren heimlich ein Briefchen zustecken wollte, da wandte sich der Diktator plötzlich um, ergriff den Knaben am Arme und entriß ihm das Zettelchen. Dasselbe war an Don Cäsar überschrieben und lautete einfach so: „Nehmt Euch in Acht, denn ich bin als Verdächtiger festgesetzt. Entfernt die Pretiosen, wenn Ihr es irgend noch möglich machen könnt.“

Eine Unterschrift trug es nicht, aber Santa Anna kannte die Handschrift.

„Wem gehörst Du, Knabe?“ fragte der Diktator strenge.

„Ich kenne ihn,“ erwiederte statt seiner der Oberrichter; „es ist der Sohn des Gefängnißwärters.“

„Gottes Tod, Don Jose,“ rief nun Santa Anna, welchem der Zorn das Gesicht hochroth färbte, „Euer Verdacht hat den Richtigen getroffen; wir können die Haussuchung auf den Mann

hier beschränken, denn er steckt mit meinem bisherigen Geheimsekretär unter Einer Decke. Gebt Euren Degen ab, Don Cäsar, Ihr seid ein Gefangener."

„Er ist's, er ist's!" schrie plötzlich eine weibliche Stimme, und die Braut des gefangenen Alphonso ließ sich nicht mehr halten, sondern stürzte aus dem Wagen, worin sie seither mit dem Padre gesessen hatte, heraus und auf den Adjutanten zu. „Erkennt Ihr ihn nicht, hochwürdiger Vater?" schrie sie. „Ganz dieselbe Person, nur trug er damals einen großen Bart und hatte sich das Gesicht schwarzbraun gefärbt! Sehen Sie, Hochwürdigster, sehen Sie, da sind noch die Spuren meiner Nägel, die ich ihm damals in's Gesicht schlug! Er ist's, er ist's, er ist der Räuberhauptmann!"

Der Leser kann sich nun schon denken, wie die Sache sich weiter entwickelte. Man untersuchte die Wohnung des Adjutanten, und bald fand sich ein Uniformsrock, an dessen Halskragen ein Knopf fehlte, — — derselbe Knopf, welchen die Zofe im Handgemenge abgerissen und dem Padre übergeben hatte; auch einen Degen fand man, zu dessen Quaste die goldenen Schnürchen paßten, welche dem Räuberhauptmann entrissen worden waren. Zu allem Ueberfluß ergab sich noch, daß eine Diele im Stubenboden los war, und wie man näher nachforschte, zeigte sich ein Haufe Goldes und ein Perlenschmuck darunter versteckt, welch' letzteren Sennor Laroix und seine Tochter alsbald als ihr Eigenthum erkannten. So konnte Don Cäsar natürlich nicht mehr läugnen, und gestand zu, den Raub begangen zu haben. Wer aber seine Genossen gewesen seien, und besonders wer ihm das Geheimniß des Sarges verrathen habe, — hierüber ein Geständniß zu machen, wollte er sich nicht herbeilassen. Er hoffte wahrscheinlich, der Einfluß des Don Gonzalez werde so groß sein, daß ihm die Begnadigung nicht entgehen könne. Demnach blieb er dabei, daß kein Anderer als der arme Alphonso ihn mit dem Geheimnisse des reichen Kaufherrn betraut habe. Sogar als man ihm das Briefchen, welches Don Gonzalez als Warnungs-

zeichen an ihn abgesandt hatte, unter die Augen hielt, schwieg er verstockt still und wollte den Geheimsekretär nicht als Mitschuldigen und noch viel weniger als Anstifter nennen.

Unterdessen ging die Untersuchung ihren Gang fort, und als man in dem Landhause des Geheimsekretärs Nachforschung hielt, fand man daselbst einen großen Theil der geraubten Gegenstände. Don Gonzalez gab sich daher keine Mühe, länger zu läugnen, sondern gestand ein, daß er schon verschiedene Jahre hindurch an der Spitze einer Bande Räuber stehe, welche nach seiner Anleitung die kühnsten und verwegensten Streiche um so leichter ausführen konnte, als er die Nachrichten über bevorstehende Geldtransporte, Waarenzüge und dergleichen natürlich immer aus erster Hand erfuhr. Auf diese Art wurde es ihm möglich, das verschwenderische Leben zu führen, durch welches er weit und breit berühmt war, denn alle die Gerüchte über ererbte Reichthümer, welche er, um seine Verschwendung zu bemänteln, ausgesprengt hatte, zeigten sich als durch und durch unwahr. Sein einziger Erwerb war der Raub.

Man kann sich denken, daß der Zorn des Diktators Santa Anna kein geringer war, denn es handelte sich in diesem Falle nicht von einem gewöhnlichen Raub und Diebstahl, sondern es handelte sich vielmehr um einen Betrug, der an ihm selbst seit Jahren begangen wurde! Sein eigener Geheimsekretär war der Anführer einer Bande von Räubern! Und er, er, der kluge Diktator Mexiko's, hatte sich Jahre lang von demselben zum Besten halten lassen, ja er hatte sogar so weit gehen wollen, diesem Betrüger seine Nichte zur Gattin zu geben! Als daher am Abend des Tages, welcher die Schuld des Geheimsekretärs über allen Zweifel klar gemacht hatte, die schöne Ximene sich ihrem Oheim zu Füßen warf und um Gnade für den Verbrecher flehte, ließ er sie hart an und verwies ihr solches Beginnen.

„Er muß sterben," sagte er zornig, „und wenn alle Engel

im Himmel für ihn bäten. Gottes Tod, habe ich mich von diesem Menschen betrügen lassen!"

Donna Ximene verfiel nun auf einen andern Ausweg. Sie ließ sich noch in derselben Stunde zu Don Jose, dem Oberrichter, führen, und bot ihm eine hohe Summe Geldes an, wenn er den Gefangenen entrinnen lasse. Aber der Oberrichter war noch viel unerbittlicher, als der Diktator. Nicht einmal die Bitte gewährte er ihr, daß der Räuber-Chef wegen der Stellung, die er früher eingenommen, eine minder schimpfliche Todesart erleide, als auf Straßenraub gesetzt war.

„Gonzalez de los Torres ist kein Soldat mehr," erklärte Don Jose, „und darum darf er auch keinen Soldatentod sterben. Auf das Verbrechen, das er begangen, steht Erdrosselung, und erdrosselt soll er werden."

„So erlaubt wenigstens, daß ich Abschied von ihm nehme," rief Donna Ximene. „Man gestattet ja solches jedem Verbrecher."

„Auch Euch sei dies nicht verweigert," sagte der Richter; „vorausgesetzt, daß sich die Nichte des Diktators von Mexiko nicht schämt, die Zelle eines Räubers und Banditen zu betreten."

Sie schämte sich aber nicht, denn sie liebte ihn Und doch liebte sie ihn nicht, wie gewöhnliche Weiber lieben, sondern sie liebte ihn wie eine Spanierin Als man daher den andern Morgen nach diesem Besuch im Gefängnisse die Zelle des Gefangenen betrat, um ihm anzuzeigen, daß sein Todesurtheil gefällt sei, fand man keinen Lebenden mehr, sondern eine Leiche. Don Gonzalez hatte Gift genommen, welches ihm von seiner Geliebten übergeben worden war, damit er nicht der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung ausgesetzt sei.

Nun erst, als er von diesem Ende erfuhr, gestand Don Cäsar Alles ein, und die Mitglieder der Bande wurden zum großen Theile eingefangen, ohne daß man jedoch alles Goldes und aller Juwelen, welche sie geraubt hatten, wieder habhaft geworden wäre. Sie

wurden alle zusammen gerichtet. — Lange vorher schon war der wackere Alphonso aus seinem Kerker entlassen und seine volle Unschuld anerkannt worden. Sennor Laroix beeilte sich, durch ein reiches Geschenk sein Unrecht wieder gut zu machen, und Santa Anna that noch mehr, denn er ernannte den braven Burschen zu seinem Hofschreiner, welche Stelle er bis zum Sturze des Diktators begleitete. Donna Ximene aber schenkte der Braut Alphonso's einen großen Theil ihres Schmuckes, da sie desselben nicht mehr bedurfte, weil sie bald darauf in ein Kloster ging.





